Herrn Johann Jacob Rouſſeaus,

Bürgers zu Genf,

Aemil,

oder

Von der Erziehung.

Aus dem Franzöſiſchen überſetzet.

Vierter Theil.

Sanabilibus aegrotamus malis; ipſaque nos in rectum genitos natura, ſi emendari velimus, juvat. SENECA, *de ira*, *L. II. c. 13.*

Berlin, Frankfurt und Leipzig,

1762.

Aemil,

oder

von der Erziehung.

Das V Buch.

Wir sind nun zu der letzten Handlung der Jugend gekommen: wir sind aber noch nicht bey der Auflösung.

Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sey. Aemil ist mannbar: wir haben ihm eine Gehülfinn versprochen; man muß sie ihm geben. Diese Gehülfinn ist Sophie. An welchen Orten ist ihr Aufenthalt? Wo werden wir sie finden? Wenn man sie finden will, so muß man sie kennen. Wenn wir zuerst wissen, wer sie ist: so werden wir besser von denen Orten urtheilen, die sie bewohnet;

und wenn wir sie werben gefunden haben, so wird doch noch nicht alles gethan seyn. „Weil unser „junge Mensch den Ehestand einmal zu Gesichte be„kommen hat, saget Locke [1]): so ist es Zeit, daß „wir ihn bey seiner Liebste lassen.„ Und damit endiget er sein Werk. Ich für mein Theil, der ich nicht die Ehre habe, einen Edelmann zu erziehen, werde mich in Acht nehmen, daß ich Locken darinnen nicht nachahme.

Sophie,

oder

die Frau.

Sophie soll Frau seyn, so wie Aemil Mann ist; das ist, sie soll alles haben, was der Beschaffenheit ihrer Art und ihres Geschlechtes zukömmt, um ihre Stelle in der physischen und sittlichen Ordnung zu erfüllen. Wir wollen also mit der Untersuchung der Gleichförmigkeiten und der Unterschiede ihres und unsers Geschlechtes anfangen.

In allem, was zu dem Geschlechte gehöret, ist die Frau, wie der Mann. Sie hat eben die Gliedmaßen, eben die Bedürfnisse, eben die Seelenkräfte.

Die

1) In seinen Gedanken von Erziehung der Kinder, zu Ende des XXVII Abschn. 216 §. a. d. 402 S. nach der deutsch. Uebersetz.

Die Maschine ist auf eben die Art gebauet; die Stücken derselben sind einerley; das Getriebe der einen ist wie der andern ihres; die Gestalt ist gleich; und unter was für einem Verhältnisse man sie betrachtet, so sind sie nur nach dem mehr oder weniger von einander unterschieden.

In allem, was zu dem Geschlechte gehöret, haben die Frau und der Mann durchgängig Aehnlichkeiten und durchgängig Unterschiede. Die Schwierigkeit, sie zu vergleichen, kömmt von der Schwierigkeit, in der Beschaffenheit des einen und des andern zu bestimmen, was zu dem Geschlechte gehöret, und, was nicht dazu gehöret. Durch die verglichene Zergliederung, und so gar bey dem bloßen Anschauen, findet man bey ihnen allgemeine Unterschiede, die nicht zu dem Geschlechte zu gehören scheinen; sie gehören gleichwohl dazu, aber durch Verbindungen, die wir nicht im Stande sind, wahrzunehmen; wir wissen nicht, wie weit sich diese Verbindungen erstrecken können; das einzige, was wir mit Gewißheit wissen, ist, daß alles, was sie gemein haben, der Art, und alles, was sie unterschiedenes haben, dem Geschlechte eigen ist. Unter diesem doppelten Gesichtspuncte finden wir unter ihnen so viele Aehnlichkeiten, und so viel einander entgegen gesetztes, daß es vielleicht ein Wunder der Natur ist, daß sie zwey so gleiche Dinge habe machen und sie doch so verschieden einrichten können.

Diese Aehnlichkeiten und diese Unterschiede müssen einen Einfluß in das Sittliche haben; diese Folge ist sinnlich, der Erfahrung gemäß, und zeiget die Eitelkeit des Streites über den Vorzug oder die

Gleichheit der Geschlechter; gleich als wenn ein jedes von beyden, da es, nach seiner besondern Bestimmung, zu den Endzwecken der Natur geht, darinnen nicht viel vollkommener wäre, als wenn es dem andern mehr gliche. In dem, was sie gemein haben, sind sie gleich; in dem, was sie unterschiedenes haben, sind sie nicht zu vergleichen. Eine vollkommene Frau und ein vollkommener Mann müssen einander nicht mehr am Geiste, als am Gesichte ähnlich seyn, und die Vollkommenheit ist des mehr und wenigern nicht fähig.

Bey der Vereinigung der Geschlechter ist ein jedes zu dem gemeinschaftlichen Gegenstande gleich behülflich, aber nicht auf einerley Art. Aus dieser Verschiedenheit entspringt der erste anzuweisende Unterschied unter den sittlichen Verhältnissen des einen und des andern. Das eine muß thätig und stark, das andere leidend und schwach seyn; es ist nothwendig, daß das eine wolle und könne; es ist genug, daß das andere wenig widerstehe.

Aus diesem festgestelleten Grundsatze folget, daß die Frau besonders gemacht sey, dem Manne zu gefallen. Ob der Mann ihr wieder gefallen solle, das ist von keiner so unmittelbaren Nothwendigkeit. Sein Verdienst ist in seiner Macht; er gefällt dadurch allein, daß er stark ist. Das ist hier nicht das Gesetz der Liebe, ich gebe es zu: es ist aber das Gesetz der Natur, welches vor der Liebe selbst hergeht.

Wenn die Frau gemacht ist, zu gefallen, und überwältiget zu werden: so muß sie sich dem Manne angenehm machen, anstatt ihn heraus zu fordern.

dern. Ihre Gewaltsamkeit ist in ihren Reizungen; durch sie muß sie ihn zwingen, seine Stärke zu finden, und sich deren zu bedienen. Die sicherste Kunst, diese Stärke zu beseelen, ist, sie durch den Widerstand nothwendig zu machen. Alsdann vereiniget sich die Eigenliebe mit der Begierde, und die eine triumphiret über den Sieg, den ihn die andere davon tragen läßt. Daher entstehen der Angriff und die Vertheidigung, die Kühnheit des einen Geschlechtes, und die Furchtsamkeit des andern, kurz, die Sittsamkeit und die Scham, womit die Natur den Schwachen bewaffnete, um den Starken zu bezwingen.

Wer kann wohl denken, daß sie ohne Unterschied beyden, einerley Vorschritte zu thun, vorgeschrieben habe, und daß das erste, welches Begierden bekömmt, auch das erste seyn solle, sie zu bezeugen? Was für ein seltsames Verderbniß im Urtheilen! Da das Unternehmen so verschiedene Folgen für die beyden Geschlechter hat; ist es wohl natürlich, daß sie einerley Kühnheit haben, sich demselben zu ergeben? Wie? sieht man nicht, daß, bey einer so großen Ungleichheit in der gemeinschaftlichen Ausgabe, wenn die Zurückhaltung dem einen nicht die Mäßigung auflegete, welche die Natur dem andern aufleget, bald daraus der Untergang aller beyden entstehen, und das menschliche Geschlecht durch eben die Mittel umkommen würde, die zu dessen Erhaltung bestellet sind? Wenn es bey der Leichtigkeit, welche die Frauenspersonen haben, die Sinne der Mannspersonen zu bewegen, und im Grunde ihrer Herzen die Ueberbleibsel eines

fast erloschenen Temperamentes zu erwecken, irgend eine unglückliche Himmelsgegend auf der Welt gäbe, wo die Weltweisheit diesen Gebrauch eingeführet hätte, vornehmlich in den heißen Ländern, wo mehr Frauenspersonen als Mannspersonen gebohren werden: so würden diese, von jenen tyrannisiret, endlich ihre Schlachtopfer seyn, und sich alle zum Tode geschleppet sehen, ohne daß sie sich jemals dawider vertheidigen könnten.

Wenn die Weibchen der Thiere nicht eben die Scham haben; was folget daraus? Haben sie als Weibchen die unumschränkten Begierden, welchen diese Scham zum Zaume dienet? Die Begierde kömmt bey ihnen nur mit der Bedürfniß; ist der Bedürfniß ein Genügen geschehen, so höret die Begierde auf. Sie treiben das Männchen nicht mehr aus Verstellung [2]), sondern im rechten Ernste fort. Sie thun ganz das Gegentheil von dem, was Augusts Tochter that; sie nehmen keinen Fremden mehr an, wenn das Schiff schon seine Ladung hat. Auch selbst wenn sie frey sind, sind ihre Zeiten des guten Willens kurz und bald vergangen; der natürliche Trieb treibt sie, und der natürliche Trieb hält sie auf. Wo würde die Ersetzung dieses verneinenden Triebes bey den Frauensperso-

2) Ich habe schon angemerket, daß die verstellten, angenommenen und schäkerhaften Weigerungen fast allen Weibchen, auch selbst unter den Thieren, gemein sind; und auch selbst wenn sie am geneigtesten sind, sich zu ergeben. Man muß niemals auf ihr Betreiben Acht gehabt haben, wenn man dieses nicht eingestehen will.

personen seyn, wenn man ihnen die Scham würde genommen haben? Warten, daß sie nichts mehr nach den Mannspersonen fragen, heißt warten, bis sie zu nichts mehr gut sind.

Das höchste Wesen hat dem menschlichen Geschlechte in allem Ehre machen wollen. Da es dem Menschen Neigungen ohne Maaß giebt: so giebt es ihm zugleich das Gesetz, welches sie einrichtet, damit er frey sey und sich selbst befehle. Da es ihn unmäßigen Leidenschaften übergiebt, so füget es diesen Leidenschaften die Vernunft bey, sie zu regieren. Da es die Frau uneingeschränkten Begierden überläßt, so füget es diesen Begierden die Scham bey, um sie in Schranken zu halten. Zum Ueberflusse setzet es noch eine wirkliche Belohnung zu dem guten Gebrauche der Kräfte des Menschen hinzu, nämlich den Geschmack, den man an ehrbaren Dingen findet, wenn man die Richtschnur seiner Handlungen daraus machet. Alles dieses, dünket mich, ist wohl so gut, als der Trieb der Thiere.

Es mag also das Weibchen des Menschen an seinen Begierden Theil nehmen oder nicht, und ihnen willfahren oder nicht: so stößt es ihn beständig zurück und vertheidiget sich, aber nicht allezeit mit einerley Stärke, und folglich auch nicht immer mit einerley Erfolge. Damit der Angreifende siegreich sey, so muß das Angegriffene es erlauben oder anordnen; denn was für geschickte Mittel hat es nicht, den Angreifenden zu zwingen, Gewalt zu brauchen? Die freyeste und süßeste Handlung läßt keine wirkliche Gewaltthätigkeit zu; die Natur und Vernunft widersetzen sich derselben; die Natur dar-

innen, daß sie den schwächsten Theil mit so vieler Stärke versehen, als er brauchet, zu widerstehen, wenn es ihm gefällt; die Vernunft darinnen, daß eine wirkliche Gewaltthätigkeit nicht allein die allerviehischte Handlung, sondern auch ihrem Endzwecke am meisten zuwider ist; entweder weil der Mann also seiner Gehülfinn den Krieg ankündiget, und sie berechtiget, ihre Person und ihre Freyheit selbst, auf Kosten des Lebens des Angreifers, zu vertheidigen; oder auch, weil die Frau allein von dem Zustande urtheilen kann, worinnen sie sich befindet, und ein Kind keinen Vater haben würde, wenn sich jeder Mann der Gerechtsamen dazu anmaßen könnte.

Es ist also eine dritte Folge von der Beschaffenheit der Geschlechter, daß das stärkste dem Anscheinen nach der Meister sey, in der That aber von dem schwächern abhänge; und das nicht durch eine eitele Gewohnheit der Galanterie, noch durch eine hoffärtige Großmuth eines Beschützers, sondern durch ein unveränderliches Gesetz der Natur, welches der Frau mehr Leichtigkeit giebt, die Begierden zu erwecken, als dem Manne, sie zu befriedigen, und diesen also, so ungern er auch will, von dem Belieben der andern abhängen läßt, und ihn zwingt, ihr seiner Seits zu gefallen zu suchen, damit er ihre Einwilligung erhalte, daß sie ihn den stärksten seyn lasse. Alsdann ist es das allersüßeste für den Mann bey seinem Siege zu zweifeln, ob es Schwachheit ist, die der Stärke weicht, oder ob es der Wille ist, der sich ihr ergiebt; und die ordentliche List der Frau ist, daß sie

stets diesen Zweifel unter sich und ihm läßt. Der Geist der Frauenspersonen stimmet hierinnen vollkommen mit ihrer Beschaffenheit überein. Sie schämen sich ihrer Schwäche gar nicht, sondern machen sich eine Ehre daraus. Ihre zarten Mäuslein sind ohne Widerstand; sie stellen sich, als wenn sie nicht die leichtesten Lasten aufheben könnten; sie würden sich schämen, wenn sie stark wären. Warum das? Nicht allein darum, damit sie zart zu seyn scheinen, sondern aus einer viel schlauern Vorsicht; sie sammeln sich von weitem Entschuldigungen und das Recht, im Nothfalle, schwach zu seyn.

Der Fortgang der durch unsere Laster erworbenen Einsichten, hat in diesem Puncte die alten Meynungen unter uns sehr geändert, und man redet wenig mehr von Gewaltthätigkeiten, nachdem sie so wenig nöthig sind, und die Mannspersonen solche nicht mehr glauben [3]); da sie hingegen in den ältesten Zeiten der Griechen und Juden sehr gemein sind, weil eben diese Meynungen in der Einfalt der Natur sind, und die bloße Erfahrung des freyen ungebundenen Lebens sie nur hat ausrotten können. Wenn man in unsern Tagen weniger Nothzüchti-

gun-

3) Es kann eine solche Ungleichheit des Alters und der Stärke dabey seyn, daß eine wirkliche Gewaltthätigkeit Statt hat. Da ich aber hier von dem relativen Zustande der Geschlechter nach der Ordnung der Naturrede: so nehme ich sie alle beyde hier in dem gemeinen Verhältnisse, welches diesen Zustand machet.

gungen anführet, so geschieht es gewiß nicht daher, daß die Mannspersonen mäßiger geworden, sondern weil sie weniger Leichtgläubigkeit haben, und eine solche Klage, die sonst einfältige Völker überredet hätte, in unsern Tagen nichts weiter, als das Gelächter der Spötter, nach sich ziehen würde; man gewinnt mehr, wenn man schweigt. Es findet sich im fünften Buche Mose ein Gesetz, nach welchem ein geschändetes Mägdchen mit dem Verführer sollte bestrafet werden, wenn das Verbrechen in der Stadt geschehen wäre. Wenn es aber auf dem Felde oder an entferneten Orten begangen, so sollte der Mann allein bestrafet werden; denn, saget das Gesetz, die Dirne schrye, und es war niemand, der ihr half. Diese gütige Auslegung lehrete die Mägdchen, daß sie sich an besuchten Oertern nicht überraschen liessen.

Die Wirkung dieser verschiedenen Meynungen auf die Sitten ist sinnlich. Die heutige Galanterie ist das Werk davon. Da die Mannspersonen fanden, daß ihre Vergnügungen mehr von dem Willen des schönen Geschlechtes abhiengen, als sie geglaubet hatten: so haben sie diesen Willen durch Gefälligkeiten gefesselt, welche es ihnen sehr wohl vergütet hat.

Man sehe, wie uns das Physische unvermerkt zu dem Sittlichen führet, und wie aus der groben Vereinigung der Geschlechter nach und nach die süßesten Gesetze der Liebe entspringen. Die Herrschaft der Frauenspersonen steht ihnen nicht zu, weil die Männer es gewollt haben, sondern weil die Natur es so will. Sie war ihre, ehe sie solche zu haben

schie-

schienen. Eben der Herkules, welcher den funfzig Töchtern des Thespius Gewalt anzuthun glaubete, wurde indessen doch gezwungen, bey der Omphale zu spinnen; und der starke Simson war nicht so stark, als Delila. Diese Herrschaft gehöret den Frauen, und kann ihnen nicht genommen werden, auch selbst wenn sie deren misbrauchen. Wenn sie solche jemals verlieren könnten, so würden sie dieselbe lange verloren haben.

Es ist keine Gleichheit unter beyden Geschlechtern, was die Folge des Geschlechtes betrifft. Das Männchen ist nur in gewissen Augenblicken Männchen; das Weibchen ist sein ganzes Lebenlang Weibchen, oder wenigstens seine ganze Jugend hindurch. Alles ruft sie ohne Unterlaß wieder zu ihrem Geschlechte, und um dessen Verrichtungen recht zu erfüllen, brauchet sie eine Leibesbeschaffenheit, die sich dazu schicket. Sie muß ihre Schwangerschaft über geschonet werden; sie brauchet in ihren Kindbetten Ruhe; sie brauchet ein weichliches und sitzendes Leben, um ihre Kinder zu säugen; sie muß, um sie zu erziehen, Geduld und Sanftmuth, einen Eifer, eine Gewogenheit haben, die nichts abschrecket. Sie dienet unter ihnen und ihrem Vater zur Verbindung; sie allein läßt ihn sie lieben, und giebt ihm das Vertrauen, sie seine zu nennen. Was für Zärtlichkeit und Sorgfalt brauchet sie nicht, um die ganze Familie in der Einigkeit zu erhalten! Und endlich so muß alles dieses nicht Tugend, sondern Neigung und Lust seyn, ohne welche das menschliche Geschlecht bald ausgegangen seyn würde.

Die Strenge der relativen Pflichten beyder Geschlechter ist nicht und kann nicht einerley seyn. Wenn die Frau sich deswegen über die unbillige Ungleichheit beschweret, die der Mann darunter machet: so hat sie Unrecht. Diese Ungleichheit ist keine menschliche Einsetzung oder wenigstens ist sie nicht das Werk des Vorurtheiles, sondern der Vernunft. Demjenigen von beyden, welchem die Natur das Pfand der Kinder aufgebürdet hat, kömmt es zu, dem andern dafür zu stehen. Ohne Zweifel ist es niemanden erlaubet, seine Treue zu brechen; und ein jeder ungetreue Mann, welcher seine Frau des einzigen Preises der strengen Pflichten ihres Geschlechtes beraubet, ist ein ungerechter und barbarischer Mann. Die ungetreue Frau aber thut mehr; sie zertrennet die Familie, und zerreißt alle Bande der Natur. Indem sie dem Manne Kinder giebt, die nicht sein sind, so verräth sie beyde; so verbindet sie den Meyneid mit der Untreue. Ich sehe kaum, welche Unordnung und welch Verbrechen nicht an diesem hängt. Wenn ein Zustand in der Welt gräulich ist, so ist es eines unglückseligen Vaters seiner, der ohne Vertrauen auf seine Frau sich den süßesten Regungen seines Herzens nicht überliefern darf, welcher bey Umarmung seiner Kinder zweifelt, ob er nicht das Kind eines andern, das Pfand seiner Schande, den Räuber des Gutes seiner eigenen Kinder umarmet. Was ist alsdann die Familie anders, als eine Gesellschaft geheimer Feinde, welche eine strafbare Frau wider einander waffnet, indem sie solche zwingt, sich zu stellen, als wenn sie einander lieben?

Es ist also nicht allein viel daran gelegen, daß die Frau treu sey, sondern auch, daß sie von ihrem Manne, von ihren Nächsten, von aller Welt dafür gehalten werde; es ist viel daran gelegen, daß sie sittsam, aufmerksam, behutsam sey, und daß sie in den Augen anderer, wie in ihrem eigenen Gewissen, das Zeugniß ihrer Tugend trage. Wenn etwas daran gelegen ist, daß ein Vater seine Kinder liebet, so ist auch viel daran gelegen, daß er ihre Mutter hochhalte. Dieß sind die Gründe, welche den Schein so gar unter die Anzahl der Pflichten der Frauen setzen, und ihnen die Ehre und den guten Namen eben so unumgänglich machen, als die Keuschheit. Aus diesen Grundsätzen fließt bey dem sittlichen Unterschiede der Geschlechter ein neuer Bewegungsgrund der Pflicht und Anständigkeit, welcher besonders den Frauen die gewissenhafteste Aufmerksamkeit auf ihre Aufführung, auf ihr Bezeigen, auf ihr Betragen vorschreibt. Daß man unbestimmt behauptet, die beyden Geschlechter seyn gleich, und ihre Pflichten einerley, heißt nur sich in eiteln Reden verlieren, heißt so lange nichts sagen, bis man hierauf antworten wird.

Ist es nicht eine sehr gründliche Art, vernünftig zu urtheilen, wenn man Ausnahmen zur Antwort auf so wohl gegründete allgemeine Gesetze giebt? Die Weiber, saget man, gebären nicht immer Kinder. Nein, aber ihre eigentliche Bestimmung ist doch, welche zu gebären. Wie? weil es in der Welt ein hundert grosse Städte giebt, wo die Weiber in einer ungebundenen Freyheit leben, und daher wenig Kinder gebären: also will

man,

man, der Stand der Weiber sey, wenig Kinder gebären! Und was würde aus den Städten werden, wenn die entferneten Felder, wo die Weiber einfältiger und keuscher leben, nicht die Unfruchtbarkeit der vornehmen Frauen wieder gut macheten? In wie vielen Provinzen hält man nicht die Weiber, die nur vier oder fünf Kinder geboren haben, für wenig fruchtbar [4])! Kurz, was thut es, ob die oder jene Frau wenig Kinder gebiert? Ist der Stand der Frau deswegen weniger, Mutter werde? und müssen nicht die Natur und die Sitten nach allgemeinen Gesetzen für diesen Stand sorgen?

Wenn auch zwischen den Schwangerschaften so langer Raum wäre, als man setzet; wird eine Frau deswegen also plötzlich und abwechselnd ohne Noth und Gefahr die Lebensart ändern? Wird sie heute eine Säugamme und morgen eine Kriegerinn seyn? Wird sie das Temperament und die Neigungen, wie ein Chamäleon die Farben, ändern? Wird sie auf einmal aus dem Schatten des Verschlusses und von den häuslichen Sorgen in die ungestüme Luft, zu den Mühseligkeiten, den Beschwerlichkeiten, den Gefährlichkeiten des Krieges gehen?

Wird

4) Ohne das würde das menschliche Geschlecht nothwendig aussterben. Damit es sich erhalte, so muß jede Frauensperson, alles gegen einander gerechnet, beynahe vier Kinder gebären. Denn von denen Kindern, die geboren werden, sterben fast die Hälfte, ehe sie wieder andere bekommen können, und es müssen zwey übrig bleiben, den Vater und die Mutter vorzustellen. Man sehe, ob die Städte diese Bevölkerung geben.

Wird sie bald furchtsam [5]) und bald tapfer, bald zart und bald stark seyn? Wenn die in Paris erzogenen jungen Leute Mühe haben, das Kriegeshandwerk zu ertragen; werden es wohl Frauenspersonen, die niemals der Sonne getrotzet, und die kaum gehen können, nach funfzig Jahren Weichlichkeit ertragen? Werden sie diese harte Verrichtung in dem Alter übernehmen, wo die Mannspersonen es verlassen?

Es giebt Länder, wo die Weiber fast ohne Schmerzen niederkommen, und ihre Kinder fast ohne Sorgen ernähren. Ich räume es ein: aber in eben diesen Ländern gehen die Männer zu allen Zeiten halb nackend, schlagen die wilden Thiere todt, tragen einen Kahn, wie einen Knappsack, gehen sieben bis achthundert Meilen weit auf die Jagd, schlafen in der freyen Luft auf der bloßen Erde, ertragen unglaubliche Beschwerlichkeiten, und bringen viele Tage ohne Essen zu. Wenn die Weiber stark werden, so werden es die Männer noch mehr. Wenn die Männer weichlich werden, so werden die Weiber noch weichlicher. Wenn sich die beyden Ziele auf gleiche Art verändern, so bleibt der Unterschied einerley.

Plato giebt in seiner Republik den Weibern einerley Uebungen mit den Männern. Ich glaube es wohl. Da er aus seiner Regierungsform die besondern Familien weggenommen hatte, und nicht mehr

5) Die Furchtsamkeit der Weiber ist auch noch ein Trieb der Natur, wider die doppelte Gefahr, die sie bey ihrer Schwangerschaft laufen.

mehr wußte, was er mit den Weibern thun sollte: so sah er sich gezwungen, Männer aus ihnen zu machen. Dieser schöne Geist hatte alles verbunden, alles vorher gesehen. Er gieng einem Einwurfe entgegen, den ihm vielleicht niemand zu machen gedacht hätte: er hat aber denjenigen schlecht aufgelöset, den man ihm gemacht hat. Ich rede nicht von der vorgegebenen Gemeinschaft der Weiber, wovon der so oft wiederholete Vorwurf beweist, daß diejenigen, die ihm solchen machen, ihn nicht gelesen haben. Ich rede von derjenigen bürgerlichen Vermischtheit, welche überall die beyden Geschlechter in einerley Verrichtungen, in einerley Arbeiten vermenget und nicht ermangeln kann, die unleidlichsten Misbräuche zu erzeugen; ich rede von derjenigen Umkehrung der süßesten Empfindungen der Natur, welche einer gekünstelten Empfindung aufgeopfert worden, die nur durch sie bestehen kann; gleich als wenn man nicht ein natürliches Mittel brauchete, um vertragsmäßige Bande zu machen; gleich als wenn die Liebe, die man zu seinem Nächsten hat, nicht der Grund von derjenigen wäre, die man dem Staate schuldig ist; gleich als wenn nicht durch das kleine Vaterland, welches die Familie ist, das Herz sich an das große hienge; als wenn nicht der gute Sohn, der gute Mann, der gute Vater, den guten Bürger ausmacheten?

So bald einmal erwiesen ist, daß der Mann und die Frau nicht auf einerley Art, nach dem Charakter und Temperamente eingerichtet sind, noch seyn sollen: so folget daraus, daß sie nicht einer-

ley Erziehung haben dürfen. Den Anweisungen der Natur zu Folge sollen sie einstimmig handeln: sie sollen aber nicht einerley thun. Der Endzweck der Arbeiten ist gemeinschaftlich, die Arbeiten aber sind verschieden, und folglich die Neigungen, die solche lenken. Nachdem wir uns bemühet haben, den natürlichen Menschen zu bilden: so wollen wir sehen, um unser Werk nicht unvollkommen zu lassen, wie auch die Frau gebildet werden soll, die sich für diesen Mann schicket.

Will man stets gut geführet werden: so folge man stets den Anzeigungen der Natur. Alles, was das Geschlecht kenntlich machet, muß, als von ihr festgesetzet, in Ehren gehalten werden. Man saget ohne Aufhören, die Weiber haben den und den Fehler, den wir nicht haben: unser Stolz betriegt uns; es würden Fehler für uns seyn, für sie sind es Eigenschaften. Alles würde nicht so gut gehen, wenn sie solche nicht hätten. Man verhindere diese vermeynten Fehler, auszuarten: man hüte sich aber, sie auszurotten.

Die Frauenspersonen ihrer Seits hören nicht auf, zu schreyen, wir erzögen sie nur, eitel und buhlerhaft zu seyn; wir vertrieben ihnen ohne Aufhören die Zeit mit Kindereyen, damit wir desto leichter Meister blieben. Sie schieben die Fehler auf uns, die wir ihnen vorwerfen. Was für Thorheit! Und seit wenn geben sich die Mannspersonen mit der Erziehung der Mägdchen ab? Wer hindert doch die Mütter, sie so zu erziehen, wie es ihnen beliebet? Sie haben keine Schulcollegien: groß Unglück! Ey! wollte Gott, es gäbe auch

keine für die Knaben, sie würden viel vernünftiger und viel ehrbarer erzogen werden! Zwingt man Ihre Töchter, ihre Zeit mit Narrenspossen zu verderben? Läßt man sie wider ihren Willen die Hälfte ihres Lebens, nach Ihrem Beyspiele, an ihrem Nachttische zubringen? Verhindert man Sie, solche nach Ihrem Belieben zu unterrichten und unterrichten zu lassen? Ist es unsere Schuld, daß sie uns gefallen, wenn sie schön sind, daß ihre gezwungenen Gebärden uns verführen, daß die Kunst, die sie von Ihnen lernen, uns anzieht und uns schmeichelt, daß wir sie gern mit Geschmacke angezogen sehen mögen, daß wir sie mit Muße die Waffen schärfen lassen, womit sie uns überwältigen? Ey! ergreifen Sie die Partey, sie wie die Mannsperso-nen zu erziehen; diese werden es von Herzen gern geschehen lassen! Je mehr ihnen solche werden ähnlich seyn wollen, desto weniger werden dieselben sie regieren; und alsdann werden sie wahrhaftig Herren seyn.

Alle die Seelenkräfte, welche beyden Geschlechtern gemein sind, sind ihnen nicht auf gleiche Art mitgetheilet, zusammen aber genommen heben sie gegen einander auf. Die Frau gilt mehr als Frau, und weniger als Mann. Ueberall, wo sie ihre Gerechtsamen gültig machen läßt, hat sie den Vortheil; überall, wo sie sich der unserigen anmaßen will, bleibt sie unter uns. Man kann auf diese allgemeine Wahrheit nur durch Ausnahmen antworten; welches der galanten Anhänger des schönen Geschlechtes beständige Art ist.

Wenn

Wenn man bey den Frauenspersonen die Eigenschaften des Mannes anbauet und diejenigen vernachläßiget, die ihnen eigen sind: so ist es augenscheinlich, daß man zu ihrem Nachtheile arbeitet. Die verschmitzten sehen es nur gar zu wohl, als daß sie dadurch verführet würden. Da sie sich bemühen, unsere Vortheile an sich zu bringen, so verlassen sie die ihrigen nicht. Daraus aber entsteht, daß, da sie beyde nicht recht anzuwenden wissen, weil solche nicht neben einander bestehen können, sie unsere Fähigkeit gar nicht erlangen, sondern unter ihrer bleiben, und die Hälfte von ihrem Werthe verlieren. Folgen Sie mir, scharfsinnige Mutter, machen Sie aus Ihrer Tochter keinen rechtschaffenen Mann, als wenn Sie die Natur Lügen strafen wollten; machen Sie eine rechtschaffene Frau daraus, und seyn Sie versichert, sie wird dadurch besser für sich und für uns seyn.

Folget daraus, sie solle in der Unwissenheit aller Sachen erzogen, und in die bloßen Verrichtungen des Hauswesens eingeschränket werden? Wird der Mann aus seiner Gefährtinn seine Magd machen? Wird er sich bey ihr der größten Reizung der Gesellschaft berauben? Wird er, um sie desto besser zu unterwerfen, sie verhindern, etwas zu empfinden, etwas zu erkennen? Wird er ein wahrhaftiges Uhrwerk aus ihr machen? Nein, gewiß nicht. So hat es die Natur nicht gesaget, welche den Frauenspersonen einen so angenehmen und feinen Geist giebt. Sie will Gegentheils vielmehr, daß sie denken, daß sie urtheilen, daß sie lieben, daß sie erkennen, daß sie ihren Geist wie ihre Gestalt

bearbeiten. Dieß sind die Waffen, die sie ihnen zur Ersetzung der Stärke, die ihnen abgeht, und zur Lenkung der unserigen giebt. Sie müssen viele Dinge lernen, doch nur bloß diejenigen, die ihnen zu wissen anstehen.

Ich mag nun die besondere Bestimmung des Geschlechtes betrachten, oder seine Neigungen beobachten, oder auf seine Pflichten rechnen: so ist alles auf gleiche Art behülflich, mir die Art der Erziehung anzuzeigen, die sich für dasselbe schicket. Die Frau und der Mann sind für einander gemacht: ihre gegenseitige Abhängigkeit aber ist nicht gleich. Die Mannspersonen hängen von den Frauenspersonen durch ihre Begierden ab; die Frauenspersonen hängen von den Mannspersonen so wohl durch ihre Begierden, als durch ihre Bedürfnisse ab. Wir würden viel eher ohne sie, als sie ohne uns seyn können. Damit sie nur das Nothwendige haben, damit sie nur in ihrem Stande seyn, so müssen wir es ihnen geben, so müssen wir es ihnen geben wollen, so müssen wir sie dessen würdig schätzen. Sie hängen von unsern Regungen, von dem Werthe, den wir auf ihre Verdienste setzen, von dem Wesen, welches wir aus ihren Reizungen und Tugenden machen, ab. Durch das Gesetz der Natur selbst sind die Weiber so wohl für sich, als für ihre Kinder, den Urtheilen der Männer überlassen. Es ist nicht genug, daß sie hochachtungswürdig sind, sie müssen auch hochgeachtet werden; es ist ihnen nicht genug, daß sie schön sind, sie müssen auch gefallen; es ist ihnen nicht genug, daß sie weise sind, sie müssen auch dafür erkannt werden.

den. Ihre Ehre besteht nicht allein in ihrer Aufführung, sondern auch in ihrem guten Namen; und es ist nicht möglich, daß diejenige, die sich gefallen läßt, für schandbar gehalten zu werden, jemals ehrbar und rechtschaffen seyn könne. Der Mann, wenn er recht thut, hängt nur von sich selbst ab, und kann dem öffentlichen Urtheile Trotz biethen. Die Frau aber hat, wenn sie recht thut, nur die Hälfte von ihrer Arbeit gethan, und es liegt ihr eben so viel an dem, was man von ihr denket, als was sie in der That ist. Es folget daraus, daß die Einrichtung ihrer Erziehung in dieser Absicht, der unserigen zuwider seyn muß. Die Meynung ist das Grab der Tugend unter den Mannspersonen, und ihr Thron unter den Frauenspersonen.

Von der guten Leibesbeschaffenheit der Mütter hängt anfänglich der Kinder ihre ab; von der Sorgfalt der Frauenspersonen hängt die erste Erziehung der Mannspersonen ab; von den Frauen hängen auch noch ihre Sitten, ihre Leidenschaften, ihre Neigungen, ihre Vergnügungen, ihre Glückseligkeit selbst ab. Die ganze Erziehung der Frauenspersonen muß sich also auf die Mannspersonen beziehen. Ihnen gefallen, ihnen nützlich seyn, sich von ihnen lieben und ehren lassen, sie in der Jugend warten, wenn sie groß sind, pflegen, ihnen rathen, sie trösten, ihnen das Leben angenehm und süß machen, das sind die Pflichten der Frauenspersonen zu allen Zeiten, und das muß man sie von ihrer Kindheit an lehren. So lange man nicht bis zu diesem Grundsatze hinauf steigen wird, so wird man sich von dem Ziele entfernen, und alle Gebothe, die man

ihnen geben wird, werden weder zu ihrer, noch zu unserer Glückseligkeit etwas dienen.

Allein, obgleich jede Frauensperson den Mannspersonen gefallen will, und es wollen soll: so ist doch ein großer Unterschied, unter dem verdienstvollen Manne, dem wahrhaftig liebenswürdigen Manne gefallen wollen, und denen kleinen angenehmen Männchen gefallen wollen, welche ihr Geschlecht verunehren, und auch dasjenige, dem sie nachahmen. Weder die Natur, noch die Vernunft können die Frau antreiben, dasjenige an den Männern zu lieben, was ihr ähnlich ist; und sie muß sich auch eben so wenig durch Annehmung ihrer Arten bey ihnen beliebt zu machen suchen.

Wenn also die Frauenspersonen den sittsamen und bescheidenen Ton ihres Geschlechtes ablegen, und das Wesen dieser Unbesonnenen dafür annehmen: so folgen sie gar nicht ihrem Berufe, sondern entsagen ihm vielmehr; sie benehmen sich die Gerechtsamen, die sie an sich zu reißen denken. Wenn wir anders wären, sagen sie, so würden wir den Mannspersonen nicht gefallen. Sie lügen. Man muß thöricht seyn, wenn man die Thoren lieben will. Die Begierde, diese Leute an sich zu ziehen, zeiget den Geschmack derjenigen, die sich ihr ergiebt. Wenn es keine eitele Mannspersonen gäbe, so würden sie eilen, welche zu machen, und deren Eitelkeiten sind mehr ihr Werk, als ihre von ihnen herkommend. Die Frau, welche die wahren Männer liebet, und ihnen gefallen will, ergreift ihrer Absicht gemäße Mittel. Die Frau ist dem Stande nach buhlerisch: ihre Buhlerey aber än-

dert die Gestalt, und den Gegenstand nach ihren Absichten. Wir wollen diese Absichten nach der Natur ihren einrichten, die Frau wird die Erziehung bekommen, die für sie gehöret.

Die kleinen Mägdchen lieben fast in der Geburt den Putz. Sie sind nicht zufrieden, daß sie hübsch sind; sie wollen auch, daß man sie so finde. Man sieht in ihren kleinen Gebärdungen, daß diese Sorgfalt sie schon beschäfftiget; und kaum sind sie im Stande, dasjenige zu verstehen, was man ihnen saget, so regieret man sie damit, daß man ihnen vorredet, was man von ihnen denken werde. Es fehlet sehr viel, daß eben der Bewegungsgrund, wenn er höchst unbesonnener Weise den Knaben vorgetragen wird, eben die Gewalt über sie habe. Wenn sie nur unabhängig sind, und Vergnügen haben: so bekümmern sie sich wenig um das, was man von ihnen wird denken können. Man unterwirft sie nur nach vieler Zeit und Mühe eben dem Gesetze.

Woher auch die Mägdchen diese erste Lehre bekommen, so ist sie doch sehr gut. Weil der Leib, so zu sagen, vor der Seele wächst: so muß auch der Leib zuerst bearbeitet werden. Diese Ordnung ist beyden Geschlechtern gemein: der Gegenstand dieser Bearbeitung aber ist verschieden. Bey dem einen ist dieser Gegenstand die Entwickelung der Kräfte, bey dem andern die Entwickelung der Annehmlichkeiten: doch dürfen diese Eigenschaften bey einem jeden Geschlechte eben nicht ausschließend seyn; die Ordnung ist nur allein umgekehret. Die Frauenspersonen müssen so viel Stärke haben, daß

sie alles, was sie thun, mit Anmuth thun können; die Mannspersonen brauchen so viel Geschicklichkeit, daß sie alles, was sie thun, leicht thun können.

Durch die überaus große Weichlichkeit der Frauenspersonen fängt der Mannspersonen ihre an. Die Weiber dürfen nicht stark seyn, wie sie, aber wohl für sie, damit die Männer, die von ihnen geboren werden, auch stark seyn. Hierinnen sind die Klöster, worinnen die Kostgängerinnen eine grobe Nahrung, aber viel Bewegung haben, viel in der freyen Luft herumlaufen und spielen, dem väterlichen Hause vorzuziehen, wo eine zärtlich ernährete Tochter, der stets geschmeichelt, oder die stets ausgescholten wird, die stets unter den Augen ihrer Mutter in einem dicht verschlossenen Zimmer sitzt, sich nicht getrauet, aufzustehen, noch zu gehen, noch zu reden, noch Athem zu holen und keinen Augenblick Freyheit hat, zu spielen, zu laufen, zu springen, zu schreyen, sich dem natürlichen Muthwillen ihres Alters zu überlassen. Stets ist da entweder gefährliche gar zu große Freyheit, oder übelverstandene Strenge, niemals etwas nach der Vernunft. Da sieht man, wie man den Leib und das Herz der Jugend zu Grunde richtet.

Die Mägdchen zu Sparta übeten sich, wie die Knaben, in kriegerischen Spielen, nicht, damit sie in den Krieg ziehen könnten, sondern dereinst Kinder brächten, die fähig wären, die Beschwerlichkeiten desselben auszuhalten. Dieß ist es eben nicht, was ich billige. Es ist nicht nöthig, um dem Staate Soldaten zu geben, daß die Mütter die

Flinte

Flinte getragen, und auf Preußisch exerciret haben. Ich finde aber, daß überhaupt die griechische Erziehung in diesem Stücke sehr wohl eingerichtet war. Die jungen Mägdchen erschienen oftmals öffentlich, nicht unter den Knaben vermischt, sondern zusammen unter sich. Es war fast kein einziges Fest, kein einziges Opfer, keine einzige Ceremonie, wobey man nicht Banden der vornehmsten Bürgertöchter mit Bluhmen gekrönet sah, welche Loblieder sangen, Tanzreihen hielten, Körbe, Gefäße, Opfer trugen, und den verderbten Sinnen der Griechen einen reizenden Anblick vorstelleten, der fähig war, der übeln Wirkung ihrer unanständigen Ringerkunst die Wage zu halten. Was für Eindruck diese Gewohnheit auch auf die Herzen der Mannspersonen machen mochte, so war sie doch stets vortrefflich, dem andern Geschlechte eine gute Leibesbeschaffenheit in der Jugend, durch angenehme, gemäßigte, heilsame Uebungen, zu geben, und ihren Geschmack, durch die beständige Begierde zu gefallen, zu schärfen und zu bilden, ohne jemals ihre Sitten in Gefahr zu setzen.

So bald diese jungen Personen verheurathet waren, sah man sie nicht mehr öffentlich. Sie waren in ihren Häusern eingeschlossen, und schränketen ihre Sorge auf ihr Hauswesen und ihre Familie ein. Dieß ist die Lebensart, welche die Natur und die Vernunft dem andern Geschlechte vorschreiben. Von diesen Müttern wurden auch die gesundesten, die stärksten, die am besten gebildeten Mannspersonen auf der Welt geboren; und ungeachtet des übeln Rufes einiger Inseln, ist doch ausgemacht,

gemacht, daß man unter allen Völkern auf der Welt, ohne selbst die Römer auszunehmen, keines anführet, wo die Weiber zugleich weiser und liebenswürdiger gewesen, und die Sitten und die Schönheit besser vereiniget hätten, als das alte Griechenland.

Man weis, daß die Bequemlichkeit der Kleidungen, welche den Leib nicht zwängten, viel beytrug, beyden Geschlechtern daselbst die schönen Verhältnisse zu lassen, die man an ihren Bildsäulen sieht, und welche noch zu Mustern der Kunst dienen, da die verunstaltete Natur aufgehöret hat, ihr dergleichen für uns zu geben. Von allen denen gothischen Einspannungen, von denen vielen Banden, welche auf allen Seiten unsere Glieder in der Klemme halten, hatten sie nicht ein einziges. Ihre Frauenspersonen wußten den Gebrauch derer fischbeinenen Schnürleiber nicht, wodurch die unserigen ihre Gestalt mehr verstellen, als kenntlich machen. Ich kann nicht begreifen, wie dieser in England bis auf einen unbegreiflichen Punct getriebene Misbrauch nicht daselbst endlich die Art ganz ausarten lasse; und ich behaupte so gar, daß das Angenehme, was man sich darinnen vorstellet, von übelm Geschmacke sey. Es ist gar nicht angenehm, eine Frauensperson in zwey Stücke, wie eine Wespe, getheilet zu sehen. Dieß ist dem Gesichte anstößig, und läßt die Einbildungskraft leiden. Die Feinheit der Taille hat, wie alles übrige, ihre Verhältnisse, ihr Maaß; wenn die überschritten sind, so ist es gewiß ein Fehler. Dieser Fehler würde auch an einer nackenden Person sehr

ins Auge fallen; warum sollte er unter der Kleidung eine Schönheit seyn?

Ich getraue mich nicht, auf die Ursachen zu dringen, warum die Frauenspersonen so hartnäckig dabey bleiben, sich also einzupanzern. Eine Brust, die fällt, ein Bauch, der aufschwillt, u. s. w. das misfällt sehr; ich gebe es zu, bey einer Person von zwanzig Jahren: im dreyßigsten aber ist es nicht mehr anstößig; und weil man, uns zu Trotze, zu jeder Zeit das seyn muß, was der Natur gefällt, und das Auge des Menschen sich darinnen nicht betriegt, so sind diese Fehler jedem Alter nicht so misfällig, als das alberne Geziere eines kleinen Mägdchens von vierzig Jahren.

Alles, was die Natur zwingt und bindet, ist von übelm Geschmacke. Dieß ist von dem Putze des Leibes, wie von dem Schmucke des Geistes, wahr. Das Leben, die Gesundheit, die Vernunft, das Wohlseyn müssen vor allem vorhergehen. Die Anmuth geht nicht ohne Bequemlichkeit; die Zartheit ist nicht Mattigkeit, und man muß nicht ungesund seyn, um zu gefallen. Man erreget das Mitleiden, wenn man leidet: das Vergnügen und die Begierde aber suchen die frische Gesundheit.

Die Kinder von beyden Geschlechtern haben viele gemeinschaftliche Zeitvertreibe; und das muß seyn. Haben sie nicht dergleichen, wenn sie groß sind? Sie haben auch einen eigenen Geschmack, der sie unterscheidet. Die Knaben suchen die Bewegung und das Lärmen, Trummeln, Kreisel, kleine Kutschen. Die Mägdchen haben lieber das,

was ins Auge fällt und zum Zierrathe dienet, Spiegel, Kleinodien, Läppchen, vornehmlich Puppen. Die Puppe ist der besondere Zeitvertreib dieses Geschlechtes. Da sieht man sehr augenscheinlich dessen nach seiner Bestimmung entschiedenen Geschmack. Das Physische der Kunst zu gefallen ist in dem Putze; dieß ist alles, was die Kinder von dieser Kunst ausarbeiten können.

Man sehe, wie ein kleines Mägdchen den Tag bey seiner Puppe zubringt, sie ohne Aufhören den Anzug ändern läßt, sie hundert und hundertmal ankleidet und auskleidet, beständig neue Verbindungen der Zierrathen suchet, sie mögen sich gut oder schlecht zusammen schicken, das thut nichts. Den Fingern fehlet es an Geschicklichkeit, der Geschmack ist nicht gebildet: der Hang aber zeiget sich schon. In dieser ewigen Beschäfftigung verfließt die Zeit, ohne daß es daran denket; die Stunden vergehen, es weis nichts davon; es vergißt das Essen so gar, es hungert mehr nach dem Putze, als nach der Speise. Aber, wird man sagen, sie putzet ihre Puppe und nicht ihre Person. Ohne Zweifel, sie sieht ihre Puppe und sieht sich nicht; sie kann nichts für sich selbst thun; sie ist nicht gebildet; sie hat weder Geschicklichkeit noch Stärke, sie ist noch nichts: sie ist ganz in ihrer Puppe; sie wendet alle ihre Buhlerey dabey an; sie wird sie nicht immer daselbst lassen. Sie erwartet den Augenblick, ihre Puppe selbst zu seyn.

Das ist also ein erster ganz ausgemachter Geschmack. Man darf ihm nur folgen und ihn einrichten. Es ist gewiß, die Kleine möchte von ganzem

zem Herzen ihre Puppe zu schmücken, ihre Aermelschleifen, ihr Halstuch, ihre Falbala, ihre Spitzen zu machen wissen; in allem diesem läßt man sie auf eine so harte Art von dem Belieben anderer abhängen, daß es ihr viel bequemer seyn würde, wenn sie alles ihrem geschickten Fleiße zu danken hätte. Also kömmt die Ursache der ersten Lehren, die man ihr giebt. Es sind keine Arbeiten, die man ihr vorschreibt, es sind Gütigkeiten, die man für sie hat. Und in der That, fast alle kleine Mägdchen lernen mit Widerwillen lesen und schreiben: was aber die Nadel zu halten betrifft, das lernen sie stets gern. Sie bilden sich im Voraus ein, daß sie groß sind, und denken mit Vergnügen, daß ihnen diese Geschicklichkeiten dereinst werden dienen können, sich zu putzen.

Diesem ersten offenen Wege kann man leicht nachgehen. Das Nähen, das Sticken, das Klöppeln kommen von sich selbst. Das Tapetenmachen ist nicht mehr so stark nach ihrem Sinne. Die Mobilien sind gar zu weit von ihnen; sie hängen nicht an der Person, sie hängen an andern Meynungen. Das Tapetenmachen ist der Zeitvertreib der Weiber; junge Mägdchen werden niemals ein sehr großes Vergnügen daran haben.

Dieser freywillige Fortgang wird sich leicht bis auf das Zeichnen erstrecken. Denn diese Kunst ist bey der Kunst, sich mit Geschmacke zu kleiden, nicht gleichgültig. Ich wollte aber nicht, daß man sie zum Landschaften zeichnen, und noch weniger zum Figuren zeichnen anhielte. Laubwerk, Früchte, Bluhmen, Verzierungen, alles, was dienen kann,

dem Anputze eine zierliche Einfassung zu geben, und sich selbst ein Muster zum Sticken zu machen, wenn man keines nach seinem Sinne findet, ist ihnen genug. Ueberhaupt, wenn viel daran gelegen ist, daß die Mannspersonen ihre Erlernungen auf brauchbare Kenntnisse einschränken, so ist bey den Frauenspersonen noch mehr daran gelegen; weil das Leben derselben, wenn es gleich nicht so mühsam ist, dennoch steriger bey ihren Sorgen, und von verschiedenen Sorgen mehr durchschnitten ist, oder seyn soll, und ihnen also nicht erlaubet, sich aus Wahl irgend einer Geschicklichkeit, zum Nachtheile ihrer Pflichten, zu ergeben.

Was auch die Spaßvögel davon sagen, so ist doch die gesunde Vernunft bey beyden Geschlechtern gleich. Die Mägdchen sind überhaupt gelehriger, als die Knaben, und man muß so gar mehr Ansehen über sie brauchen, wie ich gleich sagen werde. Es folget aber nicht daraus, daß man von ihnen etwas fordern dürfe, wovon sie den Nutzen nicht einsehen können. Die Kunst der Mütter ist, daß sie ihnen solchen bey allem dem zeigen, was sie ihnen vorschreiben; und das ist um so viel leichter, da der Verstand bey den Mägdchen frühzeitiger ist, als bey den Knaben. Diese Regel verbannet von ihrem Geschlechte, so wie von dem unserigen, nicht allein alles müßige Lernen, welches auf nichts gutes geht, und nicht einmal andern diejenigen angenehm machet, die sich darauf beflissen haben, sondern auch alles dasjenige, dessen Nutzen nicht für das Alter ist, und wo das Kind solchen nicht in einem höhern Alter voraus sehen kann. Wenn ich nicht

will, daß man auf einen Knaben dringe, lesen zu lernen: so will ich aus noch viel stärkerm Grunde nicht, daß man junge Mägdchen dazu zwinge, bevor man sie recht hat einsehen lassen, wozu das Lesen dienet; und bey der Art, womit man ihnen gemeiniglich diesen Nutzen zeiget, folget man vielmehr seiner eigenen Idee, als ihrer. Bey allem dem, wozu ist es nöthig, daß ein Mägdchen bey so guter Zeit lesen und schreiben lerne? Wird es bald eine Wirthschaft zu führen haben? Es giebt ihrer sehr wenige, welche diese klägliche Wissenschaft nicht mehr misbrauchen, als recht brauchen; und sie sind alle ein wenig gar zu neugierig, als daß sie solche nicht lernen sollten, ohne daß man sie dazu zwänge, wenn sie die Zeit und Gelegenheit dazu haben. Vielleicht sollten sie auch vor allen Dingen rechnen lernen; denn nichts beut einen sinnlichern Nutzen zu allen Zeiten dar, nichts fordert einen längern Gebrauch, und läßt dem Irrthume so viel Statt, als die Rechnungen. Wenn die Kleine die Kirschen zu ihrem Morgenbrodte nur durch eine arithmetische Verrichtung bekäme: so stehe ich dafür, sie würde bald rechnen lernen.

Ich kenne eine junge Person, welche eher schreiben, als lesen lernete, und welche anfieng, mit der Nadel zu schreiben, ehe sie mit der Feder schrieb. Von allen Schriftzügen wollte sie anfänglich nur O machen. Sie machete unaufhörlich große und kleine O, von allerhand Größe, immer ein O in dem andern, und allezeit von hinten nach vorn gezogen. Zum Unglücke sah sie sich eines Tages, da sie mit dieser nützlichen Uebung beschäfftiget war, in einem

Spiegel; und da sie fand, daß ihr diese gezwungene Stellung eine schlechte Anmuth gab, wie eine andere Minerva, so warf sie die Feder weg, und wollte keine O mehr machen. Ihr Bruder liebete das Schreiben auch eben so wenig, als sie: ihn verdroß aber der Zwang und nicht das Ansehen, welches er dabey hatte. Man ergriff einen andern Weg, sie wieder zum Schreiben zu bringen. Das kleine Mägdchen war ekel und eitel; es wollte nicht haben, daß ihre Wäsche auch ihren Schwestern dienete: man zeichnete sie; man wollte sie nicht mehr zeichnen; es mußte sie selbst zeichnen lernen. Man begreift leicht, wie es weiter gegangen.

Man rechtfertige stets die Mühwaltungen, die man jungen Mägdchen aufleget: man lege ihnen aber stets welche auf. Der Müßiggang und die Ungelehrigkeit sind die beyden gefährlichsten Fehler für sie, und wovon man sie am wenigsten bessert, wenn man sie sich zugezogen hat. Die Mägdchen müssen wachsam und arbeitsam seyn; dieß ist nicht alles, sie müssen bey Zeiten im Zwange seyn. Dieß Unglück, wenn es für sie eins ist, ist von ihrem Geschlechte unzertrennlich, und sie befreyen sich niemals anders davon, als um desto grausamere Uebel zu leiden. Sie werden ihr ganzes Lebenlang dem beständigsten und strengsten Zwange unterworfen seyn, welcher des Wohlstandes seiner ist. Man muß sie gleich anfangs üben, sich Zwang anzuthun, damit es ihnen niemals schwer ankomme; alle ihre Phantasien zu zähmen, um sie dem Willen anderer zu unterwerfen. Wenn sie stets arbeiten wollten, so müßte man sie zuweilen zwingen, nichts zu thun.

Die

Die Zerstreuung, die Eitelkeit, die Unbeständigkeit sind Fehler, welche leichtlich aus ihrem ersten verderbten und stets nachgehängten Neigungen entspringen. Um diesem Misbrauche vorzubeugen, lehre man sie vor allen Dingen sich überwinden. Bey unsern unvernünftigen Einrichtungen ist das Leben einer rechtschaffenen Frau ein beständiger Kampf wider sich selbst. Es ist billig, daß dieses Geschlecht die Pein der Uebel mit uns theile, die es uns verursachet hat.

Man verhindere, daß es die Mägdchen in ihren Beschäfftigungen nicht überdrüßig, und von ihren Zeitvertreiben nicht zu sehr eingenommen werden; wie es in den gemeinen Erziehungen beständig geschieht, wo man allen Ueberdruß auf die eine, und alles Vergnügen auf die andere Seite setzet, wie Fenelon saget. Die erste von diesen beyden Unbequemlichkeiten wird nicht Statt haben, wenn man den vorhergehenden Regeln folget, außer wenn die Personen, die bey ihnen seyn werden, ihnen misfallen werden. Ein kleines Mägdchen, welches seine Mutter oder seine Aufseherinn lieb hat, wird den ganzen Tag ohne Ueberdruß an ihrer Seite arbeiten. Das bloße Geschwätz wird allen ihren Zwang vergüten. Wenn aber diejenige, welche die Aufsicht über sie hat, ihr unerträglich ist: so wird sie auch eben einen solchen Ekel vor allem bekommen, was sie vor ihren Augen thun wird. Es ist sehr schwer, daß diejenigen, denen es bey ihren Müttern nicht mehr gefällt, als bey irgend einer Person in der Welt, dereinst gut gerathen können. Damit man aber von ihren wahren Gesinnungen

 urthei-

urtheilen könne, so muß man sie auslernen, und sich nicht auf das verlassen, was sie sagen; denn sie sind schmeichelhaft, heuchlerisch, und wissen sich bey guter Zeit zu verstellen. Man muß ihnen auch eben so wenig vorschreiben, ihre Mutter zu lieben. Die Zuneigung kömmt nicht aus Pflicht, und hier dienet der Zwang nicht. Die Ergebenheit, die Sorgfalt, die bloße Gewohnheit werden machen, daß die Tochter die Mutter liebet, wenn solche nichts thut, sich ihren Haß zuzuziehen. Der Zwang selbst, worinnen sie solche hält, wenn er recht gelenket wird, wird diese Ergebenheit gar nicht schwächen, sondern sie vergrößern, weil, da die Abhängigkeit ein den Frauenspersonen natürlicher Stand ist, die Mägdchen fühlen, daß sie zum Gehorchen geboren sind.

Aus eben der Ursache, daß sie wenig Freyheit haben oder haben sollen, treiben sie diejenige, die man ihnen läßt, übermäßig weit. Da sie in allem bis auf das Aeußerste gehen, so ergeben sie sich ihren Spielen mit noch mehrerm Eifer, als die Knaben. Dieß ist die zweyte Unbequemlichkeit, wovon ich geredet habe. Dieser Eifer muß gemäßiget werden. Denn er ist die Ursache von vielen den Frauenspersonen besonders eigenen Lastern, als unter andern dem Eigensinne und dem Vernarrtseyn worauf, wodurch sich eine Frauensperson heute über etwas ereifert, was sie morgen nicht ansehen wird. Die Unbeständigkeit des Geschmackes ist ihnen eben so kläglich, als ihre Uebermäßigkeit; und beyde bekommen sie aus einerley Quelle. Man nehme ihnen nicht die Lustigkeit, das Lachen,

das

das Geräusch, die schäkerhaften Spiele: man verhindere aber, daß sie sich nicht an dem einen zu sehr sättigen, um zu dem andern zu laufen. Man gebe nicht zu, daß sie einen einzigen Augenblick in ihrem Leben keinen Zaum mehr kennen. Man gewöhne sie, sich mitten in ihren Spielen ohne Murren unterbrechen, und wieder zu andern Sorgen führen zu sehen. Die bloße Gewohnheit ist auch noch hierinnen genug, weil sie nur der Natur beyspringt.

Aus diesem zur Gewohnheit gewordenen Zwange entsteht eine Folgsamkeit, welche die Frauenspersonen ihr ganzes Leben hindurch nöthig haben; weil sie niemals aufhören, entweder einem Manne oder den Urtheilen der Menschen unterworfen zu seyn, und es ihnen niemals erlaubet ist, sich über diese Urtheile hinweg zu setzen. Die erste und wichtigste Eigenschaft einer Frau ist die Sanftmuth. Da sie gemacht ist, einem so unvollkommenen Wesen zu gehorchen, als der Mann, der oftmals so voller Laster, und stets so voller Mängel ist: so muß sie bey Zeiten auch selbst die Ungerechtigkeit leiden, und das Unrecht eines Mannes, ohne sich zu beschweren, ertragen lernen. Es ist nicht seinetwegen, sondern ihrentwegen, daß sie sanftmüthig seyn soll. Die Bitterkeit und die Halsstarrigkeit der Weiber vermehren nur allezeit ihre Uebel, und das böse Verfahren der Männer; sie empfinden es, daß sie solche nicht mit diesen Waffen überwinden sollen. Der Himmel machete sie nicht darum zum einschmeicheln und überreden geschickt, damit sie störrisch werden sollten; er machete sie nicht schwach, damit sie herrschsüchtig seyn sollten; er gab ihnen keine so

sanfte Stimme, Schmähworte zu sagen; er machet ihnen keine so zarten Züge, damit sie solche durch den Zorn verstellen sollten. Wenn sie sich ärgern, so vergessen sie sich. Sie haben oft Ursache, sich zu beklagen: sie haben aber stets Unrecht, zu schmählen. Ein jeder muß den Ton seines Geschlechtes behalten. Ein gar zu sanftmüthiger Mann kann eine Frau übermüthig machen. Wofern aber nicht ein Mann ein Ungeheuer ist, so kehret ihn die Sanftmuth einer Frau um, und triumphiret über kurz oder lang über ihn.

Die Töchter sollen stets unterthänig, die Mütter aber nicht immer unerbittlich seyn. Damit man eine junge Person folgsam mache, muß man sie nicht unglücklich machen; damit man sie sittsam mache, muß man sie nicht sinnlos machen. Ich würde Gegentheils nicht verdrüßlich seyn, wenn man sie ein wenig Geschicklichkeit anwenden ließe; nicht, um der Strafe in ihrem Ungehorsame auszubeugen, sondern um sich von dem Gehorchen frey sprechen zu lassen. Es brauchet es nicht, daß man ihr ihre Abhängigkeit beschwerlich mache; es ist genug, daß man sie dieselbe empfinden läßt. Die List ist eine natürliche Gabe des weiblichen Geschlechtes; und da ich überzeuget bin, daß alle natürliche Neigungen an sich gut und recht sind, so bin ich der Meynung, daß man diese, wie die andern, bearbeite; es brauchet nur, daß man den Misbrauch derselben vorbeuge.

Ich beziehe mich wegen der Wahrheit dieser Anmerkung auf einen jeden richtigen Beobachter. Ich will nicht, daß man die Frauen selbst deswegen untersu-

tersuche; unsere gebundenen Lebensverfassungen können sie zwingen, ihren Witz zu schärfen. Ich will, daß man die Mägdchen, die kleinen Mägdchen untersuche, die nur erst, so zu sagen, geboren worden; daß man sie mit den kleinen Jungen von eben dem Alter vergleiche; und wenn diese nicht dumm, dutzig, unvernünftig bey ihnen zu seyn scheinen, so werde ich unstreitig Unrecht haben. Man erlaube mir ein einziges Beyspiel, welches in aller kindischen Natürlichkeit genommen ist.

Es ist sehr gemein, daß man den Kindern verbiethet, am Tische nichts zu fordern; denn man glaubet niemals, in ihrer Erziehung besser fortzukommen, als wenn man sie mit unnützen Gebothen überlädt; als wenn ein Stück von diesem oder jenem nicht bald bewilliget oder abgeschlagen wäre [5]), ohne daß man ein armes Kind ohne Unterlaß von einer durch die Hoffnung geschärfeten Lüsternheit sterben läßt. Jedermann weis die Verschlagenheit eines diesem Gesetze unterworfenen jungen Knaben, welcher am Tische war vergessen worden, und daher auf den Einfall kam, daß er Salz forderte, u. s. w. Ich will nicht sagen, daß man ihn deswegen zur Rede setzen könnte, daß er unmittelbar Salz und mittelbar Fleisch gefordert hätte: das Uebergehen war so grausam, daß, wenn er offenbar das Gesetz übertreten und gerade heraus gesaget hätte, ihn hungerte,

5) Ein Kind machet sich ungestüm, wenn es seine Rechnung dabey findet: es wird aber niemals einerley Sache zweymal verlangen, wenn die erste Antwort allezeit unwiederruflich ist.

gerte, ich nicht glauben kann, daß man ihn deswegen würde gestrafet haben. Man sehe aber, wie es in meiner Gegenwart ein kleines Mägdchen von sechs Jahren in einem weit schwerern Falle anfieng; denn außer dem, daß es ihm auf das schärfste verbothen war, jemals weder mittelbar, noch unmittelbar etwas zu fordern, so würde der Ungehorsam auch keine gute Art gehabt haben, weil es von allen Schüsseln, außer einer einzigen, gegessen, wovon man ihm zu geben, vergessen hatte, und wornach es sehr gelüstete.

Damit es nun erhielte, daß man diese Vergessenheit wieder gut machete, ohne daß man es des Ungehorsames beschuldigen könnte, so ließ es alle Schüsseln durch die Musterung gehen, wobey es seinen Finger ausstreckete, und ganz laut sagete, so wie es auf eine jede wies: Davon habe ich gegessen; davon habe ich gegessen: es befliß sich aber so sichtbarlich, diejenige, wovon es nicht gegessen hatte, zu übergehen, ohne etwas zu sagen, daß jemand solches wahrnahm, und zu ihm sagete: Aber davon? haben Sie davon gegessen? — O nein, erwiederte das kleine Freßmaul ganz sacht und schlug die Augen nieder. Ich werde nichts hinzusetzen; man vergleiche. Dieß Stückchen ist eine Mägdchenlist, das andere war eine Knabenlist.

Was ist, ist gut, und kein allgemeines Gesetz ist böse. Diese besondere dem weiblichen Geschlechte gegebene List ist eine sehr billige Vergütung für die Stärke, die es weniger hat, ohne welche die Frau nicht die Gehülfinn des Mannes, sondern

seine

seine Sclavinn seyn würde. Durch diese Ueberlegenheit an natürlichem Witze, erhält sie sich als seines Gleichen, und regieret ihn, indem sie ihm gehorchet. Die Frau hat alles wider sich, unsere Fehler, ihre Furchtsamkeit, ihre Schwachheit. Sie hat nur ihre Kunst und ihre Schönheit für sich. Ist es nicht billig, daß sie beydes bearbeite? Die Schönheit aber ist nicht allgemein; sie verdirbt durch tausenderley Zufälle; sie vergeht mit den Jahren; die Gewohnheit zerstöret deren Wirkung. Der Witz allein ist das wahre Hülfsmittel des weiblichen Geschlechtes; nicht der alberne Witz, dem man so vielen Werth in der Welt beyleget, und der zu nichts dienet, um das Leben glücklich zu machen; sondern der Witz ihres Standes; die Kunst, unsern zu gebrauchen, und sich unserer eigenen Vortheile zu ihrem Nutzen zu bedienen. Man weis nicht, wie sehr uns selbst diese Geschicklichkeit der Frauenspersonen nützlich ist, wie viel Reitzung sie zu der Gesellschaft der beyden Geschlechter hinzusetzet, wie viel sie dienet, den Muthwillen der Kinder zu unterdrücken, wie sehr sie wilde Ehemänner im Zaume hält, wie sehr sie gute Wirthschaften aufrecht erhält, welche die Zwietracht ohne solche stören würde. Die listigen und bösen Weiber misbrauchen derselben, ich weis es wohl: allein, wessen misbrauchet sich das Laster nicht? Lassen Sie uns nicht die Werkzeuge der Glückseligkeit zerstören, weil sich die Bösen zuweilen derselben zum Schaden bedienen.

Man kann durch den Putz schimmern: man gefällt aber nur durch die Person. Unser Anzug

ist nicht wir. Oftmals verunzieret er, weil er gar zu sehr gesuchet ist, und oftmals ist derjenige, welcher die Person am meisten bemerken läßt, die ihn trägt, dasjenige, was man am wenigsten bemerket. Die Erziehung junger Mägdchen ist in diesem Stücke ganz und gar widersinnig. Man verspricht ihnen Schmuck zur Belohnung; man läßt sie den gesuchten Putz lieben. Wie schön ist sie! saget man zu ihnen, wenn sie so geputzet sind, und man sollte ihnen doch Gegentheils zu verstehen geben, daß so vieler Anputz nur gemacht ist, Mängel zu verbergen, und daß der wahre Sieg der Schönheit ist, durch sich selbst zu schimmern. Die Liebe zu den Moden ist von übelm Geschmacke, weil sich die Gesichter nicht mit ihnen ändern, und da die Gestalt einerley bleibt, dasjenige, was ihr einmal gut stund, ihr allezeit gut steht.

Wenn ich das junge Mägdchen in ihrem Kleiderschmucke sich brüsten sähe: so würde ich über ihre also verkleidete Gestalt und über das, was man davon denken könnte, unruhig zu seyn scheinen. Ich würde sagen: Alle diese Zierrathen schmücken sie zu sehr, das ist Schade; glauben Sie wohl, daß sie schlechtere ertragen könnte? Ist sie schön genug, daß sie dieses oder jenes entbehren kann? Vielleicht wird sie alsdann die erste seyn, welche bittet, man möchte ihr diesen Schmuck abnehmen und urtheilen. Dieß ist der Fall, wo man sie loben muß, wenn er Statt hat. Ich würde sie niemals so sehr loben, als wenn sie am schlechtesten angezogen wäre. Wenn sie den Putz nur als eine Ergänzung der Annehmlichkeiten der Person und

als ein stillschweigendes Bekenntniß, sie habe Beystand nöthig, um zu gefallen, ansehen wird: so wird sie niemals wegen ihres Anputzes stolz seyn, sie wird demüthig darüber seyn; und wenn sie mehr geputzet ist, als gewöhnlich, und da von sich sagen höret: Wie schön ist sie! so wird sie sich vor Verdrusse darüber schämen.

Uebrigens giebt es Gestalten, die des Putzes nöthig haben: es giebt aber keine, die reichen Schmuck fordern. Der zu Grunde richtende Putz ist die Eitelkeit des Ranges und nicht der Person; er hängt einzig und allein an dem Vorurtheile. Die wahre Buhlerey ist zuweilen gesuchet, sie ist aber niemals hoffärtig, und Juno legete sich prächtiger an, als Venus. Da du sie nicht schön machen kannst, so machest du sie reich, sagete Apelles zu einem schlechten Maler, welcher die Helena sehr mit Kleidern beschweret malete. Ich habe auch bemerket, daß der prunkhafteste Putz am öftesten häßliche Frauenspersonen ankündigte. Man kann keine ungeschicktere Eitelkeit haben. Man gebe einem jungen Mägdchen, welches Geschmack hat, und die Mode verachtet, Bänder, Gaze, Nesseltuch und Bluhmen: es wird sich ohne Diamanten, ohne Pompons, ohne Spitzen [6]), einen Anputz

6) Die Frauenspersonen, welche eine so weiße Haut haben, daß sie der Spitzen entbehren können, würden den andern viel Verdruß machen, wenn sie keine trügen. Es sind fast allezeit häßliche Personen, welche die Moden einführen, denen die Schönen sich zu unterwerfen die Dummheit haben.

putz verfertigen, der es hundertmal liebreizender machen wird, als alle schimmernde Lappereyen der Düchapt sie gemacht hätten.

Weil dasjenige, was gut ist, allezeit gut ist, und man stets so gut seyn muß, als es nur möglich ist: so wählen die Frauenspersonen, die sich auf den Anzug verstehen, den guten, bleiben dabey, und sind, da sie nicht alle Tage darinnen ändern, weniger damit beschäfftiget, als diejenigen, welche nicht wissen, woran sie sich halten sollen. Die wahre Sorge für den Putz erfordert wenig Nachttisch. Die jungen Fräulein haben selten wohl angerichtete Nachttische; die Arbeit, die Lehrstunden nehmen ihren Tag hin; indessen sind sie doch überhaupt, bis auf die Schminke, mit eben so vieler Sorgfalt, und oftmals mit besserm Geschmacke angezogen, als die Damen. Der Misbrauch des Nachttisches ist nicht das, was man denket; er kömmt vielmehr von der langen Weile, als von der Eitelkeit. Eine Frau, die sechs Stunden an ihrem Nachttische zubringt, weis gar wohl, daß sie nicht besser angekleidet davon weggeht, als diejenige, die nur eine halbe Stunde daran zubringt: allein, es ist doch so viel von der einen umbringenden Länge der Zeit abgenommen; und es ist besser, sich mit sich selbst die Zeit zu vertreiben, als sich solche bey allein lang werden zu lassen. Was würde man ohne Nachttisch von Mittage an bis um neun Uhr mit dem Leben machen? Indem man Frauenspersonen um sich herum versammelt, so vertreibt man sich die Zeit damit, daß man sie ungeduldig machet; das ist schon etwas. Man vermeidet, mit dem Manne

allein

allein zu seyn, den man nur um diese Stunde siehet; das ist noch mehr: und darauf kommen die Kaufleute, die Galanteriehändler, die kleinen Herren, die Schriftstellerchen, die Verse, die Lieder, die Tractätchen. Ohne den Nachttisch würde man niemals alles das so gut vereinigen. Der einzige wirkliche Vortheil, welcher an der Sache hängt, ist der Vorwand, sich ein wenig mehr heraus zu putzen, als wenn man bloß angezogen ist. Dieser Vortheil aber ist vielleicht nicht so groß, als man denket, und die Frauenspersonen am Nachttische gewinnen dabey nicht so viel, als sie recht sagen würden. Man gebe den Frauenspersonen ohne Bedenken eine Frauenerziehung; man mache, daß sie die Sorgen ihres Geschlechtes lieben; daß sie Sittsamkeit haben; daß sie auf ihre Wirthschaft Acht zu haben und sich in ihrem Hause zu beschäfftigen wissen: der große Nachttisch wird von sich selbst wegfallen, und sie werden dadurch nur mit besserm Geschmacke angekleidet seyn.

Das erste, was die jungen Personen bemerken, wenn sie größer werden, ist, daß alle diese fremden Annehmlichkeiten ihnen nicht genug sind, wenn sie nicht einige haben, die ihnen gehören. Man kann sich niemals die Schönheit geben, und man ist nicht so bald im Stande, die Buhlerey zu erwerben: man kann aber schon suchen, seinen Gebärden eine angenehme Wendung, seiner Stimme einen schmeichelhaften Ton zu geben, sein Bezeigen gut einzurichten, einen leichten Gang anzunehmen, anmuthige Stellungen zu ergreifen und überall seine Vortheile zu wählen. Die Stimme erweitert sich, ver-

stärket

stärket sich und nimmt einen Klang an; die Arme enthüllen sich, der Gang wird fest und man nimmt wahr, daß, man mag auch angezogen seyn, wie man will, es eine Kunst gebe, sich ansehen zu lassen. Alsdann ist es nicht bloß mehr mit der Nadel und der Aemsigkeit zu thun; es zeigen sich neue Geschicklichkeiten und lassen schon ihren Nutzen empfinden.

Ich weis, daß die strengen Kinderlehrer wollen, man solle die jungen Mägdchen weder singen, noch tanzen, noch sonst irgend eine von den angenehmen Künsten lehren. Das kömmt mir lustig vor! und wen wollen sie denn, daß man solche lehren soll? Die Knaben? Wem gehöret es, diese natürlichen Geschicklichkeiten vorzüglich zu haben, den Mannspersonen oder Frauenspersonen? Niemanden, werden sie antworten. Die weltlichen Lieder sind eben so viele Verbrechen; das Tanzen ist eine Erfindung des Teufels; ein junges Mägdchen muß keinen andern Zeitvertreib haben, als ihre Arbeit und das Gebeth. Das sind seltsame Zeitvertreibe für ein Kind von zehn Jahren! Ich für mein Theil fürchte sehr, daß alle diese kleinen Heiligen, welche man zwingt, ihre Kindheit mit Bethen zuzubringen, ihre Jugend mit ganz etwas anderm verbringen, und wenn sie verheurathet sind, die Zeit, welche sie als Mägdchen verloren zu haben denken, auf ihr Bestes wiederum einbringen. Ich halte dafür, man müsse auf das Acht haben, was sich so wohl für das Alter, als für das Geschlecht schicket; ein junges Mägdchen solle nicht so, wie seine Großmutter, leben; es solle lebhaft, aufgeweckt,

schäker-

schäkerhaft seyn, singen, tanzen, so viel ihm beliebet und alle unschuldige Vergnügungen seines Alters genießen. Die Zeit wird nur gar zu bald kommen, gesetzt zu seyn und ein ernsthafter Bezeigen anzunehmen.

Ist aber die Nothwendigkeit dieser Veränderung selbst wohl recht wirklich? Ist sie vielleicht nicht auch noch eine Frucht unserer Vorurtheile? Da man die rechtschaffenen Frauen nur traurigen Pflichten unterwirft, so hat man alles dasjenige aus der Ehe verbannet, was sie den Mannspersonen angenehm machen könnte. Muß man sich verwundern, wenn das stillschweigende Wesen, welches sie in ihrem Hause herrschen sehen, sie daraus verjaget, oder wenn sie wenig gereizet werden, einen so unangenehmen Stand zu ergreifen. Wenn man alle Pflichten gar zu sehr übertreibt, so machet man sie unthunlich und eitel. Wenn man den Frauen das Singen, das Tanzen und alle die weltlichen Belustigungen untersagen will: so machet man sie säuisch, mürrisch, unerträglich in ihren Häusern. Es giebt keine Religion, als die christliche, worinnen die Ehe so strengen Pflichten unterworfen ist, und auch keine, worinnen eine so heilige Verbindung so verachtet ist. Man hat so viel gethan, um die Frauen zu verhindern, liebenswürdig zu seyn, daß man die Männer gleichgültig gemacht hat. Das sollte nicht seyn; ich weis es sehr wohl: ich sage aber, es muß seyn, weil die Christen doch eben auch Menschen sind. Ich für mein Theil wollte, daß eine junge Engländerinn die angenehmen Naturgaben mit eben so vieler Sorgfalt bearbeitete, um dem Manne zu

gefal-

gefallen, den sie bekommen wird, als eine junge Albanerinn sie bearbeitet, um in den Harem zu Ispahan zu kommen. Die Männer, wird man sagen, fragen nicht viel nach allen diesen Naturgaben. Wahrhaftig, ich glaube es, wenn diese Naturgaben nicht angewandt werden, ihnen zu gefallen, sondern nur zur Lockspeise dienen, junge unverschämte Leute anzuziehen, welche sie verunehren. Denket man aber wohl, daß eine liebenswürdige und weise Frau, die mit dergleichen Naturgaben geschmücket ist und sie zur Belustigung ihres Mannes widmete, nichts zur Glückseligkeit seines Lebens beytragen und ihn nicht abhalten würde, wenn er aus seinem Cabinette kömmt und den Kopf voll hat, aus dem Hause zu gehen und anderwärts Erholungen zu suchen? Hat niemand also vereinigte glückliche Familien gesehen, wo jeder zu den gemeinschaftlichen Belustigungen etwas von den seinigen an die Hand zu geben weis. Er sage, ob die Zuversicht und die Vertraulichkeit, die sich dazu füget, ob die Unschuld und die Süßigkeit der Vergnügungen, die man dabey schmecket, nicht eben so viel gelten, als das, was die öffentlichen Vergnügungen rauschenderes haben.

Man hat die angenehmen natürlichen Geschicklichkeiten gar zu sehr in Künste gebracht. Man hat sie gar zu sehr allgemein gemacht; man hat alles zu Grundregeln und Vorschriften gemacht, und man hat jungen Personen dasjenige sehr verdrüßlich und langweilig gemacht, was für sie nur Belustigung und schäferhafte Spiele seyn sollte. Ich bilde mir nichts lächerlichers ein, als wenn ich einen alten Tanz- oder Singemeister mit einem finstern Wesen

zu jungen Personen, die nur zu lachen suchen, kommen und, um sie seine eitele Wissenschaft zu lehren, einen noch pedantischern und schulmeistermäßigern Ton annehmen sehe, als wenn es ihren Catechismus beträfe. Hängt etwan die Kunst zu singen, zum Beyspiele, an der geschriebenen Musik? Kann man seine Stimme nicht biegsam und richtig machen, nicht mit Geschmacke singen und so gar sich accompagniren lernen, ohne daß man eine einzige Note kennet? Schicket sich einerley Art des Gesanges für alle Stimmen? Gehöret einerley Methode für alle Gemüther? Man wird mich niemals bewegen, zu glauben, daß sich einerley Stellungen, einerley Schritte, einerley Bewegungen, einerley Gebärden, einerley Tänze für eine kleine lebhafte und anziehende Braune und für eine große schöne Blonde mit schmachtenden Augen schicken. Wenn ich also einen Meister allen beyden gerade einerley Lehren geben sehe; so sage ich: Dieser Mann folget seinem Schlendriane; er versteht aber nichts von seiner Kunst.

Man fraget, ob für die Mägdchen Meister oder Meisterinnen seyn müssen? Ich weis nicht; ich wollte wohl, daß sie weder der einen, noch der andern braucheten, daß sie dasjenige frey lerneten, was sie so viel Neigung haben lernen zu wollen; und daß man in unsern Städten nicht so viele schamarirte Harlekinstänzer ohne Aufhören herum schweifen sähe. Es kömmt mir etwas schwer an, zu glauben, daß der Umgang mit diesen Leuten jungen Mägdchen nicht schädlicher sey, als ihre Lehren ihnen nützlich sind; und daß ihr Geschwätz, ihr Ton,

ihr Wesen nicht ihren Schülerinnen den ersten Geschmack an denen für sie so wichtigen Eitelkeiten geben, woraus sie, nach ihrem Beyspiele, ihre einzige Beschäfftigung zu machen, nicht säumen werden.

In denen Künsten, die nur die Annehmlichkeit zum Gegenstande haben, kann jungen Personen alles zum Lehrmeister dienen; ihr Vater, ihre Mutter, ihr Bruder, ihre Schwester, ihre Freundinnen, ihre Hofmeisterinnen, und vornehmlich ihr eigener Geschmack. Man muß sich nicht anbiethen, ihnen Unterricht zu geben; sie müssen ihn selbst fordern. Man muß keine Arbeit aus einer Belohnung machen, und in dieser Art Erlernungen vornehmlich ist der erste glückliche Erfolg, daß man gern gut darinnen fortkommen will. Uebrigens, wenn man durchaus regelmäßige Lehren haben muß, so werde ich wegen des Geschlechtes derjenigen, die sie geben sollen, nichts entscheiden. Ich weis nicht, ob ein Tanzmeister eine junge Schülerinn bey ihrer zarten und weißen Hand nehmen, ihr den Rock verkürzen, sie die Augen aufheben, die Arme zurück ziehen, eine bebende Brust vorstrecken lassen müsse: ich weis aber wohl, daß ich um nichts in der Welt dieser Meister seyn wollte.

Durch den Fleiß und die natürlichen Geschicklichkeiten bildet sich der Geschmack; durch den Geschmack öffnet sich der Geist unvermerkt den Ideen von dem Schönen in allerhand Arten, und endlich auch den sittlichen Begriffen, die sich darauf beziehen. Dieß ist vielleicht eine von denen Ursachen, warum die Empfindung des Wohlstandes und der Ehrbarkeit sich bey den Mägdchen eher einschleicht,

als

als bey den Knaben. Denn wenn man glauben wollte, daß diese frühzeitige Empfindung das Werk der Hofmeisterinn sey: so müßte man von der Wendung ihrer Lehren, und dem Gange des menschlichen Geistes sehr schlecht unterrichtet seyn. Die Gabe zu reden hat den ersten Rang in der Kunst zu gefallen; durch sie allein kann man neue Reizungen zu denjenigen hinzusetzen, zu welchen die Gewohnheit die Sinne gewöhnet. Der Geist belebet nicht allein den Leib, sondern erneuert ihn auch einigermaßen; er beseelet und verändert die Physionomie durch die Folge der Empfindungen und Ideen; und durch die Gespräche, die er eingiebt, unterstützet die in Erwartung gehaltene Aufmerksamkeit lange Zeit einerley Annehmung eines und eben desselben Gegenstandes. Durch alle diese Gründe, glaube ich, geschiebt es, daß die jungen Mägdchen so geschwind ein kleines angenehmes Geplauder erlangen, daß sie Accent in ihre Reden bringen, auch selbst noch ehe sie solche empfinden; und daß sich die Mannspersonen so bald belustigen, sie anzuhören, auch selbst noch, ehe sie solche verstehen können; sie spähen den ersten Augenblick dieses Verständnisses aus, um also den Augenblick der Empfindung einzusehen.

Die Frauenspersonen haben eine biegsame Zunge; sie reden viel eher, viel leichter und viel angenehmer, als die Mannspersonen. Man beschuldiget sie auch, sie reden mehr. Das muß seyn; und ich würde diesen Vorwurf gern in einen Lobspruch verwandeln. Der Mund und die Augen haben bey ihnen einerley Wirksamkeit, und aus ei-

nerley Ursache. Der Mann saget, was er weis; die Frau saget, was gefällt. Der eine hat zum Reden Kenntniß, und die andere Geschmack nöthig; der eine muß zum Hauptgegenstande die nützlichen, die andere die angenehmen Dinge haben. Ihre Reden dürfen keine andere gemeinschaftliche Gestalt, als der Wahrheit ihre, haben.

Man darf also das Geschwätz der Mägdchen nicht, wie der Knaben ihres, durch diese harte Frage aufhalten: Wozu ist das gut? sondern durch diese andere, auf welche nicht leichter zu antworten ist: Was wird das für Wirkung thun? In diesem ersten Alter, wo sie noch nicht das Gute und Böse unterscheiden können, und also niemandes Richterinnen sind, müssen sie es sich als ein Gesetz auflegen, denjenigen, mit denen sie reden, niemals etwas anders, als angenehmes zu sagen; und was die Ausübung dieser Regel schwerer machet, ist, daß sie allezeit unter der erstern bleibt, welche ist, niemals zu lügen.

Ich sehe dabey noch wohl andere Schwierigkeiten, aber sie gehören für ein höheres Alter. Was das gegenwärtige betrifft, so kann es den jungen Mägdchen, die Wahrheit zu reden, nicht mehr kosten, als daß sie ohne Grobheit reden; und weil ihnen diese Grobheit von Natur zuwider ist, so lehret die Erziehung sie solche leicht vermeiden. Ich bemerke überhaupt in dem Umgange mit der Welt, daß die Höflichkeit der Mannspersonen dienstfertiger und der Frauenspersonen ihre liebkosender ist. Dieser Unterschied kömmt nicht von der Gewohnheit, sondern ist natürlich. Der Mann scheint einem

nem mehr zu dienen, und die Frau mehr zu gefallen zu suchen. Es folget daraus, daß, wie es auch mit der Gemüthsart der Frauenspersonen beschaffen seyn möge, ihre Höflichkeit doch nicht so falsch ist, als unsere; sie thut weiter nichts, als daß sie ihren ersten Trieb ausdehnet. Wenn sich aber eine Mannsperson stellet, als wenn sie mein Bestes ihrem eigenen vorziehe: so bin ich sehr versichert, daß sie eine Lüge saget, mit was für einem Beweise sie auch solche bemäntelt. Es kostet also den Frauenspersonen wenig, höflich zu seyn, und folglich auch den Mägdchen nicht viel, es werden zu lernen. Die erste Lehre kömmt von der Natur; die Kunst thut nicht mehr, als daß sie ihr folget, und nach unsern Gebräuchen bestimmet, unter was für einer Gestalt sie sich zeigen soll. Was ihre Höflichkeit unter einander betrifft, so ist das ganz etwas anders. Sie bringen ein so gezwungenes Wesen, und so kalte Achtsamkeiten hinein, daß, da sie einander gegenseitig Zwang anthun, sie nicht große Mühe haben, ihren Zwang zu verbergen, und in ihren Lügen aufrichtig zu seyn scheinen, indem sie solche nicht zu verkleiden suchen. Indessen erweisen doch die jungen Personen zuweilen einander in rechtem Ernste freymüthigere Freundschaften. In ihrem Alter dienet die Lustigkeit statt des guten Naturelles; und da sie mit sich zufrieden sind, so sind sie es mit der ganzen Welt. Es ist auch unstreitig, daß sie vor den Mannspersonen einander mit besserm Herzen küssen, und mit mehrer Anmuth liebkosen, stolz, daß sie ungestrafet deren Lüsternheit durch

das Bild der Gunstbezeugungen schärfen, welche sie sie beneiden zu lassen wissen.

Wenn man jungen Knaben keine unbescheidene Fragen erlauben darf: so soll man sie mit noch stärkerm Grunde jungen Mägdchen untersagen, bey denen es wegen ihrer Scharfsinnigkeit, die Geheimnisse zu merken, die man ihnen verbirgt, und wegen ihrer Geschicklichkeit, sie zu entdecken, von einer ganz andern Folge ist, ob man ihre Neugier befriediget hat oder ihr ausgebeuget ist. Ohne aber ihre Befragungen zu dulden, wollte ich, daß man Sorge trüge, sie schwatzen zu lassen, daß man sie reizete, um sie zu erwecken, daß sie leicht redeten, um sie lebhaft zur Gegenantwort zu machen, um ihnen den Geist und die Zunge zu lösen, so lange man es noch ohne Gefahr thun kann. Diese Unterredungen würden, wenn sie stets in Lustigkeit verkehret, aber mit Kunst eingerichtet und wohl gelenket würden, ein allerliebster Zeitvertreib für dieses Alter seyn, und könnten in die unschuldigsten Herzen dieser jungen Personen die ersten und vielleicht nützlichsten Lehren der Sittenlehre bringen, die sie in ihrem Leben fassen werden, wenn man sie unter der Anreizung des Vergnügens und der Eitelkeit lehrete, welchen Eigenschaften die Mannspersonen wahrhaftig ihre Hochachtung zugestünden, und worinnen der Ruhm und die Glückseligkeit einer rechtschaffenen Frau bestünde.

Man begreift leicht, daß, wenn die kleinen Knaben außer Stande sind, sich irgend eine wahre Idee von der Religion zu machen, eben diese Idee

aus

aus noch stärkerm Grunde über dem Begriffe der Mägdchen ist. Eben deswegen aber wollte ich, daß man mit diesen bey Zeiten davon redete; denn wenn man warten müßte, bis sie im Stande wären, diese tiefen Fragen methodisch zu untersuchen, so würde man Gefahr laufen, niemals mit ihnen davon zu reden [a]). Die Vernunft der Weiber ist eine praktische Vernunft, welche sie auf eine sehr geschickte Art die Mittel finden läßt, zu einem bekannten Endzwecke zu gelangen, welche sie aber diesen Endzweck selbst nicht finden läßt. Die gesellschaftliche Beziehung der Geschlechter auf einander ist vortrefflich. Aus dieser Gesellschaft entsteht eine sittliche Person, wovon die Frau das Auge, und der Mann der Arm ist: aber mit einer solchen Abhängigkeit von einander, daß die Frau von dem Manne lernet, was man sehen muß, und der Mann von der Frau lernet, was man thun muß. Wenn die Frau eben

a) Warum dachte Rousseau doch oben von den Mannspersonen nicht eben das? Steht man nicht in eben der Gefahr, wenn man mit ihnen nur erst im achtzehnten Jahre von der Religion reden könnte? Viele, ja die meisten, wenden ihre Gedanken alsdann schon zu sehr auf andere Geschäffte, und es haben nicht alle seines chimärischen Aemils Fähigkeit, sich in speculativische Untersuchungen selbst einzulassen. Wenn die Lehren nur einmal wahr sind, und ihre Begriffe von einsichtsvollen Männern entwickelt, deutlich gemacht, und bewiesen worden: so kann man sie schon Jünglingen beybringen, die solche für sich selbst nicht aus einander zu setzen wüßten. Gott erfordert von allem Glauben, aber nicht demonstrative Wissenschaft. A. d. U.

so wohl, als der Mann, bis zu den Grundsätzen hinaufsteigen könnte, und der Mann eben so wohl, als sie, den Witz hätte, alle einzelne Umstände aus einander zu setzen: so würden sie stets unabhängig von einander in einer ewigen Zwietracht leben, und ihre Gesellschaft könnte nicht bestehen. In der Uebereinstimmung aber, welche unter ihnen herrschet, zielet alles zu dem gemeinschaftlichen Endzwecke ab. Man weis nicht, wer von dem Seinigen das meiste hinzu thut; ein jeder folget dem Stoße des andern; ein jeder gehorchet, und alle beyde sind Herren.

Eben dadurch, daß die Aufführung der Frau der öffentlichen Meynung unterworfen ist, ist ihr Glaube dem Ansehen unterworfen. Ein jedes Mägdchen soll die Religion ihrer Mutter, und eine jede Frau die Religion ihres Mannes haben. Wenn diese Religion falsch wäre [b]): so tilget die Folgsamkeit, welche die Mutter und die Tochter der Ordnung der Natur unterwirft, bey Gotte die Sünde des Irrthumes. Außer Stande, selbst Richterinnen zu seyn, müssen sie die Entscheidung der Väter und Männer, wie der Kirche ihre, annehmen.

Da die Frauenspersonen die Richtschnur ihres Glaubens nicht von sich selbst nehmen können: so können sie ihm auch nicht die Gränzen der Deutlichkeit und Vernunft zu Schranken geben; sondern

da

b) Und sie solches nämlich nicht erkennete: wenn sie es aber erkennete, so würde wohl die Vorschrift gelten, man müsse Gotte mehr gehorchen, als den Menschen. A. d. U.

da sie sich von tausend fremden Antrieben fortschleppen lassen, so sind sie stets jenseits oder dießseits [des] Wahren. Sie gehen stets aufs Aeußerste, und sind alle Religionsspötterinnen oder Bethschwestern; man sieht keine, welche die Weisheit mit der Gottseligkeit zu vereinigen wissen. Die Quelle des Uebels ist nicht allein in dem übertriebenen Charakter ihres Geschlechtes, sondern auch in dem übel eingerichteten Ansehen des unserigen. Die Ungebundenheit der Sitten läßt es verachten, die Furcht vor der Reue machet es tyrannisch; und so thut man stets zu viel oder zu wenig.

Weil das Ansehen die Religion der Frauenspersonen einrichten soll: so kömmt es nicht so sehr darauf an, daß man ihnen die Gründe erkläre, die man hat, zu glauben, als vielmehr, daß man ihnen das deutlich vortrage, was man glaubet. Denn der Glaube, welchen man dunkeln Begriffen giebt, ist die erste Quelle der Schwärmgeisterey, und der, den man zu ungereimten Dingen fordert, führet zur Thorheit oder zum Unglauben. Ich weis nicht, wozu viele Catechismen am meisten führen, gottlos oder fanatisch zu werden: ich weis aber wohl, daß sie nothwendig eins oder das andere thun [c]).

Erstlich mache man aus der Religion, wenn man sie die jungen Mägdchen lehren will, niemals einen Gegenstand der Traurigkeit und des Zwanges für sie, niemals eine Arbeit, noch eine Schuldigkeit;

c) Der Beweis dieses kecken Ausspruches würde doch gleichwohl sehr schwer fallen. A. d. U.

keit d); folglich lasse man sie niemals etwas auswendig lernen, was sich darauf bezieht; auch nicht einmal die Gebethe. Man begnüge sich, daß man sein Gebeth ordentlicher Weise in ihrer Gegenwart verrichte, ohne daß man sie eben mit Gewalt zwinge, solchem beyzuwohnen. Man mache es, nach Christi Anweisung, kurz. Man verrichte es stets mit der geziemenden Einkehrung in sich selbst und Ehrfurcht; man denke, da man von dem höchsten Wesen Aufmerksamkeit verlange, uns zu hören, so sey solches doch wohl werth, daß man auch Aufmerksamkeit auf das wende, was man ihm sagen will.

Es ist weniger daran gelegen, daß junge Mägdchen ihre Religion so bald wissen, als daran gelegen ist, daß sie solche recht wissen, und vornehmlich, daß sie solche lieben. Wenn man sie ihnen zur Last machet; wenn man ihnen Gott stets als böse auf sie abschildert; wenn man ihnen in seinen Namen tausend beschwerliche Pflichten aufleget, die sie einen selbst niemals erfüllen sehen: was können sie anders denken, als, ihren Catechismus lernen, und zu Gotte bethen, seyn die Pflichten kleiner Mägdchen, und wünschen, sie möchten groß seyn, damit sie auch so, wie wir, von aller dieser Unterwerfung frey wären? Das Beyspiel, das Beyspiel! Ohne das gelingt niemals etwas bey den Kindern.

Wenn man ihnen die Glaubensartikel erkläret, so geschehe es in Gestalt eines förmlichen Unterrichtes,

d) Gleichwohl ist die Religion auch eine natürliche Pflicht eines jeden Menschen. A. d. U.

tes, und nicht durch Fragen und Antworten. Sie müssen stets nur das antworten, was sie denken, und nicht das, was man ihnen vorgesaget hat. Alle Antworten des Catechismus sind widersinnig; der Schüler unterrichtet den Lehrmeister: sie sind so gar in dem Munde der Kinder Unwahrheiten, weil sie das erklären, was sie nicht verstehen, und das bekräftigen, was sie außer Stande sind, zu glauben. Man zeige mir unter den verständigsten Menschen diejenigen, die nicht lügen, wenn sie ihren Catechismus hersagen?

Die erste Frage, die man gemeiniglich in dem Catechismus sieht, ist: Wer hat dich erschaffen und auf die Welt gebracht? Hierauf saget die Kleine, wenn sie gleich glaubet, daß es ihre Mutter ist, dennoch ohne Bedenken: Gott. Das einzige, was sie dabey sieht, ist, daß sie auf eine Frage, die sie wenig versteht, eine Antwort giebt, die sie gar nicht versteht.

Ich wollte wünschen, daß ein Mann, welcher den Gang des Geistes der Kinder kennete, einen Catechismus für sie machen wollte. Dieß würde vielleicht das nützlichste Buch seyn, was man jemals geschrieben hätte, und würde nach meinem Bedünken seinem Urheber nicht am wenigsten Ehre machen. So viel ist wohl ganz gewiß, wenn dieses Buch gut wäre, so würde es den unserigen wenig gleichen.

Ein solcher Catechismus wird nur gut seyn, wenn das Kind auf die bloßen Fragen von sich selbst die Antworten geben wird, ohne sie zu lernen; wohl verstanden, daß es zuweilen in dem Falle seyn wird,

auch

auch seiner Seits zu fragen. Damit ich dasjenige verständlich mache, was ich sagen will, so müßte ich eine Art von Muster haben; und ich fühle wohl, was mir abgeht, solches zu entwerfen. Ich will wenigstens versuchen, einen leichten Begriff davon zu geben.

Ich bilde mir also ein, es müßte dieser Catechismus, um auf die erste Frage des obigen zu kommen, ungefähr so anfangen.

Die Hofmeisterinn.

Erinnert Sie sich wohl der Zeit, da Ihre Mama ein Mägdchen war?

Die Kleine.

Nein, meine liebe Hofmeisterinn.

Hofmeisterinn. Warum nicht? Sie hat ja sonst ein gutes Gedächtniß.

Kleine. Weil ich noch nicht auf der Welt war.

Hofmeisterinn. Sie hat also nicht immer gelebet?

Kleine. Nein.

Hofmeisterinn. Wird Sie denn immer leben?

Kleine. Ja.

Hofmeisterinn. Ist Sie jung oder alt?

Kleine. Ich bin jung.

Hofmeisterinn. Ihre Großmama aber, ist die alt oder jung?

Kleine. Sie ist alt.

Hofmeisterinn. Ist sie denn jung gewesen?

Kleine. Ja.

Hofmeisterinn. Warum ist sie nicht mehr jung?

Kleine.

Kleine. Darum, weil sie alt geworden.

Hofmeisterinn. Wird Sie auch so, wie sie, alt werden?

Kleine. Ich weis nicht 7).

Hofmeisterinn. Wo sind Ihre Kleider von vergangenem Jahre?

Kleine. Man hat sie zerschnitten.

Hofmeisterinn. Und warum hat man sie zerschnitten?

Kleine. Weil sie mir gar zu klein waren.

Hofmeisterinn. Und warum waren sie Ihr zu klein?

Kleine. Weil ich groß gewachsen.

Hofmeisterinn. Wird Sie noch größer wachsen?

Kleine. O ja!

Hofmeisterinn. Und was werden die großen Mägdchen?

Kleine. Sie werden Frauen.

Hofmeisterinn. Was werden aber die Frauen?

Kleine. Sie werden Mütter.

Hofmeisterinn. Aber die Mütter, was werden die?

Kleine. Sie werden alt.

Hofmeisterinn. Sie wird also auch alt werden?

Kleine. Wenn ich Mutter seyn werde.

Hofmei-

7) Wenn die Kleine überall, wo ich Ich weis nicht gesetzet habe, anders antwortet: so muß man ihrer Antwort nicht trauen, und sie solche sorgfältig erklären lassen.

Hofmeisterinn. Und was werden die alten Leute?

Kleine. Ich weis nicht.

Hofmeisterinn. Was ist Ihr Großpapa geworden?

Kleine. Er ist gestorben *).

Hofmeisterinn. Und warum ist er gestorben?

Kleine. Weil er alt war.

Hofmeisterinn. Was werden also die alten Leute?

Kleine. Sie sterben.

Hofmeisterinn. Und wenn Sie alt seyn wird, so wird Sie . . .

Die Kleine, (welche die Hofmeisterinn unterbricht) O meine liebe Hofmeisterinn, ich will nicht sterben.

Hofmeisterinn. Mein Kind, niemand will sterben, und es stirbt doch jedermann.

Kleine. Wie? wird Mama auch sterben?

Hofmeisterinn. So, wie jeder Mensch. Die Frauen werden alt, wie die Männer, und das Alter führet zum Tode.

Kleine

*) Die Kleine wird das sagen, weil sie es hat sagen hören: man muß aber zu ergründen suchen, ob sie einen richtigen Begriff von dem Tode hat; denn dieser Begriff ist nicht so einfach, noch so nach der Fähigkeit der Kinder, als man es wohl denket. Man kann in dem kleinen Gedichte, der Tod Abels, ein Beyspiel von der Art sehen, wie man ihnen solchen Begriff machen soll. Im 2ten Gesange. Dieses allerliebste Werk hat eine annehmliche Einfalt an sich, womit man sich nicht genug nähren kann, wenn man mit Kindern umgehen will.

Kleine. Was muß man thun, damit man spät alt wird?

Hofmeisterinn. Weislich leben, so lange man jung ist.

Kleine. Meine liebe Hofmeisterinn, ich will immer weislich seyn.

Hofmeisterinn. Desto besser für Sie. Aber kurz, glaubet Sie, Sie werde immer leben?

Kleine. Wenn ich recht alt, recht alt seyn werde . . . .

Hofmeisterinn. Nun denn?

Kleine. Kurz, wenn man so alt ist, so sagen Sie, muß man wohl sterben.

Hofmeisterinn. Sie wird also einmal sterben?

Kleine. Ach ja!

Hofmeisterinn. Wer lebete vor Ihr?

Kleine. Mein Papa und meine Mama.

Hofmeisterinn. Wer lebete vor denen?

Kleine. Ihr Papa und ihre Mama.

Hofmeisterinn. Wer wird nach Ihr leben?

Kleine. Meine Kinder.

Hofmeisterinn. Wer wird nach denen leben?

Kleine. Ihre Kinder, u. s. w.

Wenn man diesem Wege folget, so findet man durch sinnliche Schlüsse, bey dem menschlichen Geschlechte einen Anfang und ein Ende, wie bey allen Sachen, das ist einen Vater und eine Mutter, die weder Vater noch Mutter gehabt haben, und Kinder, die keine Kinder haben werden [9]). Nach einer

9) Der Begriff von der Ewigkeit kann nicht mit Einwilligung des Verstandes auf menschliche Geschlechter

einer langen Folge von dergleichen Fragen, ist die erste Frage des Catechismus nur erst genugsam zubereitet. Alsdann allein kann man sie machen, und das Kind sie verstehen. Von da aber bis zu der zweyten Antwort, welche so zu sagen, die Erklärung des göttlichen Wesens ist; was für ein unermeßlicher Sprung! Wenn wird dieser Zwischenraum ausgefüllet seyn? Gott ist ein Geist! Und was ist ein Geist? Soll ich eines Kindes seinen in diese dunkele Metaphysik hineinführen, woraus die Erwachsenen so viele Mühe haben, sich zu ziehen? Es ist nicht für ein kleines Mägdchen, diese Fragen aufzulösen; es ist höchstens für sie, solche zu thun. Alsdann würde ich ihr schlechtweg antworten: Sie fragen mich, was Gott ist: das ist nicht leicht zu sagen. Man kann Gott weder hören, noch sehen, noch fühlen; man kennet ihn nur aus seinen Werken. Damit Sie urtheilen können, was er ist, so warten Sie, bis Sie wissen, was er gemacht hat.

Wenn unsere Lehren gleich alle von einerley Wahrheit sind: so sind sie deswegen doch nicht alle von einerley Wichtigkeit. Es ist der Herrlichkeit Gottes sehr gleichgültig, ob sie uns in allen Stücken bekannt sey: es ist aber der menschlichen Gesellschaft, und einem jeden von ihren Mitgliedern viel daran gelegen, daß ein jeder Mensch die Pflichten kenne und erfülle, die ihm das Gesetz Gottes

gegen

ter gewandt werden. Eine jede zur Wirklichkeit gebrachte zahlmäßige Folge kann mit diesem Begriffe nicht bestehen.

gegen seinen Nächsten und gegen sich selbst aufleget. Dieß sollen wir unaufhörlich einander lehren, und davon vornehmlich sind die Aeltern gehalten ihre Kinder zu unterrichten. Ich sehe nicht, daß an der Entscheidung dieser dem Ansehen nach wesentlichen Fragen e), ob eine Jungfrau die Mutter ihres Schöpfers sey; ob sie Gott oder bloß einen Menschen geboren, mit dem sich Gott vereiniget hat; ob das Wesen des Vaters und des Sohnes eines, und eben dasselbe oder nur gleich sey; ob der heilige Geist von einem von beyden, welche eines sind, oder von allen beyden zugleich ausgehe, dem menschlichen Geschlechte mehr gelegen sey, als zu wissen, an welchem Tage des Monden man Ostern feyern solle, ob man den Rosenkranz bethen, fasten, kein Fleisch essen, Lateinisch oder seine Muttersprache in der Kirche reden, die Mauern mit Bildern zieren, die Messe lesen oder hören, und keine eigene Frau haben müsse. Ein jeder denke davon, wie es ihm belieben wird; ich weis nicht, was solches die andern angehen kann; mich für mein Theil geht es ganz und gar nichts an. Was mich und alle meines Gleichen aber angeht, ist, daß ein jeder wisse, es sey ein Richter des Schicksales der Menschen vorhanden, dessen Kinder wir insgesammt sind, der uns allen vorschreibt, gerecht zu seyn, einander zu lieben, wohlthätig und barmherzig zu seyn,

e) Wenn die Geheimnisse selbst, worauf sich diese Fragen beziehen, nur in Einfalt geglaubet werden: so kann man sie schon, als gar zu stachlicht, bey Seite gesetzet seyn lassen. A. d. U.

seyn, unsere Versprechungen gegen jedermann, auch selbst gegen unsere und seine Feinde zu halten; die scheinbare Glückseligkeit dieses Lebens sey nichts; es gebe ein anderes Leben nach diesem, in welchem dieses höchste Wesen der Vergelter der Guten, und der Richter der Bösen seyn werde. Diese und dergleichen Lehren sind es, worauf viel ankömmt, daß man sie die Jugend lehre und alle Bürger davon überrede. Wer sie bestreitet, verdienet ohne Zweifel, gestrafet zu werden; er ist der Störer der Ordnung, und der Feind der menschlichen Gesellschaft. Wer sie übergeht und uns seinen besondern Meynungen unterwerfen will, kömmt durch einen entgegen gesetzten Weg auf eben den Punct; damit er die Ordnung nach seiner Art einführe, stöhret er den Frieden; er machet sich in seinem verwegenen Stolze zum Dolmetscher der Gottheit; er fordert in seinem Namen die Huldigungen und die Ehrerbiethung der Menschen; er machet sich an seiner Statt zum Gotte, so viel er kann; man sollte ihn als einen Gotteschänder strafen, wenn man ihn nicht als einen Unvertragsamen strafen wollte.

Man setze also alle die geheimnißvollen Lehren hindan, die für uns nur Wörter ohne Begriffe sind, alle die wunderlichen Lehren, deren eitele Erlernung denjenigen, die sich ihnen ergeben, statt der Tugenden ist, und vielmehr dienet, sie närrisch, als gut, zu machen. Man erhalte stets seine Kinder in dem geraden Kreise derer Lehren, die auf die Sittenlehre gehen. Man überrede sie recht, es sey für uns nichts nützlich, zu wissen, als was uns Gutes thun lehret. Man mache aus seinen Töchtern

keine

keine Schriftgelehrte und Vernünftlerinnen; man lehre sie von den himmlischen Dingen nur das, was zur menschlichen Weisheit dienet; man gewöhne sie, sich stets vorzustellen, daß sie vor den Augen Gottes sind, ihn zum Zeugen ihres Thuns und Lassens, ihrer Gedanken, ihrer Tugend, ihrer Vergnügungen zu haben; das Gute ohne Praleren zu thun, weil er es liebet; das Böse ohne Murren zu leiden, weil er es ihnen vergüten wird; kurz, alle Tage ihres Lebens dasjenige zu seyn, worüber sie sich freuen werden, daß sie es gewesen sind, wenn sie vor ihm erscheinen werden. Das ist die wahre Religion, das ist die einzige, die keines Misbrauches, keiner Gottlosigkeit, keiner Schwärmeren fähig ist. Man predige, so viel man will, erhabnere, ich erkenne keine andere, als diese [h].

Uebrigens ist es gut, anzumerken, daß bis in das Alter, da die Vernunft sich aufkläret, und die wachsende Empfindung das Gewissen reden läßt, dasjenige, was für die jungen Personen gut oder böse ist, das ist, was die Leute, die um sie sind, dafür erkläret haben. Was man ihnen befiehlt,

 ist

h) Schlecht genug! Ob aber diese Religion zureichet, den Menschen ewig glückselig zu machen, wird ein jeder vernünftiger leugnen, der von der Vollkommenheit der christlichen einen Begriff hat, und die Nothwendigkeit, sie zu erkennen, deutlich einsicht. Man sehe davon moral. Reden, welche bey der franz. Acad. den Preis erhalten haben, a. d. 327 u. f. S. und Köchers Anleit. zur Erkenntniß der Vollkommenheit und Wahrheit der christlichen Religion, a. d. 254 u. f. S. A. d. U.

ist gut; was man ihnen verbeut, ist böse. Sie dürfen nicht mehr wissen. Daraus sieht man, von was für Wichtigkeit, noch mehr für sie, als für die Knaben, die Wahl derer Personen ist, welche sich ihnen nähern und einiges Ansehen über sie haben sollen. Kurz, der Augenblick kömmt, wo sie anfangen, von den Dingen für sich selbst zu urtheilen; und alsdann ist es Zeit, den Entwurf ihrer Erziehung zu ändern.

Ich habe bis hieher vielleicht zu viel davon gesaget. Wozu werden wir die Frauenspersonen bringen, wenn wir ihnen nur die öffentlichen Vorurtheile zum Gesetze geben? Wir wollen das schöne Geschlecht nicht so weit erniedrigen, welches uns regieret, und welches uns ehret, wenn wir es nicht geringschätzig gemacht haben. Es ist für das ganze menschliche Geschlecht eine Regel vorhanden, welche vor der Meynung vorher geht. Nach der unbiegsamen Richtung dieser Regel müssen sich alle die andern bequemen. Sie beurtheilet das Vorurtheil selbst; und nur so weit, als die Hochachtung der Menschen sich mit ihr zusammen schicket, darf diese Hochachtung Ansehen für uns haben.

Diese Regel ist die innere Empfindung. Ich werde hier nicht wiederholen, was vorher davon gesaget worden. Es ist mir genug, anzumerken, daß, wenn diese beyden Regeln nicht zur Erziehung der Frauenspersonen zusammentreten, sie allezeit mangelhaft seyn wird. Die Empfindung ohne die Meynung wird ihnen diejenige Zartheit der Seele nicht geben, welche die guten Sitten mit der Ehre der

Welt

Welt schmücket; und die Meynung ohne die Empfindung wird niemals etwas anders, als falsche und unehrbare Frauenspersonen aus ihnen machen, welche den Schein an die Stelle der Tugend setzen.

Es ist ihnen also daran gelegen, ein Vermögen zu bearbeiten, welches unter den beyden Führern zum Schiedesrichter dienet, der das Gewissen nicht irre gehen läßt, und die Irrthümer des Vorurtheiles wieder zu Rechte bringt. Dieses Vermögen ist die Vernunft. Was für Fragen aber erheben sich bey diesem Worte! Sind die Frauenspersonen zu einem gründlichen Vernunftschlusse fähig? Ist etwas daran gelegen, daß sie die Vernunft bearbeiten? Ist diese Bearbeitung zu denen Verrichtungen nützlich, die ihnen aufgeleget sind? Verträgt sie sich mit der Einfalt, die sich für sie schicket?

Die verschiedenen Arten, diese Fragen anzusehen und aufzulösen, machen, daß man oft der Sache zu viel thut, und wider einander ist. Einige schränken die Frau auf das Nähen und Spinnen in ihrer Wirthschaft mit ihren Mägden ein, und machen also nur die erste Magd des Herrn daraus. Die andern sind nicht zufrieden, daß sie ihre Gerechtsamen versichern, sondern lassen sie auch noch unsere an sich reißen. Denn wenn man sie in denen ihrem Geschlechte eigenen Eigenschaften über uns läßt, und sie in allem übrigen uns gleich machet; was ist das anders, als daß man die Frau zu der Oberherrschaft erhebt, welche die Natur dem Manne giebt?

Die Vernunft, welche den Mann zur Kenntniß seiner Pflichten führet, ist nicht sehr zusammen gesetzet. Die Vernunft, welche die Frau zu der Kenntniß der ihrigen führet, ist noch einfacher. Der Gehorsam und die Treue, welche sie ihrem Manne schuldig ist, die Zärtlichkeit und die Sorgfalt, welche sie ihren Kindern schuldig ist, sind so natürliche und so sinnliche Folgen ihres Standes, daß sie dem innern Gefühle, welches sie führet, ihre Beypflichtung ohne Unredlichkeit nicht versagen, noch die Pflicht in der Neigung verkennen kann, die noch nicht verändert ist.

Ich würde es ohne Unterschied nicht tadeln, daß eine Frau auf die bloßen Arbeiten ihres Geschlechtes eingeschränket würde, und daß man sie in einer tiefen Unwissenheit alles übrigen ließe. Dazu aber gehöreten sehr einfältige, sehr gesunde öffentliche Sitten, oder eine sehr eingezogene Lebensart. In großen Städten und unter verderbten Mannspersonen würde diese Frau gar zu leicht zu verführen seyn; oftmals würde ihre Tugend nur auf die Gelegenheit ankommen: in diesem philosophischen Jahrhunderte aber brauchet sie eine, welche die Probe aushalten kann. Sie muß voraus wissen, so wohl was man ihr sagen kann, als auch, was sie davon denken soll.

Da sie über dieses dem Urtheile der Menschen unterworfen ist, so muß sie ihre Hochachtung verdienen; sie muß vornehmlich ihres Mannes seine erhalten. Sie muß ihm nicht allein ihre Person beliebt machen, sondern ihn auch ihre Aufführung billigen lassen. Sie muß vor der Welt die Wahl

recht-

rechtfertigen, die er getroffen hat, und den Mann durch die Ehre ehren lassen, die man der Frau erweist. Wie wird sie nun alles das angreifen, wenn sie unsere eingeführten Gewohnheiten nicht versteht, wenn sie nichts von unsern Gebräuchen, unsern Wohlanständigkeiten weis, wenn sie weder die Quelle der menschlichen Urtheile, noch die Leidenschaften kennet, die sie bestimmen? Weil sie daher von ihrem eigenen Gewissen und der Meynung anderer zugleich abhängt: so muß sie lernen, diese beyden Regeln gegen einander zu halten, sie zu vergleichen, und nur die erste vorzuziehen, wenn sie einander entgegen sind. Sie wird die Richterinn ihrer Richter; sie entscheidet, wenn sie sich ihnen unterwerfen, und wenn sie solche ausschlagen soll. Ehe sie ihre Vorurtheile verwirft oder zuläßt, wiegt sie solche; sie lernet zu ihrer Quelle hinaufsteigen, ihnen vorkommen, sie sich günstig machen. Sie trägt Sorge, sich niemals Tadel zu zu ziehen, wenn ihre Pflicht ihr erlaubet, solchen zu vermeigen. Nichts von allem dem kann recht geschehen, ohne ihren Witz und ihre Vernunft zu bearbeiten.

Ich komme stets wieder auf den Grundsatz, und er giebt mir die Auflösung aller meiner Schwierigkeiten. Ich erlerne das, was ist; ich suche die Ursache davon, und ich finde endlich, daß das, was ist, gut ist. Ich gehe in offene Häuser, deren Ehre der Herr und die Frau zugleich mit einander machen. Alle beyde haben einerley Erziehung gehabt, alle beyde sind von gleicher Höflichkeit, alle beyde auf gleiche Art mit Geschmacke und Witze versehen,

 alle

alle beyde von einerley Begierde, ihre Gesellschaft wohl zu empfangen, und einen jeden zufrieden mit ihnen nach Hause zu schicken. Der Mann unterläßt keine Sorgfalt, auf alles aufmerksam zu seyn; er geht, er kömmt, er hält die Runde, und giebt sich tausenderley Mühe; er möchte gern ganz Aufmerksamkeit seyn. Die Frau bleibt an ihrer Stelle; ein kleiner Kreis versammelt sich um sie herum, und scheint ihr die übrige Versammlung zu verdecken; indessen geht doch nichts darinnen vor, was sie nicht wahrnimmt; es geht niemand weg, mit dem sie nicht gesprochen hat; sie hat nichts von demjenigen weggelassen, was jedermann angehen konnte; sie hat nichts zu jemanden gesagt, was ihm nicht angenehm war, und ohne die Ordnung etwas zu stören, ist der geringste von der Gesellschaft nicht mehr vergessen worden, als der erste. Man hat angerichtet, man setzet sich zur Tafel; der Mann, der von den Leuten unterrichtet ist, die sich zusammen schicken, wird sie setzen, so wie er es weis; die Frau wird, ohne etwas zu wissen, sich darinnen nicht betriegen. Sie wird schon in den Augen, in dem Betragen alle Zusammenstimmungen gelesen haben, und ein jeder wird sich gesezet finden, wie er es seyn will. Ich sage nicht, daß bey dem Bedienen niemand vergessen wird. Der Herr des Hauses wird bey dem Herumgehen keinen haben vergessen können. Die Frau aber erräth, was man mit Vergnügen ansieht, und biethet es einem an. Indem sie mit ihrem Nachbar spricht, hat sie das Auge an dem Ende des Tisches; sie unterscheidet denjenigen, der nicht ißt, weil er keinen Hunger hat, und denjenigen,

gen, der sich nicht getrauet, sich etwas zu nehmen oder zu fordern, weil er ungeschickt oder furchtsam ist. Bey dem Aufstehen vom Tische glaubet ein jeder, sie habe nur an ihn gedacht; alle denken, sie habe nicht die Zeit gehabt, einen einzigen Bissen zu essen: die Wahrheit aber ist, sie hat mehr gegessen, als jemand.

Wenn jedermann weg ist, so spricht man von dem, was vorgegangen ist. Der Mann erzählet, was man zu ihm gesaget hat, was diejenigen gesaget und gethan haben, mit denen er sich unterhalten hat. Wenn die Frau darinnen nicht allezeit am genauesten ist: so hat sie zur Vergeltung dafür dasjenige gesehen, was an dem andern Ende des Saales ganz leise gesaget worden; sie weis, was der oder der gedacht hat, worauf das und das Wort oder die und die Gebärde gieng. Es ist kaum eine etwas ausdrückende Bewegung geschehen, wovon sie nicht die Auslegung ganz fertig und fast allezeit der Wahrheit gemäß gewußt hat.

Eben die Wendung des Geistes, welche eine Frau, die Lebensart hat, in der Kunst, ihre Gesellschaft abzuwarten, vortrefflich seyn läßt, läßt eine Buhlschwester in der Kunst, viele seufzende Liebhaber hinzuhalten, vortrefflich seyn. Das Betragen der Buhlerey erfordert eine noch feinere Unterscheidungskraft, als der guten Lebensart ihres. Denn wenn nur eine höfliche Frau gegen jedermann höflich ist, so hat sie es stets ziemlich gut gemacht: die Buhlschwester aber würde durch diese ungeschickte Einförmigkeit bald ihre Herrschaft verlieren. Wenn sie gern alle ihre Liebhaber sehr verbindlich

machen wollte: so würde sie bald alle vor den Kopf stoßen. In der Gesellschaft gefällt das Bezeugen, welches man gegen alle Menschen beobachtet, gewiß auch einem jeden. Wenn einem nur gut begegnet wird, so sieht man dabey nicht so genau auf die Vorzüge: in der Liebe aber ist eine Gunst, die nicht andere ausschließt, ein Unrecht. Ein empfindlicher Mensch würde hundertmal lieber sehen, daß ihm allein übel begegnet, als mit allen andern geliebkoset würde, und, was ihm am ärgsten begegnen kann, ist, wenn er nicht unterschieden wird. Ein Frauenzimmer also, welches viele Liebhaber behalten will, muß einen jeden überreden, daß es ihn vorzieht, und es muß ihn dessen vor den Augen aller andern überreden, welche es auch vor seinen Augen eben so viel überreden muß.

Will man einen Menschen verlegen sehen, so stelle man eine Mannsperson zwischen zwo Frauenspersonen, mit deren jeder sie geheime Verbindungen hat; darauf beobachte man, was für eine alberne Figur sie da machen wird. Man setze in gleichem Falle eine Frauensperson zwischen zwo Mannspersonen, (und gewiß, das Beyspiel wird nicht seltener seyn,) man wird sich über die Geschicklichkeit wundern, womit sie beyde hinter das Licht führen und machen wird, daß ein jeder den andern auslachet. Wenn nun dieses Frauenzimmer ihnen einerley Vertrauen bezeugete und mit ihnen einerley Vertraulichkeit vornähme; wie würden sie einen Augenblick ihre Narren seyn? Würde sie nicht dadurch, daß sie ihnen gleich begegnete, zeigen, daß sie einerley Recht auf sie hätten? O wie greift sie

es

es besser an, als so! Sie begegnet ihnen gar nicht auf gleiche Art, sondern sie befleißiget sich vielmehr recht, eine Ungleichheit unter ihnen zu beobachten. Sie machet es so gut, daß derjenige, dem geschmeichelt wird, glaubet, es geschehe aus Zärtlichkeit, und derjenige, dem übel begegnet wird, glaubet, es sey aus Verdrusse. Ein jeder ist also mit seinem Antheile zufrieden und sieht sie stets mit sich beschäfftiget, unterdessen daß sie in der That nur mit sich allein beschäfftiget ist.

Bey der allgemeinen Begierde zu gefallen, giebt die Buhlerey dergleichen Mittel ein. Die eigensinnigen Grillen würden nur abwendig machen, wenn sie nicht weislich gehandhabet würden; und nur dadurch, daß sie solche mit Kunst ausspendet, machet sie die stärksten Ketten für ihre Sclaven daraus.

> Alle Kunst gebraucht die Frau, damit alsobald
> Dadurch in ihr Netz jeder neue Buhler falle;
> Sie behält nicht stets einerley Gesicht für alle,
> Sondern ändert nach der Zeit Handlung und Gestalt *.

Worauf kömmt alle diese Kunst anders an, als auf feine und beständige Beobachtungen, die ihr bey jedem Augenblicke zeigen, was in dem Herzen der Mannspersonen vorgeht, und die sie geschickt machen, einer jeden geheimen Bewegung, die sie wahrnimmt, die Stärke zu geben, die man brauchet, um sie aufzuhalten oder zu beschleunigen? Wird nun

diese

* Usa ogn' arte la donna, onde sia colto
Nella sua rete alcun novello amante;
Ne con tutti, ne sempre un stesso volto
Serba, ma cangia a tempo atto e sembiante.

diese Kunst gelernet? Nein; sie wird mit den Frauenspersonen geboren; sie haben sie alle, und niemals haben die Mannspersonen sie in eben dem Grade. Dieß ist einer von den unterscheidenden Kennzeichen des weiblichen Geschlechtes. Die Gegenwart des Geistes, die Scharfsichtigkeit, die feinen Beobachtungen sind die Wissenschaft der Frauenspersonen; die Geschicklichkeit, sich deren zu bedienen, ist ihre natürliche Gabe.

Da hat man das, was ist, und man hat gesehen, warum das seyn muß. Die Weiber sind falsch, saget man uns: sie werden es. Die Gabe, die ihnen eigen ist, ist die Verschlagenheit und nicht die Falschheit; in den wahren Neigungen ihres Geschlechtes sind sie, auch selbst bey dem Lügen, nicht falsch. Warum zieht man ihren Mund zu Rathe, wenn der nicht reden soll? Man ziehe ihre Augen, ihre Gesichtsfarbe, ihr Athemholen, ihr furchtsames Wesen, ihren weichlichen Widerstand zu Rathe. Das ist die Sprache, die ihnen die Natur giebt, einem zu antworten. Der Mund saget stets nein, und soll es sagen: der Accent aber, den er dazu füget, ist nicht immer einerley, und dieser Accent weis nicht zu lügen. Hat nicht die Frau eben die Bedürfnisse, die der Mann hat, ohne daß sie eben das Recht hat, sie zu bezeugen? Ihr Schicksal würde zu grausam seyn, wenn sie nicht auch selbst in den rechtmäßigen Begierden eine Sprache hätte, die derjenigen gleichgültig wäre, die sie nicht führen darf. Muß ihre Schamhaftigkeit sie unglücklich machen? Brauchet sie nicht eine Kunst, ihre Neigungen zu eröffnen, ohne sie zu entdecken?

decken? Was für Verschlagenheit hat sie nicht nöthig, um zu machen, daß man ihr das raube, was sie zu ertheilen vor Begierde brennet? Wie viel ist ihr nicht daran gelegen, daß sie das Herz des Mannes rühren lerne, ohne daß es scheint, als ob sie an ihn dächte. Was für eine liebreizende Rede ist nicht der Apfel der Galathee und ihre ungeschickte Flucht? Was soll sie noch hinzusetzen? Soll sie dem Hirten, der ihr unter die Weiden folget, sagen, sie fliehe nur in der Absicht, ihn nach sich zu ziehen. Sie würde so zu sagen lügen; denn alsdann würde sie ihn nicht mehr nach sich ziehen. Je mehr Zurückhaltung eine Frau hat, desto mehr Kunst muß sie haben, auch bey ihrem Manne selbst. Ja, ich behaupte es, wenn man die Buhlerey in ihren Schranken hält, so machet man sie sittsam und wahrhaft; man machet ein Gesetz der Ehrbarkeit daraus.

Die Tugend ist eins, sagete sehr wohl einer von meinen Gegnern; man zertrennet sie nicht, um einen Theil zuzulassen und den andern zu verwerfen. Wenn man liebet, so liebet man in seiner ganzen Redlichkeit und man versaget sein Herz, wenn man kann, und stets seinen Mund denen Empfindungen, die man nicht haben soll. Die sittliche Wahrheit ist nicht das, was ist, sondern das, was gut ist; was böse ist, sollte nicht seyn, und soll nicht gestanden werden, vornehmlich wenn dieses Geständniß ihm eine Wirkung giebt, die es ohne dieß nicht gehabt haben würde. Wenn ich versuchet wäre, zu stehlen, und dadurch, daß ich es sagete, einen andern versuchete, mein Mitgenoß zu werden; würde

de es nicht der Versuchung unterliegen heißen, wenn ich sie ihm meldete? Warum saget man, die Schamhaftigkeit machet die Frauenspersonen falsch? Sind diejenigen, die sie am meisten verlieren, übrigens wahrer, als die andern? Bey weitem nicht; sie sind noch tausendmal falscher. Man kömmt zu diesem Puncte des Verderbens nur kraft der Laster, die man alle behält, und die nur unter der Gunst der Ränke und der Lügen herrschen [10]). Diejenigen hingegen, welche noch Scham haben, welche nicht mit ihren Fehlern stolz thun, welche ihre Begierden selbst denjenigen verbergen, die sie einflößen, diejenigen, denen sie das Geständniß davon mit der größten Mühe entreißen, sind außer dem die wahrhaftesten, die aufrichtigsten, die beständigsten in allen ihren Verbindungen, und diejenigen, auf deren Treue man sich überhaupt am meisten verlassen kann.

Ich

10) Ich weis, daß die Frauenspersonen, welche öffentlich ihre Partey wegen eines gewissen Punctes genommen haben, zwar begehren, sich wegen dieser Freymüthigkeit einen Werth zu geben, und schwören, daß es, bis auf diesen Punct, nichts schätzbares gäbe, was man nicht an ihnen finde: allein, ich weis auch, daß sie dieses niemals einen andern, als Alberne beredet haben. Wenn man den größten Zaum ihres Geschlechtes weggenommen hat; was bleibt, das sie zurück hält, und aus welcher Ehre machen sie sich etwas, nachdem sie derjenigen entsaget haben, die ihnen eigen ist? Wenn sie es einmal ihren Leidenschaften bequem gemacht, so haben sie keinen Vortheil mehr, solchen zu widerstehen: nec foemina amissa pudicitia alia abnuerit. Kennete ein Schriftsteller wohl jemals das menschliche Herz beyder Geschlechter besser, als derjenige, der das gesaget hat?

Ich weis nur die einzige Mademoiselle Ninon de l' Enclos, die man als eine bekannte Ausnahme von diesen Anmerkungen hat anführen können. Mademoiselle de l' Enclos ist aber auch für ein Wunder gehalten worden. Bey der Verachtung der Tugenden ihres Geschlechtes, saget man, hatte sie die Tugenden des unserigen erhalten. Man rühmet ihre Freymüthigkeit, ihre Aufrichtigkeit, die Sicherheit ihres Umganges, ihre Treue in der Freundschaft. Kurz, um das Gemälde ihres Ruhmes zu vollenden, saget man, sie hätte sich zum Manne gemacht; immerhin. Bey allem ihrem großen Ruhme aber hätte ich diesen Mann da, doch eben so wenig zu meinem Freunde, als zu meiner Geliebten, haben wollen.

Alles dieses ist nicht so außer dem Wege, als es wohl zu seyn scheint. Ich sehe, wohin die Grundregeln der heutigen Weltweisheit zielen, wenn sie die Reinigkeit des weiblichen Geschlechtes, und dessen vermeynte Falschheit zum Gelächter machen; und ich sehe, die sicherste Wirkung dieser Weltweisheit wird seyn, den Frauenspersonen unsers Jahrhundertes die wenige Ehre zu benehmen, die ihnen noch übrig geblieben ist.

Nach diesen Betrachtungen glaube ich, man könne überhaupt bestimmen, was für eine Art von Bearbeitung sich für den Geist der Frauenspersonen schicke, und auf was für Gegenstände man ihre Betrachtungen von ihrer Jugend auf wenden solle.

Ich habe gesaget, die Pflichten ihres Geschlechtes sind leichter zu sehen, als zu erfüllen. Das erste,

erste, was sie lernen müssen, ist, solche aus Betrachtung ihrer Vortheile zu lieben. Dieß ist das einzige Mittel, sie ihnen leicht zu machen. Ein jeder Zustand, ein jedes Alter hat seine Pflichten. Man lernet die seinigen bald kennen, wenn man sie nur liebet. Ehren Sie Ihren Frauenstand, und in was für einen Rang Sie der Himmel auch setzet, so werden Sie allezeit eine rechtschaffene Frau seyn. Das Wesentlichste ist, daß wir das sind, wozu uns die Natur gemacht hat. Man ist stets nur gar zu sehr das, was die Menschen wollen, das man seyn soll.

Die Aufsuchung der abstracten und speculativischen Wahrheiten, der Grundursachen, der Grundsätze in den Wissenschaften, alles, was abzielet, die Ideen allgemein zu machen, ist nicht für die Frauenspersonen. Ihre Erlernungen müssen sich alle auf die Ausübung beziehen. Sie müssen die Anwendung derer Grundsätze machen, die der Mann erfunden hat, und sie müssen die Beobachtungen machen, die den Mann zur Feststellung der Grundsätze leiten. Alles Nachdenken der Frauenspersonen in dem, was nicht unmittelbar auf ihre Pflichten geht, muß auf die Erlernung der Menschen oder auf angenehme Kenntnisse gehen, die nur den Geschmack zum Gegenstande haben. Denn was die Werke des erfindsamen Geistes angeht: so sind sie über ihre Fähigkeit. Sie haben auch eben so wenig Richtigkeit und Aufmerksamkeit genug, in den genauen Wissenschaften glücklich fortzukommen, und was die physischen Kenntnisse anbetrifft, so gehöret es für denjenigen von beyden, der am meisten thut,

am

am meisten geht, die meisten Gegenstände sieht, es gehöret für den, der am meisten Stärke hat, und sie am meisten ausübet, von den Verhältnissen der sinnlichen Wesen, und den Gesetzen der Natur zu urtheilen. Die Frau, welche schwach ist, und auswärts nichts sieht, schätzet und beurtheilet nur die Triebwerke, die sie anwenden kann, um ihre Schwachheit zu ergänzen; und diese Triebwerke sind die Leidenschaften des Mannes. Ihre Mechanik für sie ist viel stärker, als unsere; alle ihre Hebel bewegen das menschliche Herz. Alles, was ihr Geschlecht nicht für sich selbst thun kann, und was *ihm angenehm und nützlich ist*, muß es uns wollen zu lassen, die Kunst haben. Es muß also den Geist des Menschen von Grunde aus studiren, nicht durch Absonderung oder Abstraction, den Geist des Menschen überhaupt, sondern den Geist derer Menschen, die um sie sind, den Geist derer Menschen, denen sie unterworfen ist, es sey nun durch das Gesetz oder durch die Meynung. Sie muß ihre Herzensmeynungen aus ihren Reden, aus ihren Handlungen, aus ihren Blicken, aus ihren Gebärden einsehen lernen. Sie muß ihnen durch ihre eigenen Reden, durch ihr eigenes Thun und Lassen, durch ihre Blicke, durch ihre Gebärden die Empfindungen beyzubringen wissen, wie es ihr beliebet, ohne daß sie einmal daran zu denken scheint. Die Mannspersonen werden besser, als sie, von dem menschlichen Herzen philosophiren: sie wird aber besser, als die Mannspersonen, den Menschen in das Herz sehen. Für die Frauenspersonen gehöret es, die Experimentalsittenlehre, so zu sagen, zu finden, für uns,

sie in eine Lehrverfassung zu bringen. Die Frau hat mehr Witz, und der Mann mehr Geist; die Frau beobachtet, und der Mann vernünftelt. Aus dieser Zusammenstimmung entsteht die klärste Einsicht, und die vollkommenste Wissenschaft, welche der menschliche Geist von sich selbst nur erwerben kann, mit einem Worte, die sicherste Kenntniß von sich und andern, die nach der Fähigkeit unsers Geschlechtes ist; und da sieht man, wie die Kunst unaufhörlich streben kann, das von der Natur gegebene Werkzeug vollkommen zu machen.

Die Welt ist das Buch der Frauenspersonen. Wenn sie schlecht darinnen lesen, so ist es ihre Schuld, oder eine Leidenschaft verblendet sie. Indessen ist doch die wahre Hausmutter gar keine Frau für die Welt, sondern in ihrem Hause nicht viel weniger eingeschlossen, als die Klosterfrau in ihrem Kloster. Man müßte es also mit jungen Personen, die man verheurathet, so machen, wie man es mit denen machet, oder machen soll, die man in das Kloster thut; man müßte ihnen die Vergnügungen, die sie verlassen, erst zeigen, ehe man sie solchen entsagen ließe, aus Furcht, es möchte das falsche Bild von diesen Vergnügungen, die ihnen unbekannt sind, dereinst ihr Herz verführen, und die Glückseligkeit ihrer Eingezogenheit stören. In Frankreich leben die Mägdchen in den Klöstern, und die Weiber laufen die Welt durch. Bey den Alten war es gerade umgekehret. Die Mägdchen hatten, wie ich gesaget habe, viele öffentliche Spiele und Lustbarkeiten; die Weiber lebeten eingezogen. Diese Gewohnheit war vernünftiger, und erhielt die

guten

guten Sitten besser. Eine Art von Buhierey ist den Mägdchen erlaubet, die sich verheurathen wollen; sich belustigen, ist ihr großes Geschäfft. Die Weiber haben zu Hause andere Sorgen, und keine Männer mehr zu suchen: sie würden aber ihre Rechnung bey dieser Veränderung nicht finden, und zum Unglücke geben sie den Ton an. Mütter, machet wenigstens eure Gefährtinnen aus euren Töchtern. Gebet ihnen einen richtigen Verstand, eine erhabene Seele; darauf verberget ihnen nichts von dem, was ein keusches Auge sehen kann. Der Ball, die Gastmahle, die Spiele, die Schaubühne so gar, alles das, was die Reizung einer unvorsichtigen Jugend ausmachet, wenn es schlecht gesehen wird, kann gesunden Augen ohne Gefahr dargebothen werden. Je besser sie diese lärmenden Vergnügungen sehen werden, desto eher werden sie einen Ekel davor bekommen.

Ich höre das Geschrey, welches sich wider mich erhebt. Welch Mägdchen widersteht diesem gefährlichen Beyspiele? Kaum haben sie die Welt gesehen, so schwindelt ihnen allen der Kopf; nicht eine von ihnen will sie verlassen. Das kann seyn. Haben Sie solche aber, ehe Sie ihnen dieses betrügliche Gemälde dargebothen, wohl vorbereitet, es ohne Rührung zu sehen? Haben Sie ihnen die Gegenstände recht gemeldet, die es vorstellet? Haben Sie sie ihnen so geschildert, als sie sind? Haben Sie sie vor den Verblendungen der Eitelkeit recht bewaffnet? Haben Sie den Geschmack an den wahren Vergnügungen, welche man in diesem Getümmel nicht findet, in ihre jungen Herzen gebracht?

Was für Vorsichtigkeiten, was für Maaßregeln haben Sie ergriffen, um sie vor dem falschen Geschmacke zu verwahren, der sie verführet? Anstatt daß sie der Herrschaft der öffentlichen Vorurtheile etwas in ihrem Gemüthe entgegen setzen sollten, haben Sie sie vielmehr darinnen genähret. Sie haben ihnen im Voraus alle die eiteln Belustigungen beliebt gemacht, die sie finden. Sie machen sie ihnen noch beliebt, da sie sich ihnen ergeben. Junge Personen, die in die Welt treten, haben keine andere Hofmeisterinn, als ihre Mutter, die oft noch thörichter ist, als sie, und ihnen die Gegenstände nicht anders zeigen kann, als sie solche sieht. Ihr Beyspiel, welches noch stärker ist, als die Vernunft selbst, rechtfertiget sie in ihren eigenen Augen; und das Ansehen der Mutter ist für die Tochter eine Entschuldigung ohne Widerrede. Wenn ich will, daß eine Mutter ihre Tochter in die Welt einführen soll: so geschieht es mit der Voraussetzung, daß sie ihr solche zeigen wird, wie sie ist.

Das Uebel fängt noch eher an. Die Klöster sind die wahren Schulen der Buhlerey; nicht derjenigen ehrbaren Buhlerey, wovon ich geredet habe, sondern derjenigen, welche alles verkehrte Wesen der Frauenspersonen hervorbringt, und die ausschweifendsten Stutzerinnen (petites-maitresses) machet. Wenn sie von da herauskommen, um auf einmal in die lärmenden Gesellschaften zu treten: so fühlen junge Weiber anfänglich, daß sie daselbst an ihrer rechten Stelle sind. Sie sind erzogen worden, um daselbst zu leben; muß man sich wundern, daß sie sich daselbst wohl befinden? Ich

werde das, was ich sagen will, nicht ohne Furcht, ich nehme ein Vorurtheil für eine Beobachtung an, vorbringen: mich dünket aber doch, daß es überhaupt in den protestantischen Landen mehr Annehmung seines Hauswesens, würdigere Ehegattinnen und zärtlichere Mütter gebe, als in den katholischen Landen; und wenn das ist, so kann man nicht zweifeln, daß dieser Unterschied nicht zum Theile der Erziehung der Klöster zuzuschreiben sey.

Wenn man das ruhige und häusliche Leben lieben soll: so muß man die Süßigkeiten desselben von Kindheit auf empfunden haben. Nur in dem väterlichen Hause nimmt man die Lust zu seinem eigenen Hause an; und eine jede Frau, die nicht von ihrer Mutter erzogen worden, wird auch kein Belieben haben, ihre Kinder zu erziehen. Zum Unglücke giebt es keine Privaterziehung mehr in den großen Städten. Die Gesellschaft ist darinnen so allgemein und so vermischt, daß kein Schutzort mehr für die Eingezogenheit übrig bleibt, und daß man so gar bey sich zu Hause öffentlich ist. Weil man so viel mit aller Welt lebet, so hat man keine Familie mehr; kaum kennet man seine Anverwandten; man sieht sie als Fremde; und die Einfalt der häuslichen Sitten erlischt nebst der süßen Vertraulichkeit, welche die Reizung derselben ausmachet. Auf solche Art sauget man mit der Milch den Geschmack an den Vergnügungen der Welt, und an denen Grundregeln ein, die man darinnen herrschen sieht.

Man leget den Mägdchen einen scheinbaren Zwang auf, damit man Thoren finde, welche sie auf ihr äußerliches Betragen heurathen. Man

studire aber diese jungen Personen nur einen Augenblick aus; sie verbergen unter einem gezwungenen Wesen die Lüsternheit schlecht, die sie verzehret und man liest schon in ihren Augen die brennende Begierde, ihren Müttern nachzuahmen. Das, wornach sie gelüstet, ist nicht ein Mann, sondern die ungebundene Lebensart des Ehestandes. Was brauchet man einen Mann, bey so vielen Hülfsmitteln, desselben entbehren zu können? Man brauchet aber einen Mann, diese Hülfsmittel zu bedecken [11]. Die Sittsamkeit ist auf ihrem Gesichte, und die Frechheit im Grunde ihres Herzens; diese verstellete Sittsamkeit selbst ist ein Zeichen davon. Sie befleißigen sich derselben nur, um sich derselben desto eher zu entschlagen. Pariser und Londoner Frauen, verzeihen Sie es mir, ich bitte Sie darum. Kein Ort schließt die Wunderwerke aus; ich für mein Theil aber kenne keines dergleichen; und wenn eine einzige unter Ihnen eine wahrhaftig ehrbare Seele hat, so verstehe ich nichts von unsern Einrichtungen.

Alle diese verschiedenen Erziehungen überliefern auf gleiche Art junge Personen dem Geschmacke an den Vergnügungen der grossen Welt und denen Leidenschaften, die bald aus diesem Geschmacke entsprin-

11) Eines Mannes Weg bey einem Mägdchen war eines von denen vier Dingen, die der Weise nicht begreifen konnte; das fünfte war die Unverschämtheit der Ehebrecherinn, die verschlingt und ihr Maul wischet, und spricht: Ich habe kein Uebels gethan. Sprüche Salom. XXX, 20.

springen. In den großen Städten fängt das Verderben mit dem Leben an; und in den kleinen fängt es mit der Vernunft an. Junge Frauenspersonen von Lande, die unterrichtet sind, die glückliche Einfalt ihrer Sitten zu verachten, bemühen sich eifrig, nach Paris zu kommen, an dem Verderben der dasigen Sitten Theil zu nehmen. Die mit dem schönen Namen der Naturgaben gezierten Laster sind der einzige Gegenstand ihrer Reise; und da sie sich bey ihrer Ankunft schämen, daß sie sich von der edlen freyen Lebensart der Frauen des Landes so weit entfernet finden: so säumen sie nicht, zu verdienen, daß sie auch aus der Hauptstadt sind. Wo fängt, nach Ihrer Meynung, das Uebel an? An denen Orten, wo man darauf sinnt, oder an denen, wo man es vollendet?

Ich will nicht, daß eine vernünftige Mutter aus der Provinz ihre Tochter nach Paris führe, um ihr diese für andere so schädlichen Gemälde zu zeigen: ich sage aber, wenn es geschähe, so ist diese Tochter entweder schlecht erzogen, oder diese Gemälde werden wenig gefährlich für sie seyn. Wenn man Geschmack, Vernunft und Liebe zu ehrbaren Dingen hat: so findet man sie nicht so anziehend, als sie wohl für diejenigen sind, die sich davon bezaubern lassen. Man bemerket zu Paris die jungen hirnlosen Frauenspersonen, welche eilen, den Ton des Landes anzunehmen, und sich sechs Monate lang nach der Mode einzurichten, um sich ihr übriges Leben hindurch auszischen zu lassen. Wer bemerket aber diejenigen, welche mit Ekel vor allem diesen Getöse in ihre Provinz wieder zurück kehren, und

 mit

mit ihrem Schicksale zufrieden sind, nachdem sie es mit demjenigen verglichen haben, welches die andern beneiden? Wie viele junge Frauen, die von ihren gefälligen Männern nach der Hauptstadt geführet worden, und daselbst bleiben konnten, habe ich nicht ihre Ehegatten selbst davon abwenden, und weit williger wieder zurückkehren sehen, als sie gekommen waren! Wie viele hörete ich nicht mit Rührung den Abend vor ihrer Abreise sagen: Ach lassen Sie uns in unsere Strohhütte zurückkehren! man lebet daselbst viel glücklicher, als hier in den Pallästen. Man weis nicht, wie viele gute Leute noch übrig sind, welche ihre Knie vor dem Götzen nicht gebeuget haben, und seinen unsinnigen Dienst verachten. Nur die Thörinnen rauschen; die weisen Frauen fallen nicht in die Sinne.

Wenn, ungeachtet des durchgängigen Verderbens, ungeachtet der allgemeinen Vorurtheile, ungeachtet der übeln Erziehung der Mägdchen, viele dennoch eine bewährte Urtheilskraft behalten; was wird nicht seyn, wenn diese Urtheilskraft durch geziemende Unterweisung wird seyn genähret worden; oder besser zu sagen, wenn sie nicht durch fehlerhafte Unterweisungen verändert worden? Denn alles bestehet allezeit darinnen, daß man die natürlichen Empfindungen erhält oder wieder herstellet. Es kömmt deswegen nicht darauf an, daß Sie den jungen Mägdchen, mit ihren langen Predigten Ueberdruß verursachen, noch ihnen Ihre trockenen Sittenlehren vorsagen. Die Sittenlehren für beyde Geschlechter sind der Tod der guten Erziehung. Traurige Lehren sind nur gut, so wohl auf denjenigen,

der sie giebt, als auch auf dasjenige, was er saget, einen Haß werfen zu lassen. Es bedarf es nicht, wenn man mit jungen Leuten redet, daß man ihnen eine Furcht vor ihren Pflichten einjage, noch das Joch schwerer mache, welches ihnen von der Natur aufgeleget worden. Wenn man ihnen diese Pflichten vorträgt, so sey man genau und leicht; man lasse sie nicht glauben, daß man verdrüßlich sey, wenn man sie erfülle; kein unfreundliches, kein finsteres Wesen. Alles, was zu Herzen gehen soll, muß von dem Herzen kommen. Ihr moralischer Catechismus muß eben so kurz, und eben so klar seyn, als ihr Religionscatechismus: er darf aber nicht eben so ernsthaft seyn. Man zeige ihnen in einerley Pflichten die Quelle ihrer Vergnügungen, und den Grund ihrer Gerechtsamen. Ist es so beschwerlich, zu lieben, um geliebet zu werden, sich liebenswürdig zu machen, um glücklich zu seyn, sich schätzbar zu machen, um Gehorsam zu erlangen, sich zu ehren, um sich ehren zu lassen? Wie schön sind diese Gerechtsamen! wie ehrwürdig! wie theuer dem Herzen des Mannes, wenn die Frau sie gültig zu machen weis! Man muß nicht die Jahre, noch das Alter erwarten, um ihrer zu genießen. Ihre Herrschaft fange mit ihren Tugenden an. Kaum entwickeln sich ihre Reizungen, so herrsche sie schon durch die Sanftmuth ihrer Gemüthsart, und mache ihre Sittsamkeit gebietherisch. Welcher unempfindliche und barbarische Mann mildert nicht seinen Stolz, und nimmt nicht ein aufmerksameres Wesen bey einem liebenswürdigen und weisen Mägdchen von sechzehn Jahren an, welches wenig redet, welches

höret, welches Wohlstand in seinem Betragen, und Ehrbarkeit in seinem Reden beobachtet, dessen Schönheit es weder sein Geschlecht, noch seine Jugend vergessen läßt, welches durch seine Furchtsamkeit selbst einzunehmen und sich die Ehrerbiethung zu zu ziehen weis, die es jedermann erweist?

Obgleich diese Zeugnisse äußerlich sind: so sind sie doch nicht eitel; sie sind nicht bloß allein auf die Anreizung der Sinne gegründet; sie kommen von der innerlichen Empfindung, die wir alle haben, daß die Frauenspersonen die natürlichen Richterinnen der Verdienste der Mannspersonen sind. Wer will gern von dem Frauenzimmer verachtet werden? Niemand auf der Welt; auch nicht einmal derjenige, der es nicht mehr lieben will. Und glaubet man wohl, daß ihre Urtheile selbst mir gleichgültig sind, mir, der ich ihnen so harte Wahrheiten sage? Nein, ihr Beyfall ist mir werther, als eurer, Leser, die ihr oft mehr Weiber seyd, als sie. Indem ich ihre Sitten verachte, will ich noch ihre Gerechtigkeit ehren. Es ist mir wenig daran gelegen, ob sie mich hassen, wenn ich sie zwinge, mich hoch zu schätzen.

Was für große Dinge würde man mit dieser Triebfeder thun, wenn man sie anzuwenden wüßte! Wehe der Zeit, worinnen die Frauen ihre Gewalt verlieren, und wo ihre Urtheile nichts mehr über die Mannspersonen vermögen! Das ist die letzte Stufe des Verderbens. Alle Völker, welche Sitten gehabt, haben die Frauenspersonen in Ehren gehalten. Man sehe Sparta, man sehe die alten Deutschen, man sehe Rom; Rom, den Sitz des Ruhmes und der Tugend, wenn sie jemals einen auf

der

der Welt gehabt haben. Daselbst ehreten die Weiber die Thaten der grossen Feldherren, beweineten sie öffentlich die Väter des Vaterlandes, waren ihre Gelübde oder ihre Trauer als das feyerlichste Urtheil der Republik geweihet. Alle die grossen Reichsveränderungen kamen daselbst von den Weibern. Durch eine Frau erwarb Rom die Freyheit, durch eine Frau erhielten die Plebejer das Consulat, durch eine Frau endigte sich die Tyranney der Decemvire, durch die Frauen wurde das belagerte Rom von den Händen eines Verbanneten gerettet. Französische Galane, was würdet ihr gesaget haben, wenn ihr diesen in euren spöttischen Augen so lächerlichen Aufzug hättet vorbey ziehen sehen? Ihr würdet ihn mit eurem Hohngeschreye verfolget haben. Wie sehen wir doch einerley Gegenstände mit einem verschiedenen Auge an! und vielleicht haben wir alle Recht. Bildet diesen Aufzug aus schönen französischen Frauenzimmern; ich kenne nichts unanständigers: machet ihn aber aus Römerinnen, ihr werdet alle die Augen der Volscier, und Coriolans Herz haben.

Ich werde mehr sagen, und ich behaupte, daß die Tugend eben so günstig zur Liebe, als zu den andern Rechten der Natur sey, und daß das Ansehen der Geliebten dabey nicht weniger gewinne, als der Weiber und Mütter ihres. Es giebt keine wahre Liebe ohne Enthusiasterey, und keine Enthusiasterey ohne einen Gegenstand wirklicher oder chimärischer Vollkommenheit, die aber stets in der Einbildungskraft da ist. Wovon werden Liebhaber, für welche diese Vollkommenheit nichts mehr ist, und die in demjenigen, was sie lieben, nur den Gegenstand

des

des Vergnügens der Sinne sehen, entzündet werden? Nein, so wird nicht die Seele erhitzet, und überliefert sich denen erhabenen Entzückungen, welche den Wahnsinn der Liebenden und den Reiz ihrer Leidenschaften ausmachen. Alles ist nur Verblendung in der Liebe, ich gestehe es: dasjenige aber, was wirklich ist, sind die Empfindungen, womit sie uns für das wahre Schöne beseelet, welches sie uns lieben läßt. Dieses Schöne ist nicht in dem Gegenstande, den man liebet; es ist das Werk unserer Irrthümer. Ey! was ist daran gelegen? Opfert man deswegen weniger alle seine niedrigen Empfindungen diesem eingebildeten Muster auf? Durchdringt man deswegen sein Herz weniger mit denen Tugenden, die man demjenigen leihet, was es werth hält? Reißt man sich deswegen weniger von der Niederträchtigkeit des menschlichen Ich los? Wo ist der wahre Liebhaber, der nicht bereit ist, seiner Geliebten sein Leben aufzuopfern, und wo ist die sinnliche und grobe Leidenschaft bey einem Menschen, der sterben will? Wir halten uns über die alten Ritter auf! Sie kannten die Liebe, und wir kennen nichts mehr, als das lüderliche Leben. Als diese romanhaften Grundregeln anfiengen, lächerlich zu werden: so war diese Veränderung nicht so sehr das Werk der Vernunft, als vielmehr der übeln Sitten.

In was für einem Jahrhunderte es auch seyn mag, so verändern sich die natürlichen Verhältnisse doch nicht. Die Anständigkeit oder Unanständigkeit, die daraus entspringt, bleibt einerley; die Vorurtheile unter dem eiteln Namen der Vernunft ändern

davon

davon nur den Schein. Es wird stets groß und schön seyn über sich herrschen, geschähe es auch nur, um phantastischen Meynungen zu gehorchen; und die wahren Bewegungsgründe der Ehre werden stets in dem Herzen einer jeden vernünftig urtheilenden Frau reden, welche in ihrem Zustande die Glückseligkeit des Lebens zu suchen wissen wird. Die Keuschheit muß eine liebliche Tugend für eine schöne Frau seyn, die einige Hoheit in der Seele hat. Unterdessen, daß sie alle Welt zu ihren Füßen sieht, triumphiret sie über alles, und über sich selbst. Sie richtet sich in ihrem eigenen Herzen einen Thron auf, zu welchem ein jeder kömmt, Huldigung zu leisten. Die zärtlichen oder eifersüchtigen, aber stets ehrerbiethigen, Empfindungen beyder Geschlechter, die allgemeine und ihre eigene Hochachtung bezahlen ihr die Kämpfe einiger Augenblicke unaufhörlich mit Herrlichkeit. Die Beraubungen sind vergänglich, der Werth derselben aber bleibt beständig. Was für ein Genuß für eine edle Seele ist doch der mit der Schönheit vereinigte Stolz der Tugend! Man mache eine Romanheldinn wirklich; sie wird mehr auserlesene Wollüste schmecken, als die Lais und Kleopatren; und wenn ihre Schönheit nicht mehr seyn wird, so werden ihre Herrlichkeit und ihre Vergnügungen noch bleiben; sie allein wird des Vergangenen zu geniessen wissen.

Je größer und beschwerlicher die Pflichten sind, desto sinnlicher und stärker müssen die Gründe seyn, worauf man sie stützet. Es giebt eine gewisse andächtige Sprache, womit man bey den ernsthaftesten

sten Materien jungen Leuten die Ohren betäubet, ohne die Ueberredung hervor zu bringen. Von dieser Sprache, die ihren Ideen gar zu ungleich ist, und von der wenigen Achtung, die sie ingeheim dafür haben, entspringt die Leichtigkeit, ihren Neigungen nachzugeben, aus Mangel der aus den Sachen selbst hergenommenen Gründe, ihnen zu widerstehen. Eine weislich und fromm erzogene Tochter hat ohne Zweifel starke Waffen wider die Versuchungen: diejenige aber, deren Herz oder vielmehr deren Ohren man nur einzig und allein mit dem mystischen Gewäsche nähret, wird unfehlbar dem ersten geschickten Verführer, der es unternimmt, zum Raube werden. Niemals wird eine junge und schöne Person ihren Leib verachten; niemals wird sie sich aufrichtig über die großen Sünden betrüben, welche ihre Schönheit begehen läßt; niemals wird sie es im Ernste und vor Gotte beweinen, daß sie ein Gegenstand der bösen Lust ist; niemals wird sie bey sich selbst glauben können, daß die süßeste Empfindung des Herzens eine Erfindung des Satans sey. Man gebe ihr andere innerliche Gründe, die für sie selbst sind; denn diese werden nicht eindringen. Es wird noch ärger seyn, wenn man, woran es gar nicht fehlet, Widerspruch in ihre Begriffe bringt, und nachdem man sie, durch Geringschätzung ihres Leibes und ihrer Reizungen, als die Befleckung der Sünde, gedemüthiget hat, darauf wieder eben diesen Leib, den man ihr so verächtlich gemacht hat, als den Tempel Jesu Christi ehren läßt. Die gar zu erhabenen und gar zu niedrigen Begriffe sind auf gleiche Art unzulänglich, und können

nen sich nicht zusammen gesellen; man brauchet einen Grund nach der Fähigkeit des Geschlechtes und des Alters. Die Betrachtung der Pflicht hat nur in so weit Kraft, als man Bewegungsgründe hinzufüget, die uns antreiben, sie zu erfüllen.

Welche nur darum nicht thut, weils nicht vergönnt ist, die thut *.

Man würde es sich nicht ahnen lassen, daß Ovidius ein so strenges Urtheil fället.

Will man also jungen Leuten die Liebe zu den guten Sitten beybringen: so sage man nicht unaufhörlich zu ihnen: Seyd weise; sondern man gebe ihnen einen großen Vortheil, solches zu seyn; man lasse sie allen Werth der Weisheit empfinden, und man wird sie ihnen beliebt machen. Es ist nicht genug, daß man diesen Vortheil von weitem in der Zukunft nehme; man zeige ihn ihnen in dem Augenblicke selbst, in den Verhältnissen ihres Alters, in der Gemüthsart ihrer Liebhaber. Man schildere ihnen den rechtschaffenen Mann, den verdienstvollen Mann ab; man lehre sie ihn erkennen, ihn lieben, und ihn ihrentwegen lieben; man beweise ihnen, daß dieser Mann allein sie glücklich machen kann, sie mögen Freundinnen, Frauen oder Geliebten seyn. Man führe die Tugend durch die Vernunft; man lasse sie empfinden, daß die Herrschaft ihres Geschlechtes, und alle ihre Vortheile nicht allein an ihrer guten Aufführung, an ihren Sit-

* Quae, quia non liceat, non facit, illa facit. Ovid. *Amor.* III. 4. 4.

Sitten, sondern auch noch an der Mannspersonen ihren hängen; daß sie wenig Gewalt über geringschätzige und niedrige Seelen haben, und daß man seiner Geliebten nur so zu dienen weis, wie man der Tugend zu dienen weis. Man sey versichert, wenn man ihnen alsdann die Sitten unserer Zeiten abschildert, so wird man ihnen einen aufrichtigen Ekel davor beybringen; wenn man ihnen die Leute nach der Mode zeiget, so wird man sie solche verachten lassen; man wird ihnen nur Abneigung vor ihren Grundregeln, Widerwillen vor ihren Gesinnungen, Ekel vor ihren eiteln Galanterien einflößen; man wird einen edlern Ehrgeiz bey ihnen erwecken, den Ehrgeiz, über große und starke Seelen zu herrschen, den Ehrgeiz der Spartanerinnen, Männern zu gebiethen. Eine kühne, unverschämte, schlaue Frauensperson, welche ihre Liebhaber nur durch die Buhlerey an zu ziehen, und nur durch die Gunstbezeugungen zu erhalten weis, läßt sie, wie Knechte, in knechtischen und gemeinen Dingen gehorchen; in wichtigen und ernsthaften Sachen hat sie keine Gewalt über sie. Die zugleich ehrbare, liebenswürdige und weise Frau aber, diejenige, welche ihre Liebhaber zwingt, sie in Ehren zu halten, diejenige, welche Zurückhaltung und Sittsamkeit hat, kurz, diejenige, welche die Liebe durch ihre Hochachtung unterstützet, schicket sie mit einem Winke an das Ende der Welt zum Treffen, zur Ehre, zum Tode, wohin es ihr nur gefällt. Diese Herrschaft ist schön, dünket mich, und wohl der Mühe werth, daß sie erkaufet wird [12]). Ich

12) Brantome saget, daß zu Franz des I Zeiten eine junge

In diesen Gesinnungen ist Sophie mit mehr Sorgfalt, als Mühe erzogen worden; und zwar indem man eher ihrem Geschmacke gefolget ist, als ihn gezwungen hat. Wir wollen jetzt auch ein Wort von ihrer Person sagen, nach der Abschilderung, die ich Aemilen davon gemacht habe und so wie er sich selbst die Frau einbildet, die ihn glücklich machen kann.

Ich werde es niemals zu viel sagen, daß ich die Wunder für sich seyn lasse. Aemil ist keines; Sophie ist auch keines. Aemil ist ein Mann, und Sophie eine Frauensperson; das ist aller ihr Ruhm. In der Verwirrung der Geschlechter, die unter uns herrschet, ist es fast ein Wunder, wenn man von seinem Geschlechte ist.

Sophie ist gut geboren; sie ist von einem guten Naturelle; sie hat ein sehr empfindliches Herz; und diese überaus große Empfindlichkeit giebt ihr zu-

wei-

junge Person, die einen geschwätzigen Liebhaber hatte, ihm ein gänzliches und unbeschränktes Stillschweigen auflegete, welches er zwey ganzer Jahre lang so treulich beobachtete, daß man glaubete, er sey durch Krankheit stumm geworden. Eines Tages rühmete sich seine Geliebte, die zu denen Zeiten, wo die Liebeshändel mit Geheimniß getrieben wurden, nicht dafür bekannt war, in voller Versammlung, sie wollte ihn auf der Stelle heilen: und sie that es mit dem einzigen Worte, Sprich. Ist nicht etwas großes und heldenmüthiges in dieser Liebe? Was hätte des Pythagoras Weltweisheit mit allem ihrem Stolze mehr gethan? Welch Frauenzimmer könnte heutiges Tages sich nur einen einzigen Tag auf ein solches Stillschweigen Rechnung machen, sollte sie es auch mit allem Werthe bezahlen, den sie darauf setzen könnte?

weilen eine Wirksamkeit der Einbildungskraft, die schwer zu mäßigen ist. Sie hat einen nicht so richtigen, als durchdringenden Witz, eine sanfte, leichte und dennoch ungleiche Laune, eine gemeine, aber angenehme Gestalt, eine Gesichtsbildung, die eine Seele verspricht, und nicht lüget; man kann mit Gleichgültigkeit zu ihr treten, sie aber nicht ohne Rührung verlassen. Andere haben gute Eigenschaften, die ihr abgehen; andere haben diejenigen, die sie hat, in größerm Maaße: keine aber hat besser zusammen gebrachte Eigenschaften, eine glückliche Gemüthsart auszumachen. Sie weis sich ihrer Fehler selbst zu Nutze zu machen; und wenn sie vollkommener wäre, sowürde sie weit weniger gefallen.

Sophie ist nicht schön: bey ihr aber vergessen die Mannspersonen die schönen Frauenspersonen, und die schönen Frauenspersonen sind über sich selbst misvergnügt. Kaum ist sie bey dem ersten Anblicke artig: je mehr man sie aber sieht, desto mehr verschönert sie sich. Sie gewinnt, wo so viele andere verlieren; und was sie gewinnt, das verliert sie nicht mehr. Man kann schönere Augen, einen schönern Mund, eine mehr einnehmende Gestalt haben: man kann aber keinen bessern Wuchs, keine schönere Gesichtsfarbe, keine weißere Hand, keinen kleinern Fuß, keinen sanftern Blick, keine rührendere Gesichtsbildung haben. Ohne zu verblenden, nimmt sie ein, reizet sie, und man kann nicht sagen, warum.

Sophie liebet den Putz, und versteht sich darauf. Ihre Mutter hat keine andere Kammerfrau, als sie. Sie hat viel Geschmack, sich mit Vortheile anzukleiden: sie hasset aber die reichen Klei-

dungen. Man sieht stets in ihrer die Einfalt mit der Zierlichkeit vereiniget; sie liebet dasjenige nicht, was schimmert, sondern das, was wohl steht. Sie weis nicht, was die Modefarben sind: sie kennet aber diejenigen vortrefflich, die ihr günstig sind. Es findet sich keine junge Person, die mit wenigerm Aussuchen angeleget zu seyn scheint, und deren Anzug ausgesuchter ist. Nicht ein einziges Stück in ihrem ist von ungefähr genommen, und die Kunst erscheint in keinem. Ihr Putz ist dem Anscheinen nach, sehr sittsam, und in der That sehr buhlerhaft; sie kramet ihre Reizungen nicht aus; sie bedecket sie: indem sie solche aber bedecket, so weis sie dieselben sich einbilden zu lassen. Wenn man sie sieht, so saget man: Das ist ein sittsames und keusches Mägdchen. So lange man aber bey ihr bleibt, so irren die Augen und das Herz an ihrer ganzen Person herum, ohne daß man sie davon abziehen könnte, und man würde sagen, dieser ganze so schlechte Anzug sey nur angeleget, damit er durch die Einbildungskraft Stück für Stück abgenommen werde.

Sophie hat natürliche Geschicklichkeiten. Sie empfindet sie, und hat sie nicht vernachläßiget. Da sie aber nicht im Stande gewesen, viele Kunst auf deren Bearbeitung zu wenden: so hat sie sich begnüget, ihre artige Stimme zu üben, richtig und mit Geschmacke zu singen, ihre kleinen Füße, flüchtig, leicht, mit Anmuth zu gehen, eine Verbeugung in allen Arten von Umständen ohne Zwang und Ungeschicklichkeit zu machen. Uebrigens hat sie keinen andern Singmeister, als ihren Vater, keine andere Tanzmeisterinn, als ihre Mutter, gehabt, und ein Organist aus der Nachbarschaft hat ihr einige

Anweisung zum Accompagniren auf dem Claviere gegeben, welches sie nachher für sich allein mehr ausgearbeitet hat. Anfänglich dachte sie nur, ihre Hand mit Vortheile auf diesen schwarzen Claves sehen zu lassen. Darauf fand sie, daß der scharfe und dürre Klang des Clavires den Klang der Stimme süßer machete; nach und nach wurde sie von dem Wohlklange gerühret; endlich da sie größer geworden, hat sie angefangen, die Reizungen des Ausdruckes zu empfinden, und die Musik für sich selbst zu lieben. Dieß ist aber vielmehr ein Geschmack, als eine Naturgabe; sie weis nicht eine Arie nach Noten zu spielen.

Was Sophie am besten weis, und was man sie mit der meisten Sorgfalt hat lernen lassen, das sind die Arbeiten ihres Geschlechtes, selbst diejenigen, woran man sonst nicht denket, als ihre Röcke zu zu schneiden und zu nähen. Es giebt keine Art von Nätherwerke, das sie nicht zu machen weis, und das sie nicht mit Vergnügen machet. Die Arbeit aber, welche sie allen vorzieht, ist das Spitzenklöppeln, weil keine einzige eine angenehmere Stellung giebt, und bey keiner sich die Finger mit mehr Anmuth und Leichtigkeit üben. Sie hat sich auf alle einzelne Stücke der Wirthschaft beflissen. Sie versteht die Küche, den Keller und die Vorrathskammer; sie weis den Werth der Eßwaaren; sie kennet deren Eigenschaften; sie weis sehr gut die Rechnungen zu führen; sie dienet ihrer Mutter zur Haushofmeisterinn. Da sie gemacht ist, dereinst selbst eine Hausmutter zu werden: so lernet sie bey Regierung des väterlichen Hauses ihres regieren; sie kann die Verrichtungen des Hausgesindes versehen, und thut sie stets gern. Man weis

nur

nur dasjenige recht zu befehlen, was man selbst ausüben kann. Dieß ist die Ursache ihrer Mutter, warum sie dieselbe also beschäfftiget. Sophie geht so weit nicht. Ihre erste Pflicht ist einer Tochter ihre, und dieß ist jetzo die einzige, welche sie zu erfüllen denket. Ihre einzige Absicht ist, ihrer Mutter an die Hand zu gehen, und ihr einen Theil der Sorgen abzunehmen. Es ist indessen doch wahr, daß sie sich nicht aller mit einem gleichen Vergnügen annimmt. Zum Beyspiele, ob sie gleich gefräßig ist: so liebet sie die Küche doch nicht. Das Einzelne darinnen hat etwas, wovor ihr ekelt; sie findet niemals Sauberkeit genug dabey. Sie ist darinnen von einer überaus grossen Zärtlichkeit; und diese bis zur Ausschweifung getriebene Zärtlichkeit ist einer von ihren Fehlern geworden. Sie würde viel eher das ganze Mittagesessen verbrennen lassen, als ihre Manschetten beflecken. Aus eben der Ursache hat sie niemals die Aufsicht über den Garten haben wollen. Die Erde kömmt ihr unsauber vor. So bald sie ein Mistbeete sieht, so glaubet sie, den Geruch davon zu empfinden.

Sie hat diesen Fehler den Lehren ihrer Mutter zu danken. Nach ihrer Meynung ist unter den Frauenpflichten die Sauberkeit eine der ersten. Sie ist eine besondere, unumgängliche, von der Natur aufgelegete Pflicht. Es ist auf der Welt kein ekelhafterer Gegenstand, als eine unsaubere Frau; und der Mann, der einen Ekel davor empfindet, hat niemals Unrecht. Sie hat ihrer Tochter diese Pflicht von ihrer Kindheit an so sehr eingeprediget; sie hat so viel Sauberkeit an ihrer Person, so viel an

ihrem Zeuge, in ihrem Zimmer, bey ihrer Arbeit, auf ihrem Nachttische gefordert, daß alle diese zur Gewohnheit gewordenen Achtsamkeiten einen ziemlich großen Theil ihrer Zeit hinnehmen, und auch noch bey der andern vorgehen, so daß es erst die zweyte von ihren Sorgen ist, das gut zu machen, was sie machet; die erste ist allezeit, es sauber zu machen.

Indessen ist doch alles dieses nicht in ein eiteles Geziere und in eine Weichlichkeit ausgeartet; die ausgekünstelten Feinheiten der Ueppigkeit sind dabey so viel als nichts. Niemals ist in ihr Zimmer etwas anders, als bloß Wasser, gekommen. Sie kennet kein anderes Räuchwerk, als das von den Bluhmen; und niemals wird ihr Mann ein lieblichers einhauchen, als ihren Athem. Endlich so läßt die Aufmerksamkeit, die sie auf das Aeußerliche wendet, sie nicht vergessen, daß sie ihr Leben und ihre Zeit edlern Sorgen schuldig ist. Sie kennet diejenige übermäßige Sauberkeit des Leibes nicht, welche die Seele beflecket, oder sie verachtet sie. Sophie ist mehr, als sauber; sie ist rein.

Ich habe gesaget, Sophie sey gefräßig. Sie war es von Natur: sie ist aber durch Gewohnheit mäßig geworden, und jetzt ist sie es aus Tugend. Es ist mit den Mägdchen nicht so, wie mit den Knaben, die man bis auf einen gewissen Punct durch die Gefräßigkeit lenken kann. Diese Neigung ist nicht ohne Folge für das schöne Geschlecht. Wenn die kleine Sophie in ihrer Kindheit allein in die Speisekammer ihrer Mutter gieng, so kam sie nicht allezeit leer wieder zurück, und war nicht von einer

bewähr-

bewährten Treue bey dem Eingemachten und Zuckergebackenen. Ihre Mutter ertappete sie, verwies es ihr, strafete sie, ließ sie hungern. Sie brachte es endlich dahin, daß sie solche überredete, das Zuckerwerk verderbete die Zähne, und man würde gar zu dick, wenn man so viel äße. Sophie besserte sich also. Da sie größer wurde, bekam sie einen andern Geschmack, der sie von dieser niederträchtigen Sinnlichkeit abgezogen. Die Gefräßigkeit ist kein herrschendes Laster mehr bey den Frauenspersonen, wie bey den Mannspersonen, so bald das Herz beseelet wird. Sophie hat den eigenen Geschmack ihres Geschlechtes behalten. Sie liebet die Milchspeise und das Eingemachte; sie liebet das Gebackene und die Nebengerichte, aber sehr wenig Fleisch. Sie hat niemals Wein oder starke Getränke getrunken. Ueberhaupt ißt sie von allem sehr mäßig. Ihr nicht so arbeitsames Geschlecht, als das unserige, brauchet weniger Ersetzung des Abganges. In allen Sachen liebet sie das, was gut ist, und weis es zu schmecken; sie weis sich auch nach dem zu bequemen, was es nicht ist, ohne daß ihr diese Beraubung etwas kostet.

Sophie hat einen angenehmen Geist, ohne daß er eben schimmert, und gründlich ist, ohne daß er tief ist, einen Geist, wovon man nichts saget, weil man bey ihr niemals mehr oder weniger findet, als für sie gehöret. Sie hat stets den Geist, welcher denen Leuten gefällt, die mit ihr reden, ob er gleich nicht sehr geschmücket ist, nach dem Begriffe, den wir von dem Anbaue des Geistes der Frauenspersonen haben. Denn der ihrige ist nicht durch das

Lesen gebildet, sondern bloß durch die Unterredungen mit ihrem Vater und ihrer Mutter, durch ihr eigenes Nachdenken und durch die Beobachtungen, die sie in der wenigen Welt gemacht, welche sie gesehen hat. Sophie ist von Natur lustig; sie war so gar schäkerhaft in ihrer Kindheit: ihre Mutter aber hat nach und nach Sorge getragen, ihr ausgelassenes Wesen zu unterdrücken, aus Furcht, es möchte eine gar zu plötzliche Veränderung sie nicht bald von dem Augenblicke unterrichten, der solche nöthig gemacht hätte. Sie ist also sittsam und bedächtig selbst vor der Zeit geworden, da sie es seyn mußte; und jetzo, da diese Zeit gekommen ist, ist es ihr viel leichter, den Ton zu behalten, den sie angenommen hat, als es ihr seyn würde, ihn anzunehmen, ohne die Ursache von dieser Veränderung anzuzeigen. Es ist eine lustige Sache anzusehen, wie sie sich zuweilen aus einer übrig gebliebenen Gewohnheit den Lebhaftigkeiten der Kindheit überläßt, darauf auf einmal wieder in sich selbst geht, still schweigt, die Augen niederschlägt und erröthet. Es muß doch die Zwischenzeit zwischen den beyden Altern wohl von einem jeden von beyden, ein wenig annehmen.

Sophie ist von einer gar zu großen Empfindlichkeit, als daß sie eine vollkommene Gleichheit der Laune erhalten könnte: sie hat aber gar zu viel Sanftmuth, als daß diese Empfindlichkeit den andern sehr unbequem fallen sollte; ihr allein thut sie Böses. Man sage ein einziges Wort, das sie verletzet: sie brummet nicht, aber ihr Herz schwillt auf; sie bemühet sich, weg zu kommen, damit sie weinen

kön-

könne. Mitten unter ihren Thränen rufe sie ihr Vater oder ihre Mutter zurück, und sage ihr nur ein einziges Wort; sie kömmt den Augenblick, spielet und lachet, wobey sie sich auf eine geschickte Art die Augen abtrocknet und versuchet, ihre Seufzer zu ersticken.

Sie ist auch nicht ganz und gar von Eigensinne frey. Ihre ein wenig gar zu weit getriebene Laune artet in Widerspännstigkeit aus, und alsdann geschieht es wohl, daß sie sich vergißt. Man lasse ihr aber nur Zeit, wieder zu sich selbst zu kommen; und ihre Art, ihr Unrecht auszulöschen, wird ihr fast ein Verdienst daraus machen. Wenn man sie strafet, so ist sie folgsam und unterthänig, und man sieht, daß ihre Scham nicht so wohl von der Züchtigung, als von dem Fehler herrühret. Wenn man ihr nichts saget, so unterläßt sie niemals, solchen von selbst wieder gut zu machen: aber so freymüthig und mit so guter Art, daß es nicht möglich ist, den Unwillen darüber zu behalten. Sie würde vor dem untersten Bedienten die Erde küssen, ohne daß ihr diese Herunterlassung die geringste Beschwerniß machete; und so bald es ihr verziehen wird, zeigen ihre Freude und ihre Liebkosungen, von was für einer Last ihr gutes Herz entladen worden. Mit einem Worte, sie leidet das Unrecht anderer mit Geduld, und machet ihres mit Vergnügen wieder gut. So ist das liebenswürdige Naturell ihres Geschlechtes beschaffen, ehe wir es verderbet haben. Die Frau ist gemacht, dem Manne nachzugeben, und so gar seine Ungerechtigkeit zu ertragen. Dahin wird man die jungen Knaben niemals

mals bringen können. Die innere Empfindung erhebt sich, und empöret sich in ihnen wider die Ungerechtigkeit. Die Natur machete sie nicht, um sie zu erdulden. Man weis, es ist

Achillens Zorn
Hart und schwerlich versöhnt, welcher nicht zweichen kann *.

Sophie hat Religion, aber eine vernünftige und einfältige, wenige Glaubenslehren, und noch wenigere Andachtsübungen; oder vielmehr, da sie keine wesentliche Ausübung kennet, als die Sittenlehre, so wiedmet sie ihr ganzes Leben, dadurch Gotte zu dienen, daß sie Gutes thut. Bey allen Unterweisungen, welche ihr ihre Aeltern hiervon gegeben, haben sie dieselbe zu einer ehrerbiethigen Unterthänigkeit gewöhnet, indem sie stets zu ihr gesaget: „Meine Tochter, diese Kenntnisse sind nicht „für dein Alter; dein Mann wird dich davon un„terrichten, wenn es Zeit seyn wird.„ Uebrigens begnügen sie sich statt der langen erbaulichen Reden, ihr durch ihr Beyspiel zu predigen; und dieses Beyspiel ist in ihr Herz gegraben.

Sophie liebet die Tugend. Diese Liebe ist ihre herrschende Leidenschaft geworden. Sie liebet sie, weil nichts so schön ist, als die Tugend; sie liebet sie, weil die Tugend den Ruhm der Frau ausmachet; und eine tugendhafte Frau ihr fast den Engeln gleich zu seyn scheint; sie liebet sie, als den einzigen Weg zur wahren Glückseligkeit, und weil

* Gravem
Pelidae stomachum cedere nescii. HORAT. *Od.* I. 6.

weil sie nur Elend, Verachtung, Unglück, Schande in dem Leben einer unzüchtigen Frau sieht; sie liebet sie endlich, weil sie ihrem ehrwürdigen Vater, ihrer zärtlichen und hochachtungswürdigen Mutter lieb und werth ist; sie sind nicht vergnügt, daß sie wegen ihrer eigenen Tugend glücklich sind, sie wollen es auch wegen der ihrigen seyn; und ihre erste Glückseligkeit für sie selbst ist die Hoffnung, jener ihre zu machen. Alle diese Empfindungen flößen ihr eine Enthusiasterey ein, welche ihr die Seele erhebt, und alle ihre kleinen Neigungen einer so edlen Leidenschaft unterworfen seyn läßt. Sophie wird keusch und ehrbar seyn bis an ihren letzten Seufzer. Sie hat es im Grunde ihrer Seele geschworen, und sie hat es zu einer Zeit geschworen, wo sie schon alles empfand, was ein solcher Eid zu halten kostet: sie hat es geschworen, da sie die Verbindlichkeit dazu hätte wiederrufen sollen, wenn ihre Sinne gemacht wären, über sie zu herrschen.

Sophie hat nicht das Glück, eine liebenswürdige Französinn zu seyn. Dem Temperamente nach kalt, und aus Eitelkeit buhlerisch, will sie vielmehr schimmern, als gefallen, suchet sie den Zeitvertreib, und nicht das Vergnügen. Das einzige Bedürfniß, zu lieben, verzehret sie; es machet sie bey den Lustbarkeiten zerstreuet, und beunruhiget ihr Herz. Sie hat ihre alte Lustigkeit verloren; die schäkerhaften Spiele sind nicht mehr für sie. Anstatt daß sie die Langweile der Einsamkeit fürchten sollte, suchet sie solche. Sie denket darinnen an denjenigen, welcher sie ihr süß machen soll. Alle Gleichgültige sind ihr überlästig; sie brauchet keine

Hof-

Hofstatt, sondern einen Liebhaber; sie will lieber einem einzigen rechtschaffenen Manne gefallen, und ihm allezeit gefallen, als zu ihrem Besten das Geschrey der Mode erregen, welches einen Tag dauret, und den andern Morgen sich in ein Auszischen verändert.

Die Frauenspersonen bekommen eine eher gebildete Urtheilskraft, als die Mannspersonen. Da sie fast von ihrer Kindheit an vertheidigungsweise gehen müssen, und mit einer Beylage beladen sind, die schwer zu verwahren ist: so werden ihnen das Gute und Böse nothwendiger Weise eher bekannt. Sophie ist in allem frühzeitig, weil ihr Temperament sie treibt, solches zu seyn; sie hat auch die Urtheilskraft eher gebildet, als andere Mägdchen ihres Alters. Dabey ist nichts sehr außerordentliches; die Reife ist nicht durchgängig einerley in einerley Zeit.

Sophie ist von den Pflichten und den Gerechtsamen ihres und unsers Geschlechtes unterrichtet. Sie kennet die Gebrechen der Mannspersonen, und die Fehler der Frauenspersonen; sie kennet auch die Eigenschaften, die widrigen Tugenden, und hat sie alle im Grunde ihres Herzens eingepräget. Man kann keine höhere Vorstellung von der rechtschaffenen Frau haben, als sie davon gefaßt hat; und diese Vorstellung schrecket sie nicht. Sie denket aber mit mehrerm Vergnügen an den rechtschaffenen Mann, an den verdienstvollen Mann. Sie empfindet, daß sie für diesen Mann gemacht ist, daß sie seiner würdig ist, daß sie ihm diejenige Glückseligkeit geben kann, die sie von ihm erhalten wird; sie

empfin-

empfindet, daß sie ihn wohl erkennen wird; es kömmt nur darauf an, daß sie ihn finde.

Die Frauenspersonen sind natürliche Richterinnen von den Verdiensten der Mannspersonen, so wie diese die Richter von den Frauenspersonen sind. Dieß gehöret zu ihren gegenseitigen Gerechtsamen, und es ist weder dem einen, noch dem andern Theile unbekannt. Sophie kennet diese Gerechtsamen und bedienet sich ihrer, aber mit derjenigen Bescheidenheit, welche ihrer Jugend, ihrer Unerfahrenheit, ihrem Stande zukömmt. Sie urtheilet nur von Sachen, die nach ihrer Fähigkeit sind, und sie urtheilet nur alsdann davon, wenn es dienet, einige nützliche Grundregeln zu entwickeln. Sie redet von den Abwesenden nur mit der größten Vorsichtigkeit, vornehmlich wenn es Frauenspersonen sind. Sie denket, dasjenige, was sie afterrednerisch und satyrisch mache, sey, daß sie von ihrem Geschlechte reden. So lange sie sich begnügen, von dem unserigen zu reden, so sind sie nur billig. Sophie begnüget sich also damit. Was die Frauenspersonen anbetrifft, so redet sie niemals anders davon, als daß sie das Gute saget, was sie von ihnen weis. Diese Ehre glaubet sie ihrem Geschlechte schuldig zu seyn: von denjenigen aber, wovon sie nichts gutes zu sagen weis, saget sie ganz und gar nichts, und das versteht sich.

Sophie hat wenig Lebensart der Welt: sie ist aber verbindlich, aufmerksam, und bringt Anmuth in alles, was sie thut. Ein glückliches Naturell dienet ihr besser, als viele Kunst. Sie hat eine gewisse Höflichkeit an sich, die nicht an Formeln hängt,

hänge, die nicht der Mode unterworfen ist, die sich nicht mit ihr verändert, die nichts aus Gewohnheit thut, die aber von einer wahren Begierde zu gefallen herkömmt, und die gefällt. Sie weis die gemein gewordenen Complimente nicht, und erfindet auch keine ausgesuchtere; sie saget nicht, sie sey sehr verbunden, man erweise ihr viel Ehre, man nehme sich nicht die Mühe, u. s. w. noch weniger läßt sie sich einfallen, die Redensarten zu drechseln. Für eine Aufmerksamkeit, für eine erwiesene Höflichkeit bedanket sie sich durch eine Verbeugung, oder durch ein bloßes Ich danke Ihnen: dieß von ihrem Munde ausgesprochene Wort aber gilt wohl so viel, als ein anderes. Für einen wahren Dienst läßt sie ihr Herz reden; und es ist kein Compliment, was es findet. Sie hat niemals gelitten, daß die französische Gewohnheit sie dem Joche der gezierten Gebärdung unterwürfe; zum Beyspiele, daß sie ihre Hand, wenn sie von einem Zimmer ins andere geht, auf einen sechzigjährigen Arm lehnete, welchen sie große Lust haben würde zu unterstützen. Wenn ein bebiesamter Liebesdiener ihr diesen ungereimten Dienst leistet: so läßt sie den dienstfertigen Arm auf der Treppe, und schießt mit zweenen Sprüngen ins Zimmer, indem sie saget, sie sey nicht lahm. In der That, ob sie gleich nicht groß ist, so hat sie doch niemals hohe Absätze haben wollen. Sie hat sehr kleine Füße, daß sie derselben überhoben seyn kann.

Sie hält sich nicht allein bey den Frauenspersonen im Stillschweigen und in der Ehrerbiethung, sondern auch bey verheuratheten Mannspersonen

oder

oder viel ältern Leuten, als sie. Sie wird niemals Platz über sie nehmen, als aus Gehorsame, und wird ihren Platz unter sie nehmen, so bald sie es nur wird thun können; denn sie weis, daß die Rechte des Alters den Rechten des Geschlechtes vorgehen, weil solche das Vorurtheil der Weisheit für sich haben, die vor allem muß geehret werden.

Bey jungen Leuten ist es ein anderes; sie hat einen verschiedenen Ton nöthig, um etwas über sie zu vermögen, und sie weis ihn anzunehmen, ohne das sittsame Wesen zu verlassen, welches ihr gezie-met. Wenn sie selbst sittsam und an sich haltend sind: so wird sie bey ihnen die liebenswürdige Vertraulichkeit der Jugend willig behalten, ihre Unterredungen voller Unschuld werden scherzhaft, aber wohlanständig seyn: wenn sie ernsthaft werden, so will sie, daß sie nützlich seyn sollen: arten sie in Abgeschmacktheiten aus, so wird sie solche bald aufhören lassen; denn sie verachtet vornehmlich das kleine Gewäsche der Galanterie, als sehr beleidigend für ihr Geschlecht. Sie weis wohl, daß der Mann, den sie suchet, dieß Geschwätz nicht hat, und sie leidet das niemals gern von einem andern, was demjenigen nicht gezienet, dessen Charakter sie im Grunde ihres Herzens eingepräget hat. Die hohe Meynung, welche sie von den Gerechtsamen ihres Geschlechtes hat, der Stolz der Seele, den ihr die Reinigkeit ihrer Empfindungen giebt, diejenige Kraft der Tugend, welche sie in sich selbst empfindet, und welche sie in ihren eigenen Augen ehrwürdig machet, lassen sie mit Unwillen die

die süßverliebten Reden anhören, womit man sie zu belustigen vermeynet. Sie nimmt sie nicht mit einem scheinbaren Zorne auf, sondern mit einem ironischen Beyfalle, der einen aus der Fassung bringt, oder mit einem kaltsinnigen Tone, dessen man sich nicht versah. Es bringe ihr ein schöner Phöbus seine Artigkeiten vor, er lobe sie mit Witze wegen ihres Witzes, wegen ihrer Schönheit, wegen ihrer Annehmlichkeiten, wegen der Größe des Glückes, ihr zu gefallen; sie hat das Herz, ihn zu unterbrechen, und auf eine höfliche Art zu ihm zu sagen: „Mein Herr, ich fürchte sehr, daß ich diese Sa„chen besser weis, als Sie. Wenn wir nichts ar„tigers zu sagen haben, so glaube ich, wir können „hier der Unterredung ein Ende machen.„ Diese Worte mit einer großen Verneigung begleiten, und sich darauf zwanzig Schritte von ihm befinden, ist für sie nur eine Sache von einem Augenblicke. Fragen Sie Ihre angenehmen Leutchen, ob es leicht ist, bey einem so widerwärtigen Geiste, als dieser, sein Gekakel anzubringen.

Indessen mag sie doch gleichwohl sehr gern gelobet werden, wenn es nur in allem Ernste geschieht, und sie glauben kann, man denke wirklich das Gute von ihr, was man ihr saget. Wenn man von ihren Verdiensten gerühret zu seyn scheinen will: so muß man anfangen, es zu zeigen. Eine auf Hochachtung gegründete Huldigung kann ihrem stolzen Herzen schmeicheln: alles galante Gezische aber wird stets zurück gestoßen. Sophie ist nicht gemacht, die kleinen Gaben eines Liebesritters zu üben.

Bey einer so großen Reife an Urtheilskraft, und da sie in allen Absichten wie ein Mägdchen von zwanzig Jahren gebildet ist, werden ihre Aeltern ihr im funfzehnten Jahre nicht als einem Kinde begegnen. Kaum werden sie bey Sophien die erste Unruhe der Jugend wahrnehmen, so werden sie vor deren Fortgange eilen, Vorsehung deswegen zu thun; so werden sie zärtlich und vernünftig mit ihr reden. Die zärtlichen und vernünftigen Reden sind für ihr Alter, und für ihre Gemüthsart. Wenn diese Gemüthsart so ist, wie ich mir sie einbilde; warum sollte ihr Vater nicht ungefähr so mit ihr reden?

„Sophie, du bist nun ein großes Mägdchen; „und man wird solches nicht, damit man es immer „bleibe. Wir wollen, daß du glücklich seyst; wir „wollen es unsertwegen, weil unsere Glückseligkeit „von deiner abhängt. Die Glückseligkeit eines „rechtschaffenen Mägdchens ist, daß es die Glück„seligkeit eines rechtschaffenen Mannes mache. Man „muß also darauf denken, dich zu verheurathen; „man muß bey Zeiten darauf denken; denn von „der Verheurathung hängt das Schicksal des Lebens „ab, und man hat niemals zu viel Zeit, daran „zu denken.

„Nichts ist schwerer, als die Wahl eines wa„ckern Mannes, wenn es nicht vielleicht die Wahl einer „wackern Frau ist. Sophie, du wirst diese seltene „Frau seyn; du wirst der Ruhm unsers Lebens „und die Glückseligkeit unserer alten Tage seyn. „Mit was für Verdiensten aber du auch immer be„gabet seyn mögest, so fehlet es auf Erden nicht

„an Männern, die noch mehr haben, als du. Es „ist nicht ein einziger darunter, der sich nicht eine „Ehre daraus machen sollte, dich zu erhalten; es „sind ihrer viele darunter, die dich noch mehr ehren „würden. Es kömmt nur darauf an, daß man „unter dieser Anzahl einen finde, der sich für dich „schicket, daß man ihn kennen lerne, und daß man „dich ihm bekannt mache.

„Die größte Glückseligkeit der Ehe hängt von „so vielen Uebereinstimmungen ab, daß es eine „Thorheit ist, wenn man sie alle zusammen bringen „will. Man muß sich anfänglich der wichtigsten „versichern. Wenn sich die andern dabey finden, „so bedienet man sich solcher; wenn sie fehlen, so „kann man ihrer Umgang haben. Die vollkom„mene Glückseligkeit ist nicht auf Erden: das größ„te Unglück aber und das, was man stets vermei„den kann, ist, wenn man durch seine Schuld un„glücklich ist.

„Es giebt natürliche Uebereinstimmungen; es „giebt welche nach der eingeführten Gewohnheit; „es giebt auch welche, die nur bloß auf die Mey„nung ankommen. Die Aeltern sind Richter von „diesen beyden letztern Arten; von der erstern sind „es die Kinder allein. Bey denen Ehen, die durch „das Ansehen der Väter geschlossen werden, richtet „man sich einzig und allein nach denen Uebereinstim„mungen, die nach der eingeführten Ordnung und „nach der Meynung sind. Man verheurathet nicht „die Personen, sondern verbindet die Stände und „das Vermögen. Alles d s aber kann sich verän„dern, die Personen allein bleiben immer, sie ha„ben

„ben sich überall bey sich; dem Glücke zum Trotze „kann nur durch die persönlichen Verhältnisse eine „Ehe glücklich oder unglücklich seyn.

„Deine Mutter war von vornehmem Stande, „ich war reich. Dieß waren die einzigen Bedin„gungen, die unsere Aeltern vermochten, uns zu „vereinigen. Ich habe meine Güter verloren, sie „hat ihren Namen verloren. Da sie von ihrer Fa„milie vergessen wird; wozu dienet es ihr jetzo, daß „sie ein geborenes Fräulein ist? Bey unsern Wi„derwärtigkeiten hat uns die Vereinigung unserer „Herzen wegen alles getröstet. Die Gleichförmig„keit unsers Geschmackes hat uns diese Einsamkeit „erwählen lassen. Wir leben darinnen glücklich in „der Armuth; wir dienen einander statt alles. „Sophie ist unser gemeinschaftlicher Schatz. Wir „danken dem Himmel, daß er uns den gegeben „und alles Uebrige genommen hat. Sieh, mein „Kind, wohin uns die göttliche Vorsehung geführet „hat! Die Uebereinstimmungen, die uns einan„der heurathen ließen, sind verschwunden; wir „sind nur durch diejenigen glücklich, die man für „nichts rechnete.

„Den Eheleuten kömmt es zu, einander aus„zusuchen. Die gegenseitige Neigung muß ihr er„stes Band seyn. Ihre Augen, ihre Herzen müs„sen ihre ersten Führer seyn. Denn wie ihre erste „Pflicht nach ihrer Vereinigung ist, daß sie einan„der lieben, und lieben oder nicht lieben, nicht auf „uns selbst ankömmt: so führet diese Pflicht noth„wendig eine andere mit sich, nämlich daß man an„fange, einander zu lieben, ehe man sich vereiniget.

„Dieß ist das Recht der Natur, welches nichts ab„schaffen kann. Diejenigen, die es durch so viele „bürgerliche Gesetze gebunden, haben mehr Acht auf „die scheinbare Ordnung, als auf die Glückseligkeit „des Ehestandes, und auf die Sitten der Bürger „gehabt. Du siehst, meine liebe Sophie, daß „wir dir keine schwere Sittenlehre predigen. Sie „zielet nur bloß ab, dich zur Meisterinn deiner selbst „zu machen, und es wegen der Wahl deines Ehe„gatten auf dich selbst ankommen zu lassen.

„Nachdem ich dir unsere Ursachen gesaget habe, „um dir eine völlige Freyheit zu lassen: so ist es „billig, daß ich mit dir auch von deinen Ursachen „rede, dich dieser Freyheit weislich zu bedienen. Du „bist gut und vernünftig, meine Tochter; du hast „Aufrichtigkeit und Frömmigkeit, du hast die Ge„schicklichkeiten, welche rechtschaffenen Frauen an„stehen, und du bist nicht von Annehmlichkeiten ent„blößet: aber du bist arm; du hast die schätzbar„sten Güter, und es fehlet dir an denjenigen, die „man am höchsten schätzet. Strebe also nur nach „dem, was du erlangen kannst, und richte deinen „Ehrgeiz nicht nach deinen, oder nach unsern Ur„theilen ein, sondern nach der Meynung der Men„schen. Wenn die Frage nur von einer Gleichheit „der Verdienste wäre: so weis ich nicht, worauf „ich deine Hoffnungen einschränken sollte. Erhebe „dich aber nicht über dein Vermögen, und vergiß „nicht, daß es von dem niedrigsten Range ist. „Wenn auch gleich ein Mann, der deiner würdig „ist, diese Ungleichheit für kein Hinderniß rechnet: „so mußt du alsdann das thun, was er nicht thun

„wird.

„wird. Sophie muß ihrer Mutter nachahmen, „und nur in eine Familie treten, die sich eine Ehre „aus ihr machet. Du hast unsern begüterten Zu„stand nicht gesehen; du bist nur während unserer „Armuth geboren worden; du machest sie uns süß, „und du theilest sie ohne Mühe mit uns. Folge „mir, Sophie, suche keine Güter, wofür wir den „Himmel danken, daß er uns davon befreyet hat; „wir haben die Glückseligkeit nur erst geschmecket, „nachdem wir den Reichthum verloren haben.

„Du bist viel zu liebenswürdig, als daß du „nicht jemanden gefallen solltest; und dein Elend „ist nicht so beschaffen, daß sich ein rechtschaffener „Mann deinetwegen verlegen finden sollte. Du „wirst gesuchet werden; und das wird von Leuten „geschehen können, die dich nicht werden haben wol„len. Wenn sie sich so zeigeten, wie sie sind: so „würdest du sie nach dem Werthe schätzen, den sie haben; „ihr ganzer Pracht würde dich nicht lange täuschen. „Allein, ob du gleich eine gute Beurtheilungskraft „hast, und du dich auf die Verdienste verstehst: so „fehlet dir dennoch Erfahrung, und du weißt nicht, „wie weit sich die Mannspersonen verstellen können. „Ein geschickter Betrüger kann deinen Geschmack „auslernen, um dich zu verführen, und bey dir Tu„genden erdichten, die er nicht haben wird. Er „würde dich ins Verderben bringen, Sophie, ehe „du es wahrgenommen hättest; und du würdest dei„nen Irrthum nur erkennen, um ihn zu beweinen. „Die gefährlichsten unter allen Fallstricken und der „einzige, den die Vernunft nicht vermeiden kann, ist „der Sinnen ihre. Wenn du jemals das Unglück

„hast, da hinein zu gerathen, so wirst du nichts „mehr, als Verblendung und Hirngespinnste sehen. „Deine Augen werden bezaubert seyn; deine Ur„theilskraft wird gestöret, dein Wille verderbet, und „dein Irrthum selbst dir lieb und werth seyn; und „wenn du auch im Stande seyn solltest, ihn zu er„kennen, so würdest du nicht davon wieder zurück „kehren wollen. Meine Tochter, ich übergebe dich „Sophiens Vernunft; ich übergebe dich nicht der „Neigung ihres Herzens. So lange du bey kal„tem Geblüte seyn wirst, so bleib deine eigene Rich„terinn: so bald du aber lieben wirst, so überlaß „deiner Mutter die Sorge für dich.

„Ich schlage dir einen Vergleich vor, der dir „unsere Hochachtung bemerket, und die natürliche „Ordnung unter uns wieder herstellet. Die Aeltern „wählen ihrer Tochter einen Mann, und ziehen sie „nur zum Scheine zu Rathe; das ist so der Ge„brauch. Wir wollen unter uns ganz das Gegen„theil thun; du wirst wählen, und wir werden zu „Rathe gezogen werden. Bediene dich deines Rech„tes, Sophie; bediene dich dessen frey und weis„lich. Der Ehegatte, der dir ansteht, muß von „dir, und nicht von uns gewählet seyn. Uns aber „gebühret es, zu urtheilen, ob du dich wegen der „Uebereinstimmungen nicht betriegst, und ob du, „ohne es zu wissen, nicht etwas anders thust, als „was du willst. Das Herkommen, die Güter, „der Rang, die Meynung werden gar nicht mit in „unsere Ursachen kommen. Nimm einen rechtschaf„fenen Mann, dessen Person dir gefällt, und dessen „Gemüthsart dir ansteht; er mag sonst seyn, wer

„er

„er will, wir nehmen ihn zu unserm Schwiegersoh„ne an. Sein Vermögen wird stets groß genug „seyn, wenn er Arme, wenn er Sitten hat, und „seine Familie liebet. Sein Rang wird stets er„laucht genug seyn, wenn er ihn durch die Tugend „adelt. Wenn uns die ganze Welt tadeln würde; „was thut es? Wir suchen nicht den öffentlichen „Beyfall; deine Glückseligkeit ist uns genug.„

Meine Leser, ich weis nicht, was für Wirkung eine solche Rede bey denen nach Ihrer Art erzogenen Töchtern thun würde. Was Sophien betrifft, so wird sie durch Worte nicht darauf antworten können. Die Scham und die Rührung würden sie nicht leichtlich sich ausdrücken lassen. Ich bin aber versichert, diese Rede wird ihr übriges Lebenlang in ihrem Herzen eingegraben bleiben; und wenn man sich auf irgend eine menschliche Entschließung verlassen kann, so ist es auf die, welche sie dadurch fassen wird, der Hochachtung ihrer Aeltern würdig zu werden.

Wir wollen die Sachen auf das Aergste setzen, und ihr ein hitziges Temperament geben, welches ihr ein langes Warten beschwerlich machet. Ich sage, ihre Urtheilskraft, ihre Kenntnisse, ihr Geschmack, ihre Zärtlichkeit und vornehmlich die Empfindungen, womit ihr Herz in ihrer Kindheit genähret worden, werden dem Ungestüme der Sinnen ein Gegengewicht entgegen setzen, welches hinlänglich seyn wird, sie zu überwinden, oder wenigstens ihnen lange Zeit zu widerstehen. Sie würde viel eher wie eine Märtyrerinn ihres Standes sterben, als ihre Aeltern betrüben, als einen Mann ohne Verdienste

heurathen, und sich den Unglückseligkeiten einer übel gepaarten Ehe aussetzen. Die Freyheit selbst, die sie erhalten hat, giebt ihr nur eine neue Erhebung der Seele, und machet sie wegen der Wahl ihres Herrn schwieriger. Bey dem Temperamente einer Italienerinn, und der Empfindlichkeit einer Engländerinn hat sie, um ihr Herz und ihre Sinne im Zaume zu halten, den Stolz einer Spanierinn, welche nicht leichtlich, wenn sie auch selbst einen Liebsten suchet, denjenigen findet, den sie ihrer würdig zu seyn schätzet.

Es ist nicht für jedermann, zu empfinden, was für eine Triebfeder die Liebe zu rechtschaffenen Dingen der Seele geben kann, und was für Stärke man bey sich finden kann, wenn man aufrichtig tugendhaft seyn will. Es giebt Leute, denen alles, was groß ist, chimärisch zu seyn scheint, und die in ihrer niederträchtigen und geringschätzigen Vernunft niemals dasjenige kennen werden, was selbst die Narrheit von der Tugend über die menschlichen Leidenschaften vermag. Man muß mit diesen Leuten nur durch Beyspiele reden; desto schlimmer für sie, wenn sie solche hartnäckig leugnen. Wenn ich ihnen sagete, Sophie sey kein eingebildetes Wesen; ihr Namen allein sey von meiner Erfindung; ihre Erziehung, ihre Sitten, ihre Gemüthsart, ihre Gestalt selbst seyn wirklich da gewesen, und ihr Andenken koste einer ganzen rechtschaffenen Familie noch Thränen: so würden sie ohne Zweifel nichts davon glauben. Aber kurz, was werde ich wagen, wenn ich ohne Umschweife die Geschichte eines Mägdchens vollende, welches Sophien so gleich ist, daß

diese

diese Geschichte die ihrige seyn könnte, ohne daß man sich darüber verwundern dürfte. Man halte sie für wahr oder nicht, daran ist wenig gelegen: ich werde, wenn man will, Erdichtungen erzählet haben: ich werde aber stets meine Lehrart erkläret haben, und ich werde stets auf meinen Endzweck gehen.

Die junge Person mit dem Temperamente, womit ich Sophien beleget habe, hatte über dieses alle Aehnlichkeiten mit ihr, welche sie deren Namen konnten verdienen lassen; und ich lasse ihn ihr. Nach der Unterredung, die ich angeführet habe, hielten ihr Vater und ihre Mutter dafür, es würden die Partien nicht nach dem Dorfe, welches sie bewohneten, kommen und sich da anbiethen. Sie schicketen also ihre Tochter nach der Stadt, einen Winter daselbst bey einer Muhme zu zu bringen, welcher man ingeheim von der Ursache dieser Reise Unterricht gab. Denn die stolze Sophie trug im Grunde ihres Herzens den edlen Hochmuth, über sich zu triumphiren zu wissen; und so sehr sie auch einen Mann gebrauchet hätte, so würde sie doch viel lieber als Jungfer gestorben, denn hingegangen seyn und sich einen gesuchet haben.

Damit ihre Muhme nun den Absichten ihrer Aeltern gemäß handeln möchte, so führete sie solche in den Häusern auf; sie nahm sie mit in die Gesellschaften, zu den Lustbarkeiten; sie ließ sie die Welt sehen, oder vielmehr sie ließ sie darinnen sehen; denn Sophie bekümmerte sich wenig um alle das Getöse. Man bemerkete indessen doch, daß sie die jungen Leute von einer angenehmen Gestalt nicht floh, welche ehrbar

und sittsam zu seyn schienen. Sie hatte in ihrer Zurückhaltung selbst eine gewisse Kunst sie an zu ziehen, welche der Bublerey ziemlich ähnlich war. Nachdem sie sich aber zwey- oder dreymal mit ihnen unterhalten hatte: so war sie ihrer überdrüßig. Sie setzete an die Stelle des ansehnvollen Wesens, welches die Huldigung anzunehmen schien, bald ein demüthiger Betragen, und eine mehr zurückstoßende Höflichkeit. Stets aufmerksam auf sich selbst, ließ sie ihnen nicht mehr die Gelegenheit, ihr den geringsten Dienst zu leisten; das hieß genug gesaget, daß sie nicht ihre Beherrscherinn seyn wollte.

Niemals liebeten die empfindlichen Herzen die lärmenden Vergnügungen, die eitele und unfruchtbare Glückseligkeit derer Leute, die nichts empfinden, und welche glauben, ihr Leben betäuben heiße desselben genießen. Da Sophie das nicht fand, was sie suchete, und verzweifelte, es also zu finden: so wurde sie der Stadt überdrüßig. Sie liebete ihre Aeltern zärtlich; nichts vergütete ihr solche; nichts war fähig, sie dieselben vergessen zu lassen. Sie kehrete lange vor der zu ihrer Zurückkunft festgesetzeten Zeit wieder zu ihnen.

Kaum hatte sie ihre Verrichtungen in ihrem väterlichen Hause wiederum vorgenommen, so sah man, daß sie bey Beobachtung eben der Aufführung die Laune verändert hatte. Sie hatte Zerstreuungen, Ungeduld; sie war traurig und träumerisch; sie verbarg sich, damit sie weinen könnte. Man glaubete anfänglich, sie liebete und sie schämete sich dessen: man redete mit ihr davon: sie vertheidigte sich deswegen. Sie betheuerte, sie hätte die

Per-

Person nicht gesehen, die ihr Herz rühren könnte; und Sophie log nicht.

Indessen nahm ihre Mattigkeit unaufhörlich zu, und ihre Gesundheit fieng an, ab zu nehmen. Ihre wegen dieser Veränderung unruhige Mutter entschloß sich endlich, die Ursache davon zu erfahren. Sie nahm sie besonders und wandte bey ihr die einschmeichelnde Sprache, und diejenigen unüberwindlichen Liebkosungen an, welche die bloße mütterliche Zärtlichkeit anzuwenden weis. Meine Tochter, mein Kind, das ich unter meinem Herzen getragen, und das ich noch unaufhörlich in meinem Herzen trage, schütte die Geheimnisse deines Herzens in dem Schooße deiner Mutter aus. Was sind es für Geheimnisse, die eine Mutter nicht wissen kann? Wer beklaget deine Beschwernisse? Wer theilet sie mit dir? Wer will sie lindern, wenn es nicht dein Vater und ich thun? Ach, mein Kind, willst du, daß ich wegen deines Schmerzens sterbe, ohne daß ich ihn kenne?

Das junge Mägdchen wollte seiner Mutter seine Bekümmernissen gar nicht verhehlen, sondern verlangete vielmehr nichts liebers, als daß es sie zur Trösterinn und Vertraute haben möchte. Die Scham aber verhinderte Sophien, zu reden, und ihre Sittsamkeit fand keine Worte, einen Zustand zu beschreiben, der so wenig ihrer würdig war, als die Bewegung, welche ihre Sinnen wider ihren Willen beunruhigte. Endlich dienete ihre Scham selbst ihrer Mutter zur Anzeige, und sie entriß ihr dieses demüthigende Bekenntniß. Sie kränkete sie gar nicht, durch unbillige Verweise; sondern sie tröste-

tröstete sie vielmehr, sie beklagete sie, sie weinete über sie; sie war zu weise, als daß sie ihr ein Verbrechen aus einem Uebel machen sollte, welches ihre Tugend allein so grausam machete. Warum ertrug sie aber ohne Noth ein Uebel, dessen Hülfsmittel so leicht und so regelmäßig war? Warum gebrauchete sie nicht die Freyheit, die man ihr gegeben hatte? Warum nahm sie sich nicht einen Mann, warum erwählete sie sich keinen? Wußte sie nicht, daß ihr Schicksal von ihr allein abhieng, und daß ihre Wahl, sie möchte auch seyn, welche sie wollte, würde bestätiget werden, weil sie keine treffen konnte, die nicht ehrbar gewesen wäre? Man hatte sie nach der Stadt geschicket, sie hatte nicht da bleiben wollen. Viele Partenen hatten sich angegeben; sie hatte sie alle abgewiesen. Was wartete sie denn? Was wollte sie? Was für ein nicht zu erklärender Widerspruch!

Die Antwort war einfältig. Wenn es nur um einen Beystand für die Jugend zu thun wäre, so würde die Wahl bald getroffen seyn: ein Herr auf das ganze Leben aber ist nicht so leicht zu wählen; und weil man diese beyden Wahlen nicht absondern kann, so muß man wohl warten, und oftmals seine Jugend verlieren, ehe man den Mann findet, mit welchem man seine Tage zubringen will. In diesem Falle war Sophie. Sie bedurfte eines Liebhabers: dieser Liebhaber aber sollte ein Ehemann seyn; und was das Herz betrifft, welches das ihrige brauchete, so war das eine fast eben so schwer zu finden, als das andere. Alle die so schimmernden

jun-

jungen Leute kamen mit ihr nur im Alter überein; die andern Uebereinstimmungen fehleten ihnen stets. Ihr nur obenhingehender Witz, ihre Eitelkeit, ihr Gewäsche, ihre unregelmäßigen Sitten, ihre eiteln Nachahmungen machten ihr einen Ekel vor ihnen. Sie suchete einen Mann, und fand nur Affen; sie suchete eine Seele, und fand keine.

Wie unglücklich bin ich! sagete sie zu ihrer Mutter. Ich habe nöthig, etwas zu lieben, und sehe nichts, was mir gefällt. Mein Herz stößt alle diejenigen zurück, welche meine Sinne anziehen. Ich sehe keinen, der nicht meine Begierden erreget, und keinen, der sie nicht unterdrücket; eine Neigung ohne Hochachtung kann nicht dauern. Ach! das ist der Mann nicht, den Ihre Sophie brauchet! Sein liebenswürdiges Muster ist gar zu tief in ihre Seele eingepräget. Sie kann nur ihn lieben; sie kann nur ihn glücklich machen; sie kann nur mit ihm allein glücklich seyn. Sie will lieber sich abzehren und ohne Unterlaß kämpfen, sie will lieber unglücklich und frey sterben, als bey einem Manne verzweifeln, den sie nicht lieben würde, und den sie selbst unglücklich machen würde; es ist besser, nicht zu seyn, als nur zu seyn, um zu leiden.

Ihre Mutter, welche von diesen sonderbaren Umständen gerühret wurde, fand sie gar zu wunderlich, als daß sie nicht einiges Geheimniß darunter hätte muthmaßen sollen. Sophie war weder spröde noch lächerlich. Wie hätte sich nun diese übertriebene zarte Empfindung für sie schicken können, für sie, welche man von ihrer Kindheit an

nichts

nichts so sehr gelehret hatte, als sich nach denen Leuten zu richten, mit denen sie leben mußte, und aus der Noth eine Tugend zu machen? Dieses Muster von dem liebenswürdigen Manne, von welchem sie so bezaubert war, und welches so oft in allen ihren Unterredungen wieder vorkam, ließ ihre Mutter muthmaßen, dieser Eigensinn hätte einen andern Grund, den sie noch nicht wüßte, und Sophie hätte nicht alles gesaget. Die unglückliche mit ihrem geheimen Schmerzen überladene Sophie suchete nur, ihr Herz auszuschütten. Ihre Mutter drang in sie; sie stund bey sich an, sie ergab sich endlich und gieng hinaus, ohne ein Wort zu sagen, kam aber den Augenblick mit einem Buche in der Hand wiederum zurück. „Beklagen Sie Ihre un„glückliche Tochter; ihre Traurigkeit ist ohne Hülfs„mittel; ihre Thränen können nicht vertrocknen. „Sie wollen die Ursache davon wissen: nun wohl! „da ist sie:„ sagete sie, wobey sie das Buch auf den Tisch warf. Die Mutter nimmt dieses Buch und machet es auf; es waren Telemachs Begebenheiten. Sie begreift dieses Räthsel anfänglich nicht. Durch viele Fragen und dunkele Antworten siehet sie endlich mit einem Erstaunen, welches man sich leicht vorstellen kann, daß ihre Tochter der Eucharis Mitbuhlerinn ist.

Sophie liebete Telemachen und liebete ihn mit einer Leidenschaft, wovon nichts sie heilen konnte. So bald ihre Aeltern ihren Wahnsinn erkannten, so lacheten sie darüber, und glaubeten, sie durch die Vernunft zurück zu führen. Sie betrogen sich. Die Vernunft war nicht ganz auf ihrer

Seite.

Seite. Sophie hatte auch welche, und wußte sie gültig zu machen. Wie vielmals brachte sie nicht ihre Aeltern zum Stillschweigen, indem sie sich ihrer eigenen Vernunftschlüsse wider sie bedienete; indem sie ihnen zeigete, sie hätten selbst alles Uebel dadurch angerichtet, daß sie sie nicht für einen Mann ihres Jahrhundertes gebildet hätten; daß sie nothwendig die Denkungsarten ihres Mannes annehmen oder ihm ihre beybringen müßte; das erste Mittel hätten sie ihr durch die Art und Weise unmöglich gemacht, wie sie solche erzogen hätten, und das andere wäre eben das, was sie suchete. „Geben Sie mir, sagete sie, einen Mann, der „meine Grundregeln hat, oder den ich dahin brin„gen kann, und ich will ihn heurathen: bis da„hin aber warum schmählen Sie auf mich? Be„klagen Sie mich. Ich bin unglücklich und nicht „thöricht. Hängt das Herz von dem Willen ab? „Hat es mein Vater nicht selbst gesagt? Ist es „meine Schuld, wenn ich das liebe, was nicht da „ist? Ich bin keine, die Erscheinungen hat; ich „will keinen Prinzen, ich suche keinen Telemach; „ich weis, daß es nur eine Erdichtung ist; ich su„che jemand, der ihm ähnlich ist; und warum „kann dieser Jemand nicht da seyn, weil ich da bin, „ich, die ich fühle, daß ich ein Herz habe, welches „ihm so gleich ist? Nein, lassen Sie uns die „Menschheit nicht verunehren, lassen Sie uns nicht „denken, ein liebenswürdiger und tugendhafter „Mann sey nur ein Hirngespinnst. Er ist da, er „lebet, er suchet mich vielleicht; er suchet eine „Seele, die ihn zu lieben weis. Aber wer ist er?

„Wo ist er? Das weis ich nicht; er ist keiner „von denjenigen, die ich gesehen habe, ohne Zwei„fel ist er auch keiner von denen, die ich sehen wer„de. O meine liebe Mutter, warum haben Sie „mir die Tugend gar zu liebenswürdig gemacht? „Wenn ich nur sie lieben kann, so habe ich weni„ger Unrecht, als Sie.„

Soll ich diese traurige Erzählung bis an ihre Umkippung fortführen? Soll ich die langen Wortwechsel sagen, die vorhergegangen sind? Soll ich eine ungedulbig gewordene Mutter vorstellen, die ihre ersten Liebkosungen in Strenge verwandelt? Soll ich einen erzürneten Vater zeigen, der seine ersten Versprechungen vergißt, und der allertugendhaftesten Tochter als einer Thörinn begegnet? Soll ich endlich die unglückliche Person abschildern, welche ihrem Hirngespinnste, durch die Verfolgung, die es sie leiden läßt, noch mehr ergeben wird, welche mit langsamen Schritten zum Tode geht, und den Augenblick, da man sie zum Altare zu schleppen glaubet, in das Grab hinunter steigt? Nein, ich entferne diese traurigen Gegenstände. Ich brauche nicht, so weit zu gehen, um durch ein so rührendes Beyspiel, wie mich dünket, zu zeigen, daß ungeachtet derer Vorurtheile, die aus den Sitten des Jahrhundertes entstehen, die Enthusiasterey von dem Rechtschaffenen und Schönen den Frauenspersonen nicht fremder sey, als den Mannspersonen; und daß es nichts gebe, was man, unter der Anführung der Natur, von ihnen nicht eben so gut erlangen könne, als von uns.

Man

Man hält mich hier auf, um mich zu fragen, ob uns die Natur vorschreibt, sich so viele Mühe zu nehmen, um unmäßige Begierden zu unterdrücken? Ich antworte: Nein, aber es ist auch die Natur nicht, die uns so viele unmäßige Begierden giebt. Nun ist alles, was nicht von ihr ist, wider sie; das habe ich tausendmal bewiesen.

Wir wollen unserm Aemil seine Sophie geben. Wir wollen dieses liebenswürdige Mägdchen wieder aufwecken, um ihr eine nicht so lebhafte Einbildungskraft, und ein glückseliger Schicksal zu geben. Ich wollte eine Frauensperson von der ordentlichen gemeinen Art schildern, und da ich ihr die Seele gar zu sehr erhob, so habe ich ihre Vernunft verwirret; ich habe mich selbst verirret. Wir wollen wieder zurück kehren. Sophie hat nur ein gutes Naturell in einer gemeinen Seele. Alles, was sie mehr hat, als die andern, ist die Wirkung ihrer Erziehung.

Ich habe mir in diesem Buche vorgesetzet, alles zu sagen, was geschehen kann, und lasse einem jeden die Wahl von demjenigen, was ich gutes gesaget haben kann. Ich hatte gleich im Anfange gedacht, ich wollte Aemils Gehülfinn von weitem bilden, und sie für einander und mit einander erziehen. Indem ich aber daran gedacht, so habe ich gefunden, daß alle diese gar zu frühzeitigen Verfügungen schlecht eingerichtet wären, und es ungereimt wäre, zwey Kinder zu bestimmen, daß sie sich mit

einander vereinigen sollten, ehe man noch erkennen könnte, ob diese Vereinigung nach der Ordnung der Natur wäre, und ob sie unter sich die gehörigen Verhältnisse hätten, sie zu bilden. Man muß dasjenige, was dem wilden Stande natürlich ist, und dasjenige, was dem bürgerlichen Stande natürlich ist, nicht vermengen. In dem erstern Stande schicken sich alle Frauenspersonen für alle Mannspersonen, weil beyde nur noch die erste ursprüngliche und gemeine Gestalt haben: in dem zweyten aber, da jede Gemüthsart durch die gesellschaftlichen Anordnungen entwickelt worden, und jeder Geist seine eigene und bestimmete Gestalt erhalten hat, nicht von der Erziehung allein, sondern von der gut oder schlecht geordneten Zusammenstimmung des Naturells und der Erziehung, kann man sie nicht anders mehr zusammen gesellen, als wenn man sie einander darstellet, um zu sehen, ob sie sich in allen Absichten für einander schicken, oder um wenigstens die Wahl vorzuziehen, welche das meiste von diesen Uebereinstimmungen hat.

Das Uebel ist, daß, bey Entwickelung der Gemüthsarten, der bürgerliche Stand den Rang unterscheidet, und daß, wenn eine von diesen beyden Ordnungen der andern nicht gleich ist, jemehr man die Stände unterscheidet, desto mehr man die Gemüthsarten vermenget. Daher kommen die übel gepaareten Ehen, und alle die Unordnungen, die daraus entstehen; daraus sieht man durch eine augenscheinliche Folge, daß, je mehr man sich von der Gleichheit entfernet, desto mehr sich die natürlichen Empfindungen verändern; je mehr der Zwi-

schen-

schenraum von den Großen zu den Kleinen anwächst, desto mehr das eheliche Band nachläßt; je mehr Reiche und Arme es giebt, desto weniger Väter und Ehemänner es giebt. Der Herr und der Knecht haben keine Familie mehr; ein jeder von beyden sieht nur seinen Stand.

Will man den Misbräuchen vorbeugen und glückliche Ehen machen: so ersticke man die Vorurtheile, so vergesse man die menschlichen Anordnungen, und ziehe die Natur zu Rathe. Man vereinige keine Leute, die sich nur in einem gegebenen Stande für einander schicken, und sich nicht mehr für einander schicken werden, wenn sich dieser Stand verändert hat; sondern Leute, die sich für einander schicken werden, in welcher Verfassung sie sich auch befinden, in welchem Lande sie auch wohnen, in welchen Rang sie auch gerathen können. Ich sage nicht, daß die vertragsmäßigen Verhältnisse in der Ehe gleichgültig sind; sondern ich sage, daß der Einfluß der natürlichen Verhältnisse dergestalt vor dem Ihrigen den Vorzug behält, daß er allein das Schicksal des Lebens entscheidet; und daß es eine solche Uebereinstimmung des Geschmackes, der Launen, der Empfindungen, der Gemüthsarten giebt, welche einen weisen Vater, und wäre er auch ein Fürst, wäre er auch ein Monarch, vermögen sollte, seinem Sohne ohne Bedenken das Mägdchen zu geben, mit dem er alle diese Uebereinstimmuugen hätte, und wäre es auch in einer unehrlichen Familie geboren, und wäre es auch eines Henkers Tochter. Ja, ich behaupte, daß, sollten gleich alle nur ersinnliche Unglücksfälle über

zwey wohl vereinigte Ehegatten kommen, sie doch eine wahrhaftigere Glückseligkeit genießen werden, mit einander zu weinen, als sie bey allem Glücke auf der Welt haben würden, das durch die Uneinigkeit der Herzen vergiftet wäre.

Ich habe also meinem Aemil keine Ehegattinn gleich von der Kindheit an bestimmet, sondern gewartet, bis ich diejenige kennen gelernet, die sich für ihn schicket. Ich mache diese Bestimmung nicht, sondern die Natur machet sie: meine Sache ist nur, daß ich die Wahl finde, die sie getroffen hat. Meine Sache? Ich nenne sie meine, und nicht des Vaters seine; denn da er mir seinen Sohn anvertrauet, so tritt er mir seine Stelle ab; er setzet mein Recht statt seines; ich bin Aemils wahrer Vater, ich habe ihn zum Menschen gemacht. Ich würde es ausgeschlagen haben, ihn zu erziehen, wenn ich nicht Herr gewesen wäre, ihn nach seiner Wahl, das ist nach meiner Wahl, zu verheurathen. Nur das Vergnügen, einen glücklich zu machen, kann dasjenige bezahlen, was es kostet, einen Menschen in den Stand zu setzen, solches zu werden.

Man glaube aber eben so wenig, daß ich, um Aemils Ehegattinn zu finden, so lange gewartet habe, bis ich es ihm zur Pflicht gemacht, sie zu suchen. Diese erdichtete Nachforschung ist nur ein Vorwand, um ihn die Frauenspersonen kennen lernen zu lassen, damit er den Werth derjenigen einsehe, die sich für ihn schicket. Sophie ist seit langer Zeit gefunden; vielleicht hat sie Aemil schon gesehen: er wird sie aber nicht eher kennen lernen, als bis es Zeit dazu seyn wird.

Obwohl die Gleichheit der Stände zu der Ehe nicht nöthig ist: so giebt diese Gleichheit dennoch, wenn sie sich zu den andern Uebereinstimmungen füget, ihnen einen neuen Werth; sie kömmt mit keinem auf die Wage, sie giebt ihr aber den Ausschlag, wenn sonst alles gleich ist.

Ein Mann, wofern er nicht ein Monarch ist, kann nicht in allen Ständen eine Frau suchen. Denn die Vorurtheile, die er nicht haben wird, wird er bey den andern antreffen; und es würde sich dieß oder jenes Mägdchen vielleicht für ihn schicken, welches er deswegen nicht erhalten würde. Es giebt also Regeln der Klugheit, welche die Nachforschungen eines scharfsinnigen Vaters einschränken sollen. Er soll seinem Zöglinge keine Heurath über seinen Rang verschaffen wollen; denn das kömmt nicht auf ihn an. Wenn er das auch thun könnte, so sollte er es dennoch nicht wollen; denn was liegt dem jungen Menschen, wenigstens meinem, an dem Range? Und indessen setzet er sich doch, wenn er hinauf steigt, tausend wirklichen Uebeln aus, die er sein ganzes Lebenlang empfinden wird. Ich sage so gar, er solle nicht Güter von verschiedener Art gegen einander wollen aufheben lassen, als den Adel und das Geld, weil ein jedes von beyden dem andern wenigern Werth beyleget, als er Aenderung dadurch leidet; weil man über dieses niemals wegen der gemeinschaftlichen Schätzung mit einander überein kömmt; und endlich, weil der Vorzug, den ein jedes seinem Eingebrachten giebt, die Zwietracht unter zwoen Familien, und oft unter zweyen Eheleute bereitet.

Es ist auch noch, der Ordnung in der Ehe halber, sehr unterschieden, ob sich der Mann über oder unter seinem Stande verbindet. Der erste Fall ist der Vernunft ganz und gar zuwider; der zweyte ist ihr gleichförmiger. Weil die Familie nur durch ihr Haupt an der Gesellschaft hängt: so richtet der Stand dieses Hauptes den Stand der ganzen Familie ein. Wenn er sich in einem niedrigern Range verheurathet: so steigt er nicht hinab, sondern erhebt seine Frau. Wenn er hingegen eine Frau nimmt, die über ihm ist, so erniedriget er sie, ohne sich zu erheben. In dem erstern Falle also ist etwas Gutes ohne Böses, und in dem zweyten etwas Böses ohne Gutes. Ueber dieß ist es nach der Ordnung der Natur, daß die Frau dem Manne gehorche. Wenn er sie also aus einem untern Range nimmt: so stimmen die natürliche und bürgerliche Ordnung zusammen, und alles geht gut. Das Gegentheil geschieht, wenn sich der Mann mit einer über seinen Rang verbindet, und also in die Wahl setzet, entweder sein Recht oder seine Erkenntlichkeit zu verletzen, und entweder undankbar oder verachtet zu seyn. Alsdann machet sich die Frau, welche die Gewalt begehret, zur Tyranninn ihres Hauptes; und der zum Sclaven gewordene Herr wird als das lächerlichste und elendeste Geschöpf befunden. Dergleichen sind diejenigen unglückseligen Lieblinge, welche die Könige in Asien mit ihrer Verbindung beehren und martern, und welche, um bey ihren Frauen zu schlafen, nur zun Füßen in das Bette kommen dürfen, wie man saget.

Ich versehe es mich, daß viele Leser, die sich erinnern, daß ich der Frau eine natürliche Gabe beylege, den Mann zu regieren, mich hier eines Widerspruches beschuldigen werden; gleichwohl werden sie sich betriegen. Es ist ein großer Unterschied unter, sich des Rechtes anmaßen, zu befehlen, und denjenigen regieren, der befiehlt. Die Herrschaft der Frau ist eine Herrschaft der Sanftmuth, der Geschicklichkeit und der Gefälligkeit. Ihre Befehle sind Liebkosungen; ihre Drohungen sind Thränen. Sie soll in dem Hause so, wie ein Minister in dem Staate, dadurch regieren, daß sie sich dasjenige befehlen läßt, was sie thun will. In diesem Verstande ist es ausgemacht, daß die besten Haushaltungen diejenigen sind, worinnen die Frau das meiste Ansehen hat. Wenn sie aber die Stimme des Oberhauptes verkennet, wenn sie seine Rechte an sich reißen und selbst befehlen will: so entsteht aus dieser Unordnung allezeit nur Elend, Aergerniß und Unruhe.

Es bleibt noch die Wahl unter seines Gleichen und den geringern; und ich glaube, es sey noch wegen dieser letztern einige Einschränkung zu machen. Denn es ist schwer, unter dem ganz gemeinen Volke eine Frau zu finden, welche vermögend ist, die Glückseligkeit eines rechtschaffenen Mannes zu machen; nicht, als ob man in den untersten Ständen lasterhafter sey, als in den obersten, sondern weil man darinnen wenig Ideen von demjenigen hat, was schön und rechtschaffen ist, und die Ungerechtigkeit der andern Stände diesen die Gerechtigkeit in seinen Lastern selbst sehen läßt.

Von Natur denket der Mensch nicht. Denken ist eine Kunst, die er wie alle andere, und so gar noch schwerer, lernet. Ich kenne für die beyden Geschlechter nur zwo wirklich unterschiedene Classen; die eine von Leuten, die denken; die andere von Leuten, die nicht denken; und dieser Unterschied kömmt fast einzig und allein von der Erziehung. Ein Mensch aus der ersten von diesen beyden Classen soll sich in der andern nicht verheurathen; denn der größte Reiz der Gesellschaft geht seiner ab, wenn er dahin gebracht ist, allein zu denken, da er eine Frau hat. Die Leute, welche ihr ganzes Leben durchaus mit Arbeiten zubringen, damit sie leben können, haben keine andere Idee, als die von ihrer Arbeit oder von ihrem Nutzen, und aller ihr Witz scheint an dem Ende ihrer Arme zu seyn. Diese Unwissenheit schadet weder der Redlichkeit, noch den Sitten; sie dienet oftmals selbst dazu; oftmals findet man sich mit seinen Pflichten, durch vieles Nachdenken darüber, leicht ab, und setzet endlich ein Geschwätz an die Stelle der Sachen. Das Gewissen ist der allererleuchtetste Philosoph; man bedarf nicht den Cicero von den Pflichten zu wissen, um ein redlicher Mann zu seyn, und die allerehrbarste Frau auf der Welt weis vielleicht am wenigsten, was Ehrbarkeit ist. Es ist aber nicht weniger wahr, daß ein ausgearbeiteter Geist allein den Umgang angenehm machet, und es ist etwas trauriges für einen Hausvater, dem es in seinem Hause gefällt, wenn er gezwungen ist, sich darinnen in sich selbst zu verschließen, und sich niemanden darinnen zu verstehen geben zu können.

Außerdem, wie wird eine Frau, die keine Gewohnheit hat, nachzudenken, ihre Kinder erziehen? Wie wird sie das unterscheiden, was sich für sie schicket? Wie wird sie dieselben zur Tugend bewegen, die sie nicht kennet, zu den Verdiensten, wovon sie keinen Begriff hat? Sie wird ihnen nur zu schmeicheln oder zu drohen wissen, sie übermüthig oder furchtsam machen; sie wird manierliche Affen oder unbesonnene Bengel, niemals aber gute Köpfe, noch liebenswürdige Kinder aus ihnen ziehen.

Es schicket sich also für einen Mann, der Erziehung hat, nicht, daß er eine Frau nehme, die keine hat, und folglich auch keine aus einem Stande, worinnen man keine Erziehung haben kann. Ich wollte aber doch noch hundertmal lieber ein einfältiges und gröblich erzogenes Mägdchen, als ein gelehrtes Mägdchen und eine Witzlinginn, haben, die in meinem Hause ein Litteraturgericht anlegen wollte, worinnen sie sich zur Vorsitzerinn machen würde. Eine Frau, die eine Witzlinginn ist, ist die Geißel ihres Mannes, ihrer Kinder, ihrer Freunde, ihres Gesindes, der ganzen Welt. Von der erhabenen Hoheit ihres Geistes verachtet sie alle ihre Frauenpflichten, und fängt stets damit an, daß sie sich, nach Art der Mademoiselle de l'Enclos, zum Manne machet. Auswärtig ist sie stets lächerlich, und wird höchst billig getadelt, weil man nothwendig tadelhaft ist, so bald man aus seinem Stande heraus geht, und man für denjenigen nicht gemacht ist, den man ergreifen will. Alle die Frauenspersonen mit großen Gaben täuschen niemals andere,

als dumme Gecken. Man weis stets, wer der Künstler oder der Freund ist, welcher die Feder oder den Pinsel führet, wenn sie arbeiten. Man weis, wer der verschwiegene Gelehrte ist, der ihnen ingeheim ihre Orakelsprüche vorsaget. Alle diese Marktschreyerey ist einer rechtschaffenen Frau unanständig. Wenn sie auch wahre natürliche Geschicklichkeiten hätte, so würde ihr Anspruch sie geringschätzig machen. Ihre Würde ist, unbekannt zu seyn; ihr Ruhm besteht in der Hochachtung ihres Mannes; ihre Vergnügungen sind in der Glückseligkeit ihres Hauses. Leser, ich beziehe mich auf Sie selbst; seyn Sie aufrichtig. Was giebt Ihnen eine bessere Meynung von einer Frau, wenn Sie in ihr Zimmer treten, was läßt Sie dieselbe mit mehr Ehrerbiethung anreden, wenn Sie solche mit den Arbeiten ihres Geschlechtes, mit der Besorgung ihres Hauswesens beschäfftiget, mit dem Zeuge ihrer Kinder umringet sehen, oder, wenn Sie solche an ihrem Nachttische Verse schreiben, und Tractätchen von allerhand Art, und kleine mit allerhand Farben bemalete Briefchen um sie herum liegen finden? Ein jedes gelehrte Mägdchen wird ihr ganzes Lebenlang unverheurathet bleiben, wenn es nur vernünftige Männer auf der Welt geben wird.

Quaeris, cur nolim te ducere, Galla? diserta es.

Du fragst, warum ich dich nicht will? Du bist beredt.

Nach diesen Betrachtungen kömmt die Gestalt in Betrachtung. Diese ist die erste, die rühret, und die letzte, die man machen muß: man muß sie aber doch nicht für nichts rechnen. Die große Schönheit

heit scheint mir bey der Ehe vielmehr zu fliehen, als zu suchen. Die Schönheit wird bald durch den Besitz vernutzet: nach Verlaufe von sechs Wochen ist sie für den Besitzer nichts mehr; ihre Gefährlichkeiten aber dauren so lange, als sie. Wofern nicht eine schöne Frau ein Engel ist, so ist ihr Mann der unglücklichste Mensch: und wenn sie auch ein Engel wäre, wie wird sie verhindern, daß sie nicht unaufhörlich von Feinden umgeben sey? Wenn die äußerste Häßlichkeit nicht ekelhaft wäre: so würde ich sie der äußersten Schönheit vorziehen; denn da beyde in kurzer Zeit für den Mann nichtig sind, so wird die Schönheit eine Unbequemlichkeit, und die Häßlichkeit ein Vortheil. Die Häßlichkeit aber, welche den Ekel hervorbringt, ist das größte Unglück. Diese Empfindung vergeht nicht, sondern nimmt vielmehr unaufhörlich zu, und verkehret sich in Haß. Eine dergleichen Heurath ist eine Hölle; es würde besser todt, als so vereiniget seyn.

Man verlange in allem das Mittelmäßige, auch die Schönheit *selbst nicht* ausgenommen. Eine angenehme und einnehmende Gestalt, die nicht Liebe, sondern Wohlwollen einflößet, ist das, was man vorziehen soll. Sie ist ohne Nachtheil für den Mann, der Vortheil davon gereichet zum gemeinen Besten. Die Annehmlichkeiten vernutzen sich nicht, wie die Schönheit. Sie haben Leben, sie *erneuern* sich ohne Unterlaß, und eine rechtschaffene Frau mit Annehmlichkeiten, gefällt nach einer dreyßigjährigen Ehe ihrem Manne noch so, wie am ersten Tage.

Dieß sind die Ueberlegungen, die mich bey Sophiens Erwählung zum Entschlusse gebracht haben. Da sie so, wie Aemil, nach der Natur erzogen worden: so ist sie mehr, als eine andere, für ihn gemacht; sie wird die Frau des Mannes seyn. Sie ist der Geburt und den Verdiensten nach seines Gleichen, nach dem Vermögen aber unter ihm. Sie bezaubert nicht auf den ersten Anblick, sie gefällt aber jeden Tag mehr. Ihr größter Reiz wirket nur stufenweise; er entwickelt sich nur in dem vertrauten Umgange, und ihr Mann wird es mehr empfinden, als jemand auf der Welt. Ihre Erziehung ist weder schimmernd, noch vernachläßiget; sie hat Geschmack ohne Studien, Geschicklichkeiten ohne Kunst, Urtheilskraft ohne Kenntniß. Ihr Geist weis nichts, er ist aber bearbeitet, zu lernen; er ist ein wohl zubereitetes Land, welches nur das Korn erwartet, um zu tragen. Sie hat kein Buch gelesen, als den Barreme und Telemach, welcher ihr von ungefähr in die Hände fiel. Hat aber ein Mägdchen, welches vermögend ist, in den Telemach verliebt zu werden, wohl ein Herz ohne Empfindung, und einen Geist ohne Zartheit? O die liebenswürdige Unwissende! Glücklich ist derjenige, den man bestimmet, sie zu unterrichten. Sie wird nicht die Professorinn ihres Mannes, sondern seine Schülerinn seyn. Anstatt daß sie ihn ihrem Geschmacke unterwerfen will, wird sie seinen annehmen. Sie wird besser für ihn seyn, als wenn sie gelehrt wäre. Er wird das Vergnügen haben, sie alles zu lehren. Es ist Zeit endlich, daß sie

einan-

einander sehen. Wir wollen uns bemühen, sie zusammen zu bringen.

Wir reisen von Paris traurig und in Gedanken ab. Dieser Geschwätzort ist nicht unser Mittelpunct. Aemil kehret ein Auge voller Unlust nach dieser grossen Stadt und saget mit Verdrusse: „Wie viele mit vergeblicher Nachforschung verlore„ne Tage! Ach! da ist nicht das Weib meines „Herzens. Sie wußten es wohl, mein werthester „Freund: aber meine Zeit kostet Ihnen nichts, und „meine Uebel lassen Sie wenig leiden.„ Ich sehe ihn steif an, und sage zu ihm, ohne mich zu bewegen: „Aemil, glauben Sie das, was Sie sa„gen?„ Den Augenblick fällt er mir ganz verwirret um den Hals und schließt mich, ohne zu antworten, in seine Arme. Dieß ist stets seine Antwort, wenn er Unrecht hat.

Wir sind nun als wahre irrende Ritter im Felde; wir suchen aber nicht, wie sie, Abentheuer, sondern fliehen sie Gegentheils vielmehr, da wir Paris verlassen: jedoch ahmen wir ihrem Herumschweifen ziemlich nach, wobey wir bald mit beyden Füßen anspornen, bald auch mit kleinen Schritten gehen. Da man meiner Ausübung viel gefolget ist: so wird man endlich den Geist derselben angenommen haben; und ich bilde mir keinen Leser ein, der durch die Gewohnheit noch so eingenommen ist, daß er von uns vermuthen werde, wir schliefen beyde in einer guten wohl zugemachten Postkutsche, und giengen, ohne etwas zu sehen, ohne etwas zu beobachten; wir macheten den Zwischenraum von der Abreise bis zu der Ankunft

zu Nichts für uns, und verlören in der Geschwindigkeit unserer Reise die Zeit, um sie zu ersparen.

Die Menschen sagen, das Leben sey kurz, und ich sehe, daß sie sich bemühen, es so zu machen. Da sie es nicht anzuwenden wissen, so beklagen sie sich über die Geschwindigkeit der Zeit, und ich sehe, daß sie nach ihrem Sinne gar zu langsam läuft. Stets von dem Gegenstande voll, nach welchem sie trachten, sehen sie den Zwischenraum ungern, der sie davon absondert. Der eine wollte wünschen, es wäre künftiger Monat; noch ein anderer, es wäre über zehn Jahre. Keiner will heute leben; keiner ist mit der gegenwärtigen Stunde vergnügt; alle finden, daß sie gar zu langsam vergeht. Wenn sie sich beklagen, die Zeit verlaufe gar zu geschwind, so lügen sie; sie würden gern die Macht bezahlen, sie zu beschleunigen. Sie würden gern ihr Vermögen anwenden, ihr ganzes Leben zu verzehren; und es ist vielleicht nicht einer darunter, welcher nicht seine Jahre auf sehr wenig Stunden gebracht hätte, wenn er Herr gewesen wäre, nach dem Sinne seiner langen Weile diejenigen, die ihm zur Last waren, und nach Belieben seiner Ungeduld diejenigen, die ihn von dem gewünscheten Augenblicke absonderten, hinweg zu nehmen. Dieser bringt die Hälfte seines Lebens damit zu, daß er sich von Paris nach Versailles, von Versailles nach Paris, von der Stadt auf das Land, von dem Lande in die Stadt, und von einem Viertheile in das andere begiebt, und er würde nicht wissen, was er mit seinen Stunden anfangen sollte, wenn er nicht das Geheimniß hätte, sie so zu vertreiben. Er

entfer-

entfernet sich ausdrücklich von seinen Geschäfften, damit er sich beschäfftige, sie zu suchen. Er glaubet, die Zeit zu gewinnen, die er darüber anleget, und wovon er selbst nicht wissen würde, was er damit thun sollte. Oder er läuft auch wohl Gegentheils, damit er laufe, und kömmt auf der Post ohne andere Ursache, als damit er so wieder zurück kehre. Sterbliche, werdet ihr niemals aufhören, die Natur zu verleumden? Warum beklaget ihr euch, das Leben sey kurz, weil es nach eurem Sinne noch nicht kurz genug ist? Wenn sich ein einziger unter euch findet, der seine Begierden sattsam mäßigen kann, daß er niemals wünsche, die Zeit möchte verlaufen: so wird der sie nicht zu kurz schätzen. Leben und geniessen werden für ihn einerley seyn; und sollte er auch jung sterben, so wird er doch lebenssatt sterben.

Wenn ich nur diesen Vortheil bey meiner Lehrart hätte: so müßte man sie dadurch allein aller andern vorziehen. Ich habe meinen Aemil nicht erzogen, daß er verlangen oder erwarten, sondern daß er geniessen soll; und wenn er seine Begierden über das Gegenwärtige hinaustreibt, so geschicht es nicht mit einer so heftigen Hitze, daß er über die Langsamkeit der Zeit ungestüm werde. Er wird nicht allein des Vergnügens geniessen, zu verlangen, sondern auch des Vergnügens, dem Gegenstande entgegen zu gehen, welchen er verlanget; und seine Leidenschaften sind dergestalt gemäßiget, daß er stets mehr da ist, wo er ist, als wo er seyn wird.

Wir reisen also nicht, als Curier, sondern als Reisende. Wir denken nicht allein an die beyden Ziele, sondern auch an den Zwischenraum, der sie trennet. Die Reise selbst ist ein Vergnügen für uns. Wir thun sie nicht so, daß wir in einem kleinen gut zugemachten Käfichte traurig und gleichsam eingesperret sitzen. Wir reisen nicht in der Weichlichkeit und Ruhe der Weiber. Wir benehmen uns nicht die große freye Luft, noch das Gesicht der Gegenstände, die uns umringen, noch die Bequemlichkeit, sie nach unserm Belieben zu betrachten, wenn es uns gefällt. Aemil setzete sich niemals in eine Postkutsche und reiset nicht mit der Post, wenn er nicht gedrungen wird. Wovon aber kann Aemil jemals gedrungen werden? Von einer einzigen Sache, des Lebens zu genießen. Soll ich hinzu setzen, und Gutes zu thun, wenn er kann? Nein, das ist eben des Lebens genießen.

Ich weis nur eine Art, angenehmer zu reisen, als zu Pferde; nämlich zu Fuße zu gehen. Man geht auf den Augenblick ab, man hält sich nach seinem Willen auf; man machet sich so viel und so wenig Bewegung, als man will. Man beobachtet das ganze Land; man wendet sich zur Rechten und zur Linken; man untersuchet alles, was uns schmeichelt; man hält sich bey allen Gesichtspuncten auf. Werde ich einen Fluß gewahr? ich gehe an dem Ufer desselben hin; ein dickes Gebüsche? ich verfüge mich unter seinen Schatten; eine Grotte? ich besuche sie; einen Steinbruch? ich untersuche, was da gebrochen wird. Ueberall, wo es mir gefällt, bleibe ich. Den Augenblick, da ich es überdrüßig

drüßig werde, gehe ich weiter. Ich hänge weder von den Pferden, noch von dem Postknechte ab. Ich habe nicht nöthig, ganz gebähnete Wege, bequeme Straßen zu suchen; ich gehe überall, wo ein Mensch gehen kann; ich sehe alles, was ein Mensch sehen kann; und da ich nur von mir selbst abhänge, so genieße ich aller Freyheit, deren ein Mensch genießen kann. Wenn mich das schlechte Wetter aufhält und die Langweile ergreift, alsdann so nehme ich Pferde. Wenn ich müde bin .... aber Aemil wird nicht müde, er ist stark; warum sollte er müde werden? Er ist nicht gedrungen. Wenn er sich aufhält; wie kann er lange Weile haben? Er bringt überall mit, was ihm die Zeit vertreiben kann. Er geht zu einem Meister, er arbeitet; er übet seine Arme, damit seine Füße ausruhen.

Zu Fuße reisen, das ist so, wie Thales, Plato, Pythagoras, reisen. Ich kann kaum begreifen, wie ein Philosoph sich entschließen kann, anders zu reisen, und wie er sich der Untersuchung derer Reichthümer entziehen mag, die er mit Füßen tritt, und die Erde seinem Gesichte reichlich darbeut. Welcher Mensch, der den Ackerbau ein wenig liebet, will nicht die Früchte kennen lernen, welche die Gegend derer Oerter besonders hervorbringt, durch die er reiset, und die Art und Weise, wie man solche bauet? Welcher Mensch, der nur ein wenig Lust zur Naturgeschichte hat, kann sich entschließen, über einen Boden zu gehen, ohne ihn zu untersuchen, über einen Felsen, ohne etwas abzustoßen, über Gebirge, ohne Kräuter zu lesen, über Kiesel, ohne

Fossilen zu suchen. Ihre Stubenphilosophen studiren die Naturgeschichte in Cabinettern; sie haben Spielwerke, sie wissen Namen, und haben keinen Begriff von der Natur. Aemilens Cabinett aber ist reicher, als der Könige ihre: dieß Cabinett ist die ganze Erde. Eine jede Sache ist daselbst an ihrem Orte; der Naturkündiger, welcher Sorge dafür trägt, hat alles in eine sehr schöne Ordnung gestellet: D' Aubenton würde es nicht besser machen.

Wie viele verschiedene Vergnügungen sammelt man doch durch diese angenehme Art zu reisen! ohne die Gesundheit zu rechnen, die sich befestiget, und die Laune, die lustig wird. Ich habe diejenigen, die in guten sehr sanften Wagen reiseten, stets in tiefen Gedanken, traurig, mürrisch oder leidend, und die Fußgänger stets lustig, flüchtig und mit allem vergnügt gesehen. Wie lachet das Herz, wenn man dem Nachtlager nahet! Wie schmackhaft kömmt einem doch eine grobe Mahlzeit vor! Mit was für Vergnügen ruhet man sich am Tische aus! Wie gut schläft man in einem schlechten Bette! Wenn man nur ankommen will, so kann man auf der Post fahren; wenn man aber reisen will, so muß man zu Fuße gehen.

Wenn Sophie nicht vergessen ist, ehe wir funfzig Meilen auf die Art zurück geleget haben, die ich mir vorstelle: so muß ich nicht sehr geschickt oder Aemil nicht sehr neugierig seyn. Denn bey so vielen Anfangsgründen der Erkenntniß ist es schwer, daß er nicht sollte gereizet werden, mehr zu erwerben. Man ist nur nach dem Maaße neugierig, wie

man unterrichtet ist; er weis gerade genug, um mehr lernen zu wollen. Indessen zieht ein Gegenstand den andern nach sich, und wir gehen immer weiter fort. Ich habe zu unserm ersten Streife ein weites Ziel gesetzet. Der Vorwand dazu ist leicht. Wenn man aus Paris geht, so muß man in der Ferne eine Frau suchen.

An einem Tage, da wir uns mehr, als sonst, in den Thälern, in den Gebirgen, wo man keinen Weg wahrnahm, verirret hatten, konnten wir unsern Weg nicht wieder finden. Es war uns wenig daran gelegen; alle Wege sind gut, wenn man nur wo ankömmt: aber man muß auch irgendwo ankommen, wenn einen hungert. Zum Glücke finden wir einen Bauer, der uns in seine Hütte führet; wir essen mit großem Appetite sein geringes Mittagesbrodt. Da er uns so abgemattet, so hungerig sieht: so saget er zu uns: „Wenn der liebe Gott „Sie doch auf die andere Seite des Hügels geführet „hätte, so würden Sie besser seyn aufgenommen wor„den .... Sie würden da ein Haus des Frie„dens gefunden haben .... rechte mildthätige „Leute .... rechte gute Leute! .... Sie ha„ben zwar kein besser Herz, als ich, aber sie sind „reicher, wiewohl man saget, sie sollen sonst noch „viel reicher gewesen seyn .... sie backen keine „arme Ritter, Gott sey Dank; und das ganze „Land genießt dessen, was sie übrig haben.„

Bey dem Worte rechte gute Leute, hüpfet Aemilen das Herz. Er sieht mich an und saget: „Lassen Sie uns doch, werthester Freund, nach „dem Hause hingehen, dessen Besitzer in der Nach-

„barschaft gesegnet sind. Es würde mir recht lieb „seyn, sie zu sehen; vielleicht wird es ihnen auch „lieb seyn, uns zu sehen. Ich bin versichert, sie „werden uns gut aufnehmen. Wenn sie von den „unserigen sind, so werden wir von den ihrigen „seyn.“

Nachdem das Haus wohl beschrieben worden, so geht man ab; man irret in den Gehölzen herum. Ein grosser Regen überfällt uns unterwegens; er versäumet uns, hält uns aber nicht auf. Endlich findet man sich wieder, und wir kommen den Abend an das bezeichnete Haus. In dem umliegenden Dorfe hat dieses einzige, obwohl schlechte, Haus einiges Ansehen. Wir zeigen uns, wir halten um die Gastfreyheit an. Man läßt uns mit dem Herrn reden; er fraget uns aber auf eine höfliche Art, aus. Ohne ihm die Ursache unserer Reise zu sagen, sagen wir ihm die Ursache unsers Umweges. Er hat von seinem alten begüterten Stande noch die Leichtigkeit behalten, den Stand der Leute aus ihren Arten des Bezeigens zu erkennen. Wer in der grossen Welt gelebet hat, betriegt sich darinnen selten. Auf diesen Paß werden wir eingenommen.

Man zeiget uns ein sehr kleines, aber sauberes und bequemes Zimmer; man machet darinnen Feuer an; wir finden daselbst Wäsche, kleines Kleidergeräth, alles, was wir brauchen. „Wie? saget „Aemil ganz erstaunet, man sollte denken, wir wä„ren erwartet worden. O der Bauer hatte wohl „Recht! Was für Achtsamkeit! was für Gü-

„te! was für Vorsicht! und das für Unbekann-„te! Ich glaube, ich bin zu Homers Zeiten.

„Lassen Sie sich durch alles das rühren, sage „ich zu ihm: aber erstaunen Sie nicht darüber. „Ueberall, wo die Fremden selten sind, werden sie „gut aufgenommen. Nichts machet gastfreyer, als „wenn man es nicht oft zu seyn brauchet. Der „Zufluß von Gästen zerstöret die Gastfreyheit. Zu „Homers Zeiten reisete man wenig, und die Reisen-„den wurden überall gut aufgenommen. Wir sind „vielleicht die einzigen Wandersleute, die man hier „in einem ganzen Jahre gesehen hat.„ — „Es „thut nichts, erwiedert er, eben das ist ein Lob, „daß man der Gäste entübriget zu seyn, und sie doch „stets gut zu empfangen weis.„

Nachdem wir uns getrocknet und wieder zu Rechte gemacht haben: so gehen wir wieder zu dem Herrn des Hauses. Er stellet uns seiner Frau vor; sie empfängt uns nicht allein mit Höflichkeit, sondern auch mit Güte. Sie erweist Aemilen die Ehre, und läßt ihre Augen auf ihn gehen. Eine Mutter, in dem Falle, worinnen sie ist, sieht selten ohne Unruhe, oder wenigstens ohne Neugier, einen Menschen von diesem Alter in ihr Haus treten.

Man läßt aus Liebe zu uns mit dem Abendessen eilen. Bey dem Eintritte in den Eßsaal sehen wir für fünf Personen gedecket; wir setzen uns, ein Platz bleibt leer. Eine junge Person tritt herein, machet eine große Verneigung und setzet sich sittsam nieder, ohne ein Wort zu sagen. Aemil, der mit seinem Hunger oder mit seinen Antworten beschäfti-

get ist, grüßet sie, spricht und ißt. Der Hauptgegenstand seiner Reise ist aus seinen Gedanken so weit entfernet, als er sich selbst noch von dem Ziele entfernet zu seyn glaubet. Die Unterredung kömmt auf die Verirrung unserer Reisenden. „Sie scheinen mir ein junger liebenswürdiger und weiser „Mensch zu seyn, mein Herr, saget der Hausherr; „und das bringt mich auf die Gedanken, daß Sie, „Ihr Hofmeister und Sie, hier eben so ermüdet „und durchnässet angekommen, als Telemach und „Mentor in der Insel der Calypso.„

„Es ist wahr, antwortet Aemil, wir finden „hier die Gastfreyheit der Calypso.„ Sein Mentor setzet hinzu: „Und die Reizungen der Eu„charis.„ Allein Aemil kennet zwar die Odyssee, er hat aber den Telemach nicht gelesen; er weis nicht, was Eucharis ist. Was die junge Person anbetrifft, so sehe ich sie über und über roth werden, auf ihren Teller niedersehen und sich nicht getrauen, Athem zu holen. Die Mutter, welche ihre Verlegenheit bemerket, machet dem Vater ein Zeichen, und dieser verändert das Gespräch. Da man von seiner Einsamkeit redet, so läßt er sich unvermerkt in die Erzählung derer Begebenheiten ein, die ihn darein gebracht haben. Die Unglücksfälle seines Lebens, die Beständigkeit seiner Ehegattinn, der Trost, den sie in ihrer Vereinigung gefunden haben, das süße und ruhige Leben, welches sie in ihrer Eingezogenheit führen, und stets ohne ein Wort von der jungen Person zu sagen; alles das machet eine angenehme und rührende Erzählung, die man nicht anhören kann, ohne daran

Theil zu nehmen. Aemil wird beweget, gerühret, höret auf zu essen, um zu zu hören. Endlich an dem Orte, wo der allerrechtschaffenste Mann sich mit Vergnügen über die Ergebenheit der würdigsten Frau herausläßt, drücket der junge Reisende außer sich selbst eine Hand des Mannes, die er ergriffen hat, und mit der andern nimmt er auch die Hand der Frau, über die er sich mit einer heftigen Gemüthsbewegung neiget, und sie mit Thränen benetzet. Die natürlich unschuldige Lebhaftigkeit des jungen Menschen bezaubert jedermann; die Tochter aber, die durch dieses Merkmaal seines guten Herzens mehr gerühret wird, als jemand, glaubet, den von Philoktetes Unglücksfällen bewegeten Telemach zu sehen. Sie wirft verstohlener Weise die Augen auf ihn, um seine Gestalt desto besser zu untersuchen. Sie findet darinnen nichts, welches die Vergleichung widerleget. Sein ungezwungenes Wesen hat Freyheit ohne Hochmuth; sein Bezeigen ist lebhaft, ohne Unbesonnenheit; seine Empfindlichkeit machet seinen Blick sanfter, seine Gesichtsbildung rührender. Da die junge Person ihn weinen sieht, so ist sie bereit, ihre Thränen mit seinen zu vermischen. Bey einem so schönen Vorwande hält eine geheime Scham sie zurück. Sie verweist sich schon die Thränen, die bereit sind, aus ihren Augen zu entrinnen, als wenn es etwas böses wäre, sie für seine Familie zu vergießen.

Die Mutter, welche gleich vom Anfange des Abendessens nicht aufgehöret hat, ein wachsames Auge auf sie zu haben, sieht ihren Zwang, und befreyet sie dadurch davon, daß sie sie wegschicket, et-

was auszurichten. Einen Augenblick darnach kömmt das junge Mägdchen wieder herein, aber so schlecht gefaßt, daß seine Unordnung einem jeden in die Augen fällt. Die Mutter saget mit Sanftmuth zu ihr: Sophie, fasse dich; wirst du nicht aufhören, die Unglücksfälle deiner Aeltern zu beweinen? Du tröstest sie ja deswegen, sey doch nicht empfindlicher darüber, als sie selbst.

Bey diesem Namen Sophie, hätte man Aemilen vor Freuden sollen das Herz klopfen sehen. Von einem so theuren Namen gerühret, wachet er plötzlich auf, und wirft auf diejenige einen begierigen Blick, die ihn führen darf. Sophie, o Sophie, sind Sie es, die mein Herz suchet? Sind Sie es, die mein Herz liebet? Er beobachtet sie, er betrachtet sie mit einer Art von Furcht und Mistrauen. Er sieht nicht gerade eben die Gestalt, die er sich vorgemalet hatte; er weis nicht, ob diejenige, die er sieht, mehr oder weniger werth ist. Er studiret jeden Zug aus, er spähet jede Bewegung, jede Gebärdung aus; er findet bey allem tausend verwirrte Auslegungen; er würde die Hälfte seines Lebens darum geben, wenn sie nur ein einziges Wort sagen wollte. Er sieht mich unruhig und verstöret an; seine Augen machen mir auf einmal hundert Fragen, hundert Vorwürfe. Er scheint mir bey jedem Blicke zu sagen: Führen Sie mich, so lange es Zeit ist; wenn sich mein Herz ergiebt und sich irret, so werde ich mein Lebtage nicht wieder zurück kommen.

Aemil ist der Mensch auf der Welt, der sich am wenigsten zu verstellen weis. Wie sollte er sich

in der größten Unruhe seines Lebens, unter vier Zuschauern, die ihn untersuchen, und wovon die dem Scheine nach zerstreuteste, in der That die aufmerksamste ist, wohl verstellen? Seine Unordnung entgeht Sophiens scharfsichtigen Augen nicht; die seinigen unterrichten sie übrigens, daß sie der Gegenstand derselben ist. Sie sieht, daß diese Unruhe noch nicht Liebe ist: was ist aber daran gelegen? Er beschäfftiget sich mit ihr, und das ist genug. Sie wird sehr unglücklich seyn, wenn er sich ungestrafet mit ihr beschäfftiget.

Die Mütter haben Augen, wie ihre Töchter, und über dieses die Erfahrung. Sophiens Mutter lächelt über den Erfolg unsers Anschlages. Sie sieht beyden jungen Leuten in das Herz; sie sieht, es sey Zeit, des neuen Telemachs seines fest zu machen; sie läßt ihre Tochter reden. Ihre Tochter antwortet mit ihrer natürlichen Sanftmuth in einem furchtsamen Tone, der nur desto besser seine Wirkung thut. Bey dem ersten Klange dieser Stimme ist Aemil übergeben; es ist Sophie, er zweifelt nicht mehr daran. Sollte sie es nicht seyn, so wäre es viel zu spät, sich eines andern zu überreden.

Nunmehr gehen die Reizungen dieses bezaubernden Mägdchens stromweise in sein Herz, und er fängt an, das Gift, durch welches sie ihn berauschet, mit langen Zügen zu verschlucken. Er redet nicht mehr, er antwortet nicht mehr, er sieht nur Sophien, er höret nur Sophien. Wenn sie ein Wort saget, so öffnet er den Mund; wenn sie die Augen niederschlägt, so schlägt er sie auch

nieder; wenn er sie Athem holen sieht, so seufzet er. Sophiens Seele scheint, ihn zu beseelen. Wie hat sich doch seine in wenig Augenblicken geändert! Es ist nicht mehr an Sophien die Reihe, zu zittern; sie ist an Aemilen. Fahret hin, Freyheit, Natürlichkeit, Freymüthigkeit. Verwirrt, verlegen, furchtsam, getrauet er sich nicht mehr, sich umzusehen, aus Furcht, er möchte sehen, daß man ihn ansehe. Er schämet sich, daß er sich soll ausforschen lassen, und wollte wünschen, er könnte sich vor aller Welt unsichtbar machen, damit er sich recht sättigte, sie zu betrachten, ohne daß er beobachtet würde. Sophie hingegen fasset durch Aemilens Furcht wieder Muth; sie sieht ihren Triumph, sie genießt dessen.

Sie zeigts nicht, ob sie gleich im Herzen sich ergiebt.

Sie hat ihr Gesicht nicht geändert. Ungeachtet dieses sittsamen Wesens und dieser niedergeschlagenen Augen aber klopfet ihr zärtliches Herz vor Freude, und saget ihr, Telemach sey gefunden.

Wenn ich mich hier in die ungekünstelte, und vielleicht gar zu einfältige Geschichte ihrer Verliebung einlasse: so wird man diese umständliche Vorstellung als ein eiteles Spiel ansehen; und man wird Unrecht haben. Man erwäget den Einfluß nicht genugsam, welchen die erste Verbindung eines Mannes mit einer Frau in den Lebenslauf des einen und des andern haben soll. Man sieht nicht, daß ein so lebhafter erster Eindruck, als der Liebe oder der Neigung ihrer, die statt derselben dienet, lange Wirkungen hat, deren Kette man in

dem

dem Fortgange der Jahre nicht wahrnimmt, die aber bis an den Tod nicht aufhören, zu wirken. Man giebt uns in den Abhandlungen von der Erziehung große unnütze und pedantische Wortgepränge von den hirngespinnstmäßigen Pflichten der Kinder, und man saget uns nicht ein Wort von dem wichtigsten und schwersten Theile der ganzen Erziehung, nämlich von der Veränderung, die zum Uebergange aus der Kindheit in den Mannesstand dienet. Wenn ich diese Versuche durch irgend etwas habe nützlich machen können: so wird es vornehmlich dadurch seyn, daß ich mich über diesen wesentlichen Theil sehr weitläuftig herausgelassen, der von allen andern übergangen worden, und daß ich mich in diesem Unternehmen nicht durch falsche Zärtlichkeiten habe abwenden, noch durch Sprachschwierigkeiten abschrecken lassen. Wenn ich dasjenige gesaget habe, was man thun muß: so habe ich dasjenige gesaget, was ich habe sagen sollen: es liegt mir sehr wenig daran, ob ich einen Roman geschrieben habe. Die Geschichte der menschlichen Natur ist doch ein sehr schöner Roman. Wenn sie sich nur in dieser Schrift befindet, ist das meine Schuld? Sie sollte die Geschichte meiner Art Wesen seyn. Sie, die Sie solche verderben, Sie machen aus meinem Buche einen Roman.

Eine andere Betrachtung, welche die erste verstärket, ist, daß hier nicht von einem jungen Menschen geredet wird, welcher von Kindheit an der Furcht, der Lüsternheit, dem Neide, dem Hochmuthe und allen denen Leidenschaften ergeben ist, welche den gemeinen Erziehungen zu Werkzeugen dienen; sondern von einem

nem jungen Menschen, dessen erste Liebe es hier nicht allein ist, sondern dessen erste Leidenschaft von aller Art es ist; daß auf diese Leidenschaft, die einzige vielleicht, die er in seinem ganzen Leben heftig empfinden wird, die letzte Gestalt ankömmt, welche seine Gemüthsart annehmen soll. Seine Denkungsart, seine Gesinnungen, seine Neigungen, die durch eine Leidenschaft festgesetzet worden, werden einen Bestand erlangen, der ihnen nicht mehr erlauben wird, sich zu verändern.

Man stellet sich leicht vor, daß die Nacht, die auf einen solchen Abend folget, zwischen Aemilen und mir nicht ganz mit Schlafen zugebracht wird. Wie nun? Soll die bloße Gleichförmigkeit eines Namens so viel Gewalt über einen weisen Mann haben? Giebt es nur eine Sophie in der Welt? Sind sie einander alle an der Seele, wie am Namen, gleich? Sind alle diejenigen, die er sehen wird, die seine? Ist er närrisch, daß er in eine unbekannte verliebt wird, mit der er niemals gesprochen hat? Warten Sie, junger Mensch; untersuchen Sie, beobachten Sie. Sie wissen noch nicht einmal, bey wem Sie sind; und wenn man Sie höret, so sollte man glauben, Sie wären schon in Ihrem Hause.

Dieß ist nicht die Zeit zu Lehren, und diese sind nicht gemacht, Gehör zu finden. Sie machen nur, daß der junge Mensch durch die Begierde, seine Neigung zu rechtfertigen, auf das Neue für Sophien eingenommen wird. Diese Aehnlichkeit der Namen, dieses Antreffen, das er für ungefähr hält, meine Zurückhaltung selbst, erregen nur seine Leb-

haftig-

haftigkeit. Sophie scheint ihm schon viel zu hochschätzbar, als daß er nicht versichert seyn sollte, mir sie beliebt zu machen.

Ich vermuthe es wohl, daß sich Aemil den Morgen bemühen wird, sich in seinem schlechten Reisekleide mit mehrer Sorgfalt anzuziehen. Er unterläßt es nicht: ich lache aber über seinen Eifer, sich der Wäsche des Hauses zu bedienen. Ich sehe seine Gedanken ein; ich erkenne mit Vergnügen, daß er sich Ersetzungen, Umtauschungen bereitet, und sich dadurch eine Art von Gemeinschaft und Umgange zu errichten suchet, der ihn berechtiget, wieder dahin zu schicken, und wieder dahin zu kommen.

Ich hatte erwartet, ich würde Sophien auch ihrer Seits ein wenig mehr geputzet antreffen: ich habe mich aber betrogen. Diese gemeine Buhlerey ist nur gut für diejenigen, denen man bloß gefallen will. Der wahren Liebe ihre ist viel feiner; sie hat ganz andere Ansprüche. Sophie ist noch schlechter, und auch selbst noch nachläßiger angezogen, als den Tag vorher, wiewohl stets mit einer gewissenhaften Sauberkeit. Ich sehe in dieser Nachläßigkeit nur daher Buhlerey, weil ich was Geflissentliches dabey sehe. Sophie weis gar wohl, daß ein mehr gesuchter Putz eine Erklärung ist: sie weis aber nicht, daß ein mehr vernachläßigter Putz auch eine ist. Er zeiget, daß man sich nicht begnüge, durch den Anzug zu gefallen, daß man auch durch die Person gefallen wolle. Ey! was ist dem Liebhaber daran gelegen, wie man sich angekleidet hat, wenn er nur sieht, daß man sich mit

ihm

ihm beschäfftiget? Sophie, die schon ihrer Herrschaft gewiß ist, läßt es dabey nicht gut seyn, daß sie durch ihre Reizungen Aemils Augen rühret, wenn sein Herz sie nicht suchen will; es ist ihr nicht mehr genug, daß er dieselben sehe, sie will, daß er sie voraussetze. Hat er nicht genug davon gesehen, damit er verbunden sey, das Uebrige zu errathen?

Es ist zu glauben, daß, während unserer Unterredung diese Nacht, Sophie und ihre Mutter eben so wenig stumm geblieben sind. Man hat Geständnisse zu entreißen, Unterricht zu geben. Den andern Morgen kömmt man wohl vorbereitet zusammen. Es sind noch nicht zwölf Stunden, daß unsere jungen Leute einander gesehen haben; sie haben noch nicht ein einziges Wort mit einander gesprochen, und man sieht schon, daß sie einander verstehen. Ihr Zutritt zu einander ist nicht vertraulich; sie sind ganz verlegen, furchtsam; ihre niedergeschlagenen Augen scheinen einander zu vermeiden; und eben dieß ist ein Zeichen ihres Verständnisses. Sie vermeiden einander, aber einstimmig; sie empfinden schon, daß sie das Geheimniß bedürfen, bevor sie einander etwas gesaget haben. Bey dem Weggehen bitten wir uns die Erlaubniß aus, daß wir selbst das wiederbringen dürfen, was wir mitnehmen. Aemils Mund bittet sich diese Erlaubniß bey dem Vater, bey der Mutter aus, unterdessen daß seine unruhigen auf die Tochter gewandten Augen sie noch weit inständiger darum ersuchen. Sophie saget nichts, machet kein Zeichen, scheint nichts zu sehen, nichts zu verstehen: sie

sie erröthet aber, und diese Erröthung ist eine noch klärere Antwort, als ihrer Aeltern ihre.

Man erlaubet uns, wieder zu kommen, ladet uns aber nicht ein, da zu bleiben. Diese Aufführung schicket sich; man giebt Wandersleuten, die wegen ihres Nachtlagers verlegen sind, ein Obdach: es ist aber nicht wohlanständig, daß ein Liebhaber in dem Hause seiner Geliebten schlafe.

Kaum sind wir außer diesem werthen Hause, so denket Aemil, wir sollen uns in den Gegenden da herum niederlassen; die nächste Hütte scheint ihm schon viel zu entfernet zu seyn. Er wollte wohl in dem Schloßgraben schlafen. „Junger „Unbesonnener!„ sage ich zu ihm mit einem mitleidigen Tone: „Wie? die Leidenschaft verblendet „Sie schon? Sie sehen schon nicht weder den Wohl„stand, noch die Vernunft mehr. Unglücklicher! „Sie glauben, zu lieben, und Sie wollen Ihre Ge„liebte verunehren! Was wird man von ihr sagen, „wenn man erfahren wird, daß ein junger Mensch, „der aus ihrem Hause kömmt, in der Nähe da her„um sich aufhält? Sie lieben sie, sagen Sie! „Ist es denn also Ihr Werk, sie um ihren guten „Namen zu bringen? Ist das der Lohn für die „Gastfreyheit, welche ihre Aeltern Ihnen erwiesen „haben? Wollen Sie derjenigen Schande machen, „von der Sie Ihre Glückseligkeit erwarten?„

„Ey! antwortet er mit Lebhaftigkeit, was ist „an den eiteln Reden der Menschen, und an ihren „ungerechten Muthmaßungen gelegen? Haben „Sie mich nicht selbst gelehret, ich solle mir nichts „daraus machen? Wer weis besser, als ich, wie

„sehr

„sehr ich Sophien ehre, wie sehr ich sie in Ehren „halten will? Meine Ergebenheit wird ihr keine „Schande machen; sie wird ihr Ruhm machen; sie „wird ihrer würdig seyn. Wenn mein Herz und „meine Sorgfalt ihr überall die Ehrerbiethung er„weisen, die sie verdienet, wodurch kann ich sie „beschimpfen?„

„Werthester Aemil, erwiedere ich, wobey ich „ihn umarme; Sie urtheilen für sich; lernen Sie „auch für Sophien urtheilen. Vergleichen Sie „die Ehre des einen Geschlechtes nicht mit des an„dern seiner; sie haben ganz verschiedene Grund„sätze. Diese Grundsätze sind gleich gründlich und „vernünftig, weil sie auf gleiche Art aus der Na„tur kommen; und weil eben die Tugend, welche „Sie für sich die Reden der Menschen verachten „läßt, Sie verbindet, solche Ihrer Geliebten we„gen in Ehren zu halten. Ihre Ehre ist in Ihnen al„lein: Sophiens ihre aber hängt von andern ab. Sie „vernachläßigen, würde Ihre eigene verletzen heißen; „und Sie erweisen sich das nicht, was Sie sich „schuldig sind, wenn Sie Ursache sind, daß man ihr „das nicht erweist, was man ihr schuldig ist.

Da ich ihn nun darauf die Gründe dieses Unterschiedes erkläre, so lasse ich ihn einsehen, was für Ungerechtigkeit es seyn würde, solchen für nichts rechnen zu wollen. Wer hat ihm gesagt, daß er Sophiens Ehegemahl seyn wird, einer Person, deren Gesinnungen ihm unbekannt sind, einer Person, deren Herz oder deren Aeltern vielleicht vorhergehende Verbindungen haben, einer Person, die er nicht kennet, und die vielleicht nicht eine von denen Ueber-

einstimmungen mit ihm hat, welche eine Ehe glücklich machen können? Weis er nicht, daß alles Aergerniß ein unauslöschlicher Flecken an einer Frauensperson ist, den auch selbst ihre Heurath mit demjenigen nicht auslöschet, der ihn verursachet hat? Ey! welcher verliebte Mensch will derjenigen schaden, die er liebet? Welcher rechtschaffene Mensch will eine Unglückliche auf immer das Unglück beweinen lassen, daß sie ihm gefallen hat?

Der junge Mensch, welcher über die Folgen, die ich ihn sehen lasse, erschrocken ist, und in seinen Ideen stets auf das Aeußerste geht, glaubet schon, er werde von Sophiens Aufenthalte niemals weit genug seyn. Er verdoppelt seine Schritte, um desto geschwinder zu fliehen. Er sieht um sich herum, ob uns niemand gehöret habe. Er würde seine Glückseligkeit tausendmal der Ehre derjenigen aufopfern, die er liebet; er würde sie lieber in seinem Leben nicht wieder sehen, als ihr ein einziges Misvergnügen verursachen wollen. Dieß ist die erste Frucht der Sorgfalt, die ich von seiner Jugend an getragen habe, ihm ein Herz zu bilden, welches zu lieben weis.

Es kömmt also darauf an, daß wir einen entfernten Aufenthalt finden, der aber doch nicht gar zu weit entlegen ist. Wir suchen, wir erkundigen uns; wir vernehmen, daß zwo große Meilen davon eine Stadt ist. Wir wollen uns vielmehr daselbst einzumiethen suchen, als in den nähern Dörfern, wo unser Aufenthalt Verdacht machen würde. Daselbst kömmt der neue Liebhaber endlich voller Liebe, Hoffnung, Freude, und vornehmlich guten

Gesinnungen an; und man sehe, wie ich dadurch, daß ich seine aufwachsende Leidenschaft nach und nach zu demjenigen lenke, was gut und rechtschaffen ist, alle seine Neigungen geschickt mache, eben die Falte anzunehmen.

Ich nähere mich dem Ziele meiner Laufbahne; ich sehe es schon von ferne. Alle die großen Schwierigkeiten sind überwunden, alle die großen Hindernisse sind überstiegen; es ist mir nichts beschwerliches mehr zu thun übrig, als daß ich mein Werk nicht dadurch verderbe, daß ich eile, es zu vollenden. Bey der Ungewißheit des menschlichen Lebens wollen wir doch vornehmlich die falsche Klugheit vermeiden, das Gegenwärtige dem Zukünftigen aufzuopfern; das heißt oftmals dasjenige, was ist, demjenigen aufopfern, was nicht seyn wird. Wir wollen den Menschen in einem jeden Alter glücklich machen, aus Furcht, er möchte, nach vieler Mühe, sterben, ehe er glücklich gewesen. Wenn es nun eine Zeit giebt, des Lebens zu genießen: so ist es gewiß das Ende der Jünglingsjahre, wo die Kräfte des Leibes und der Seele ihre größte Munterkeit erworben haben, und wo der Mensch mitten in seinem Laufe die beyden Ziele am weitesten sieht, welche ihn die Kürze desselben empfinden lassen. Wenn sich die unvorsichtige Jugend betriegt, so geschieht es nicht darinnen, daß sie genießen will, sondern darinnen, daß sie den Genuß suchet, wo er nicht ist, und so gar nicht einmal des gegenwärtigen Augenblickes zu gebrauchen weis, indem sie sich eine elende Zukunft zubereitet.

Man betrachte meinen Aemil, der zwanzig Jahre zurück geleget hat, wohl gebildet, am Geiste und Leibe wohl beschaffen, stark, gesund, frisch, geschickt, handfest, voller Verstand, Vernunft, Güte, Leutseligkeit ist, Sitten und Geschmack hat, das Schöne liebet, das Gute thut, frey von der Herrschaft der grausamen Leidenschaften, befreyet von dem Joche der Meynung, aber dem Gesetze der Weisheit unterworfen, und der Stimme der Freundschaft folgsam ist, der alle nützliche Geschicklichkeiten besitzt, sich um den Reichthum wenig bekümmert, sein Hülfsmittel in seinen Armen trägt, und nicht in Furcht steht, es werde ihm am Brodte mangeln, wie es auch kommen möge. Man sehe ihn jetzo von einer aufwachsenden Leidenschaft berauschet; sein Herz öffnet sich den ersten Flammen der Liebe; ihre süßen Verblendungen machen ihm eine neue Welt voller Lieblichkeit und Freude; er liebet einen liebenswürdigen Gegenstand, der durch seine Gemüthsart noch liebenswürdiger, als durch seine Person ist. Er hoffet, er erwartet eine Gegenliebe, wovon er empfindet, daß man sie ihm schuldig ist. Ihre erste Neigung hat sich von der Verwandtschaft der Herzen, von der Zusammenstimmung rechtschaffener Gesinnungen gebildet. Diese Neigung muß dauerhaft seyn. Er ergiebt sich mit Zuversicht, mit Vernunft so gar, dem reizendsten Wahnsinne, ohne Furcht, ohne Bedauren, ohne Gewissensbisse, ohne andere Unruhe, als diejenige, wovon die Empfindung der Glückseligkeit unzertrennlich ist. Was kann der seinigen fehlen? Man sehe, man suche, man ersinne das, was er noch brau-

brauchet, und man mit demjenigen vergleichen könne, was er hat? Er vereiniget alle Güter, die man auf einmal erhalten kann; man kann keines, als auf Kosten eines andern, hinzusetzen; er ist glücklich, so viel es ein Mensch seyn kann. Soll ich in diesem Augenblicke ein so süßes Schicksal verkürzen? Soll ich eine so reine Wollust stören? Ach! aller Werth des Lebens ist in der Glückseligkeit, die er genießt. Was könnte ich ihm wieder geben, das so viel werth wäre, als das, was ich ihm genommen hätte? Selbst dadurch, daß ich seine Glückseligkeit voll machete, würde ich den größten Reiz derselben zerstören. Diese höchste Glückseligkeit ist hundertmal süßer zu hoffen, als zu erlangen; man genießt ihrer besser, wenn man sie erwartet, als wenn man sie schmecket. O guter Aemil, liebe, und werde geliebet! Genieß lange vorher, ehe du besitzest; genieß auf einmal der Liebe und der Unschuld; mache dein Paradies auf Erden unterdessen daß du des andern erwartest; ich werde diese glückliche Zeit deines Lebens nicht verkürzen; ich werde die Bezauberung derselben für dich in die Länge ziehen; ich werde sie so sehr verlängern, als es möglich seyn wird. Ach! sie muß sich endigen, und in kurzer Zeit endigen; ich werde aber wenigstens machen, daß sie stets in deinem Gedächtnisse daure, und daß es dich nicht gereue, sie jemals geschmecket zu haben.

Aemil vergißt nicht, daß wir etwas wieder zu geben haben. So bald solches fertig ist, nehmen wir Pferde; wir reiten hurtig. Dieß Mal wünschete man bey der Abreise gern, schon da zu seyn.

Wenn

Wenn sich das Herz den Leidenschaften eröffnet, so eröffnet es sich der Langweile des Lebens. Wenn ich meine Zeit nicht verderbet habe, so wird seine nicht ganz so vergehen.

Zum Unglücke ist der Weg sehr unterbrochen, und das Land beschwerlich. Wir verirren uns; er nimmt es zuerst wahr, und ohne ungeduldig zu werden, ohne sich zu beklagen, wendet er alle seine Aufmerksamkeit an, seinen Weg wieder zu finden. Er irret lange Zeit herum, ehe er wieder zu Rechte kömmt, und das stets mit eben dem kalten Geblüte. Dieß heißt nichts für Sie: für mich aber, der ich sein hitziges Naturell kenne, heißt es sehr viel. Ich sehe die Frucht der Sorgfalt, die ich von seiner Kindheit auf angewandt habe, ihn zu den Streichen der Nothwendigkeit abzuhärten.

Wir kommen endlich an. Die Aufnahme, die man uns erweist, ist viel einfältiger und verbindlicher, als das erste Mal; wir sind schon alte Bekannte. Aemil und Sophie grüßen einander mit einem wenig Verlegenheit, und reden immer nicht mit einander. Was sollten sie sich in unserer Gegenwart sagen? Die Unterredung, die sie haben müssen, brauchet keine Zeugen. Man geht in dem Garten spatzieren. Dieser Garten hat zum Parterre einen sehr wohl angelegeten Küchengarten, zum Parc einen mit großen und schönen Obstbäumen von allerhand Art bedecketen Baumgarten, der auf verschiedene Weise mit artigen Bächen und langen schmalen Bluhmenbetten durchschnitten ist. „Der schöne Ort!„ ruft Aemil aus, der von seinem Homer voll, und stets in der Entzü-

ckung ist; „ich glaube, ich sehe des Alcinous „Garten.„

Die Tochter möchte gern wissen, wer der Alcinous ist, und die Mutter fraget darum. „Alcinous, sage ich zu ihr, war ein König in Corcyra, dessen Garten, welchen Homer beschreibt, „von Leuten, die Geschmack haben, als gar zu einfältig und gar zu wenig geschmücket getadelt wird [13]). „Die-

13) „Wenn man aus dem Pallaste heraus geht, so „findet man einen weitläuftigen Garten von vier „Morgen Landes, der rund umher vermacht und „eingeschlossen ist. Er ist mit großen blühenden „Bäumen bepflanzet, welche Birnen, Granatäpfel „und anderes Obst von der schönsten Art tragen, „mit Feigenbäumen von süßer Frucht, und grünenden Oelbäumen. Diese schönen Bäume bleiben „niemals das ganze Jahr hindurch ohne Früchte. „Den Winter und Sommer läßt der sanfte Hauch „des Westwindes zugleich die einen Knoten gewinnen, und die andern reifen. Man sieht die Birne und den Apfel auf ihrem Baume, die Feige „auf ihrem Stamme, und die Traube an ihrem Stocke veralten und trocknen. Der unerschöpfliche Weinstock höret daselbst nicht auf, neue Beeren zu tragen. Man läßt einige auf einer Horde an der „Sonne backen und zubereiten, unterdessen daß man „andere liest, und diejenigen an der Pflanze läßt, „die noch in der Blüthe, die noch grün sind oder „erst anfangen, sich zu schwärzen. An dem einen „von den beyden Enden sind zwey wohl gewartete, „und das ganze Jahr mit Bluhmen bedeckete Vierecke, mit zweenen Brunnen gezieret, wovon der eine im ganzen Garten vertheilet ist, und der andere, nachdem er durch den Pallast gegangen, zu „einem

„Dieser Alcinous hatte eine liebenswürdige Toch„ter, welche den Abend, wenn ein Fremder bey ih„rem Vater die Gastfreyheit erhielt, dachte, sie „würde bald einen Mann bekommen.„

Sophie wird ganz betreten, erröthet, schlägt die Augen nieder, beißt sich auf die Zunge; man kann sich dergleichen Verwirrung nicht vorstellen. Der Vater, welcher sich ein Vergnügen machet, sie zu vermehren, nimmt das Wort und saget, die junge Prinzessinn sey selbst an den Fluß gegangen, und habe das Leinen gewaschen: Glaubest du wohl, fährt er fort, daß es sie geekelt hätte, die schmutzigen Servietten anzurühren, und sie gesaget, sie röchen nach den Ueberbleibseln? Sophie, welche der Stich trifft, vergißt ihre natürliche Furchtsamkeit, und entschuldiget sich mit Lebhaftigkeit, ihr Papa wüßte wohl, daß alle kleine Wäsche keine andere Wäscherinn würde gehabt haben, als sie, wenn man es sie hätte thun lassen [14]), und daß sie mit Vergnügen noch mehr würde gethan haben, wenn man es ihr befohlen hätte. Unter diesen Worten

L 4 sieht

„einem in der Stadt aufgeführeten Gebäude gelei„tet wird, um die Bürger zu tränken.„

Dieß ist die Beschreibung des königlichen Gartens des Alcinous im siebenten Buche der Odyssee, in welchem man, zur Schande des alten Träumers Homers, und der Fürsten seiner Zeit, weder Gitterwerke, noch Bildsäulen, noch Graseplätze sieht.

14) Ich gestehe es, ich weis Sophiens Mutter einigen Dank, daß sie ihre Tochter so weiche Hände, als ihre, und die Aemil so oft küssen soll, nicht hat in der Seife verderben lassen.

sieht sie mich verstohlener Weise mit einer Unruhe an, worüber ich mich des Lachens nicht enthalten kann, da ich in ihrem aufrichtigen Herzen die Unruhe sehe, welche sie reden läßt. Ihr Vater hat die Grausamkeit, dieses unbesonnene Herausfahren aufzunutzen, indem er sie mit einem scherzhaften Tone fraget, weswegen sie hier für sich rede, und was sie mit des Alcinous Tochter gemein habe? Beschämt und zitternd getrauet sie sich nicht mehr, zu schnieben, noch jemand anzusehen. Allerliebstes Mägdchen! es ist nicht mehr Zeit, sich zu verstellen; Sie haben sich Ihnen zum Troze erkläret.

Dieser kleine Auftritt ist bald vergessen, oder scheint vergessen zu seyn. Zum höchsten Glücke für Sophien ist Aemil der einzige, der nichts davon begriffen. Der Spatziergang wird fortgesetzet, und unsere jungen Leute, die anfänglich an unserer Seite waren, haben Mühe, sich nach der Langsamkeit unsers Ganges zu richten. Unvermerkt kommen sie uns vor, sie nähern sich einander, sie gehen endlich einander an der Seite, und wir sehen sie ziemlich weit vor uns. Sophie scheint aufmerksam und gesetzt. Aemil spricht und faselt feurig herum; es scheint nicht, daß die Unterredung ihnen langweilig ist. Nach Verlaufe einer starken Stunde kehret man wieder um; man ruft sie zurück; sie kommen, aber nun auch ihrer Seits langsam, und man sieht, daß sie die Zeit zum Vortheile anwenden. Endlich höret ihre Unterredung auf einmal auf, ehe sie so nahe sind, daß man sie hören kann, und sie verdoppeln ihren Schritt, um zu uns zu stoßen. Aemil redet uns mit einem offe-

nen und liebkosenden Wesen an; seine Augen funkeln vor Freude. Er wendet sie gleichwohl mit einem wenig Unruhe auf Sophiens Mutter, um zu sehen, wie sie ihn aufnehmen wird. Sophie hat bey weitem kein so freyes Wesen. Sie scheint bey ihrer Annäherung ganz verwirrt, sich mit einem jungen Menschen allein zu sehen, da sie sich doch so oft mit andern allein befunden hat, ohne darüber verlegen zu seyn, und ohne daß man jemals etwas böses dabey gefunden hat. Sie eilet, ein wenig außer Athem, zu ihrer Mutter zu kommen, und saget ihr einige Worte, die nicht viel bedeuten, um nur das Ansehen zu haben, daß sie schon lange da sey.

An der Heiterkeit, die sich auf dem Gesichte dieser liebenswürdigen Kinder malet, sieht man, daß diese Unterredung ihre jungen Herzen von einer großen Last erleichtert hat. Sie sind nicht weniger behutsam gegen einander: ihre Behutsamkeit aber ist nicht mehr so voller Verlegenheit. Sie kömmt nur noch von Aemils Ehrerbiethung, Sophiens Sittsamkeit, und aller beyder Rechtschaffenheit. Aemil getrauet sich, einige Worte an sie ergehen zu lassen, zuweilen getrauet sie sich, darauf zu antworten: niemals aber thut sie dazu den Mund auf, daß sie nicht ihre Augen auf ihrer Mutter ihre wirft. Die Veränderung, welche am merklichsten bey ihr zu seyn scheint, ist gegen mich. Sie bezeuget mir eine eifrigere Achtung; sie sieht mich angelegentlich an, sie redet liebreich mit mir, sie ist aufmerksam auf das, was mir gefallen kann; ich sehe, daß sie mich mit ihrer Hochachtung beehret,

und daß es ihr nicht gleichgültig ist, meine zu erlangen. Ich begreife, daß Aemil mit ihr von mir geredet hat; man würde sagen, sie hätten schon einen heimlichen Anschlag gemacht, mich zu gewinnen. Indessen ist doch nichts daran, und Sophie selbst wird so leicht nicht gewonnen. Er wird vielleicht meiner Gewogenheit bey ihr nöthiger haben, als ihrer bey mir. Allerliebstes Paar! .... Wenn ich gedenke, daß das empfindsame Herz meines jungen Freundes mich, als eine grosse Sache, in seine erste Unterredung mit seiner Geliebten gebracht hat: so geniesse ich des Lohnes meiner Mühe; seine Freundschaft hat mir alles bezahlet.

Die Besuche werden wiederholet. Die Gespräche unter unsern jungen Leuten werden häufiger. Der von Liebe berauschete Aemil glaubet schon, seine Glückseligkeit zu berühren. Indessen erhält er doch von Sophien noch kein förmliches Geständniß. Sie höret ihn, und saget ihm nichts. Aemil kennet alle ihre Sittsamkeit; so viel Zurückhaltung nimmt ihn wenig Wunder; er merket, daß er nicht übel bey ihr steht; er weis, daß die Väter die Kinder verheurathen; er vermuthet, Sophie erwarte einen Befehl von ihren Aeltern; er bittet sie um Erlaubniß, darum anzuhalten; sie widersetzet sich solchem nicht. Er spricht mit mir davon; ich rede in seinem Namen, ja so gar in seiner Gegenwart davon. Was für ein Erstaunen für ihn, da er vernimmt, daß es auf Sophien allein ankömmt, und daß sie, um ihn glücklich zu machen, es nur wollen darf! Er fängt an, von ihrer Aufführung nichts mehr zu begreifen. Sein Vertrauen nimmt

ab.

ab. Er beunruhiget sich, er sieht sich weniger fortgerücket, als er es zu seyn gedachte; und nunmehr wendet die zärtlichste Liebe ihre rührendste Sprache an, um sie zu bewegen.

Aemil ist nicht gemacht, das zu errathen, was ihm schadet. Wenn man es ihm nicht saget, so wird er es sein Lebtage nicht wissen, und Sophie ist viel zu stolz, es ihm zu sagen. Die Schwierigkeiten, die sie aufhalten, würden die eifrige Begierde einer andern machen. Sie hat die Lehren ihrer Aeltern nicht vergessen. Sie ist arm; Aemil ist reich, sie weis es. Wie sehr hat er nöthig, sich von ihr hochschätzen zu lassen! Was für Verdienste brauchet er nicht, diese Ungleichheit auszutilgen? Wie sollte er aber an diese Hindernisse denken? Weis Aemil, ob er reich ist? Würdiget er es wohl einmal so viel, daß er sich darnach erkundiget? Dem Himmel sey Dank, er brauchet es nicht zu seyn; er weis wohlthätig zu seyn, ohne das. Er nimmt das Gute, was er thut, aus seinem Herzen, und nicht aus seinem Beutel. Er schenket den Unglücklichen seine Zeit, seine Sorgfalt, seine Zuneigung, seine Person; und bey der Schätzung seiner Wohlthaten getrauet er sich kaum, das Geld für etwas zu rechnen, welches er über die Dürftigen ausbreitet.

Da er nicht weis, worauf er seine Widerwärtigkeiten schieben soll: so schreibt er sie seiner eigenen Schuld zu; denn wer würde sich wohl getrauen, den Gegenstand seiner Anbethungen, des Eigensinnes zu beschuldigen? Die Demüthigung der Eigenliebe vermehret die Betrübniß der abgewie-

wiesenen Liebe. Er nahet sich Sophien nicht mehr mit dem liebenswürdigen Vertrauen eines Herzens, welches fühlet, daß es des ihrigen würdig ist; er ist furchtsam und zittert in ihrer Gegenwart. Er hoffet sie nicht mehr durch die Zärtlichkeit zu rühren; er suchet sie durch Mitleiden zu bewegen. Zuweilen wird seine Geduld müde. Der Verdruß ist bereit, darauf zu folgen. Sophien scheint diese Entrüstung zu ahnen, und sie sieht ihn an. Dieser einzige Anblick entwaffnet ihn, und machet ihn furchtsam; er ist mehr unterworfen, als vorher.

Voller Beunruhigung über diesen hartnäckigen Widerstand, und über dieses unüberwindliche Stillschweigen, schüttet er sein Herz in den Schooß seines Freundes aus. Er leget bey ihm die Schmerzen dieses von Traurigkeit genageten Herzens nieder; er flehet seinen Beystand und seinen Rath an. „Was für ein unerforschliches Geheimniß! „Sie nimmt sich meines Schicksales an; ich kann „nicht daran zweifeln; sie vermeidet mich nicht, son„dern es gefällt ihr vielmehr bey mir. Wenn ich „komme, so bezeuget sie eine Freude, und eine Be„trübniß, wenn ich gehe; sie nimmt meine Sorg„falt mit Gütigkeit an; meine Dienste scheinen ihr „zu gefallen; sie geruhet, mir ihr Gutachten zu „geben, zuweilen auch so gar Befehle. Indessen „verwirft sie doch mein Anhalten, mein Bitten. „Wenn ich es wage, von Vereinigung zu reden: „so leget sie mir gebietherisch ein Stillschweigen auf; „und wenn ich ein Wort hinzu setze, so verläßt sie „mich den Augenblick. Aus was für einem seltsa-

„men

„men Grunde will sie doch, daß ich der Ihrige sey, „und will nicht davon reden hören, daß sie die Meinige sey. Sie ehret Sie, sie liebet Sie, und sie „wird sich nicht unterstehen, Sie schweigen zu heißen, „reden Sie doch mit ihr, bringen Sie sie doch zum „Reden. Dienen Sie Ihrem Freunde, krönen „Sie Ihr Werk, machen Sie Ihre Sorgfalt Ihrem Untergebenen nicht kläglich. Ach! was er „von Ihnen bat, wird sein Elend machen, wenn „Sie nicht seine Glückseligkeit vollenden.„

Ich rede mit Sophien, und ich bringe mit weniger Mühe ein Geheimniß aus ihr, welches ich vorher wußte, ehe sie mir es gesaget hatte. Ich erhalte weit schwerer die Erlaubniß, es Aemilen zu sagen; ich erhalte sie endlich, und bediene mich ihrer. Diese Erklärung setzet ihn in ein Erstaunen, woraus er nicht wieder kommen kann. Er versteht sich auf diese zarte Empfindung nicht; er bildet sich nicht ein, was mehr oder weniger Thaler zu der Gemüthsart, und zu den Verdiensten thun. Wenn ich ihm zu verstehen gebe, was sie bey den Vorurtheilen thun: so fängt er an, zu lachen, und will ganz entzückt vor Freuden, den Augenblick hingehen und alles zerreißen, alles wegwerfen, allem entsagen, damit er die Ehre habe, eben so arm zu seyn, als Sophie, und würdig ihr Gemahl zu werden zurück komme.

„Nun wie!„ sage ich, indem ich ihn aufhalte, und auch meiner Seits über seine ungestüme Heftigkeit lache; „wird denn dieser junge Kopf nie „reif werden; und werden Sie denn, nachdem „Sie Ihr ganzes Lebenlang philosophiret haben,

„nie-

„niemals vernünftig urtheilen lernen? Wie? se„hen Sie denn nicht, daß, wenn Sie Ihrem un„vernünftigen Anschlage folgen, Sie Ihren Zustand „nur ärger, und Sophien noch unbiegsamer ma„chen werden? Es ist ein kleiner Vortheil, einige „Güter mehr zu haben, als sie; es würde ein sehr „großer Vorzug seyn, sie alle ihr aufgeopfert zu ha„ben; und wenn sich ihr Stolz nicht entschließen „kann, Ihnen die erste Verbindlichkeit zu haben; „wie würde er sich entschließen, Ihnen die andere „zu haben? Wenn sie nicht leiden kann, daß ein „Mann ihr sollte vorwerfen können, er habe sie „reich gemacht; wird sie da leiden, daß er ihr „vorwerfen könne, er habe sich ihrentwegen arm „gemacht? Ach, Unglücklicher! zittern Sie, daß „sie nicht von Ihnen muthmaße, Sie haben diesen „Anschlag gehabt. Werden Sie vielmehr aus Lie„be zu ihr wirthschaftlich und sorgfältig, damit sie „Sie nicht beschuldigen könne, Sie wollten sie „durch List gewinnen, und opferten ihr dasjenige „freywillig auf, was Sie aus Nachläßigkeit verlie„ren werden.

„Glauben Sie im Grunde wohl, daß Sie sich „vor großen Gütern fürchtet, und daß ihre Wider„setzungen gerade von dem Reichthume kommen? „Nein, lieber Aemil, sie haben eine gründlichere „und ernsthaftere Ursache in der Wirkung, welche „dieser Reichthum in der Seele des Besitzers her„vorbringt. Sie weis, daß die Güter des Glü„ckes von denjenigen, die sie haben, stets allem „vorgezogen werden. Alle Reiche rechnen das Gold „vor den Verdiensten. Bey der gemeinschaftlichen

„Ausgabe des Geldes und der Dienste, finden sie „stets, daß diese niemals das andere abzahlen, und „denken, man bleibe ihnen noch etwas schuldig, „wenn man sein Leben zugebracht hat, ihnen zu die„nen, da man ihr Brodt gegessen. Was haben „Sie also zu thun, Aemil, damit Sie ihr wegen „ihrer Furcht einen Muth machen? Geben Sie „sich ihr recht zu erkennen; dieß ist kein Werk von „einem Tage. Zeigen Sie ihr in den Schätzen Ih„rer edlen Seele, wodurch Sie diejenigen gut ma„chen können, womit Sie begabet zu seyn das Un„glück haben. Uebersteigen Sie durch Beständig„keit und Zeit ihren Widerstand. Zwingen Sie sie, „durch große und großmüthige Gesinnungen, Ihren „Reichthum zu vergessen. Lieben Sie sie, dienen „Sie ihr, dienen Sie ihren ehrwürdigen Ael„tern. Beweisen Sie ihr, daß diese Sorgfalt nicht „die Wirkung einer thörichten und flüchtigen Leiden„schaft, sondern unauslöschlicher Grundsätze ist, die „Ihrem Herzen eingegraben sind. Ehren Sie nach „Würden die von dem Glücke beschimpfeten Ver„dienste; dieß ist das einzige Mittel, sie mit denen „Verdiensten wieder auszusöhnen, welchen das „Glück günstig gewesen.„

Man begreift leicht, was für freudige Entzückungen diese Rede dem jungen Menschen machet, wie viel Vertrauen und Hoffnung sie ihm wieder giebt, wie sein rechtschaffenes Herz sich Glück wünschet, daß es, um Sophien zu gefallen, nur das thun darf, was es von selbst thun würde, wenn auch keine Sophie da wäre, oder er sich nicht in sie verliebet hätte. Wer wird sich nicht seine

Auf-

Aufführung bey dieser Gelegenheit einbilden, wenn man nur seine Gemüthsart ein wenig eingesehen hat?

So bin ich denn also der Vertraute meiner beyden guten Leute, und der Mittler ihrer Verliebung! Ein schönes Amt für einen Hofmeister! So schön, daß ich in meinem Leben nichts gethan, was mich in meinen eigenen Augen so erhoben, und mich so vergnügt mit mir selbst gemacht hat. Uebrigens hat auch dieses Amt seine Annehmlichkeiten. Ich bin in dem Hause nicht übel willkommen; man verläßt sich daselbst auf meine Sorgfalt, die Verliebten darinnen in Ordnung zu halten. Aemil, der stets in Furcht steht, mir zu misfallen, ist niemals so folgsam gewesen. Die kleine Person überhäufet mich mit Freundschaftsbezeugungen, wodurch ich mich nicht berücken lasse, und wovon ich nur dasjenige für mich nehme, was mir davon zukömmt. Auf solche Art vergütet sie sich unter der Hand die Ehrerbiethung, worinnen sie Aemilen hält. Sie erweist ihm in mir tausend zärtliche Liebkosungen, welche sie ihm selbst nicht erweisen, sondern lieber dafür sterben würde; und er, welcher weis, daß ich seinem Besten nicht schaden will, ist über mein gutes Verständniß mit ihr höchst erfreuet. Er tröstet sich, wenn sie seinen Arm zum Spatzierengehen ausschlägt, und solches geschieht, um meinen vorzuziehen. Er entfernet sich ohne Murren, indem er mir die Hand drücket, und ganz leise mit dem Munde und mit dem Auge saget: Werthester Freund, reden Sie für mich. Er folget uns angelegentlich mit den Augen; er bemühet sich,

unse-

unsere Gesinnungen auf unsern Gesichtern zu lesen, und unsere Reden durch unsere Gebärden auszulegen. Er weis, daß nichts von dem, was unter uns geredet wird, ihm gleichgültig ist. Liebe Sophie, wie ungezwungen ist doch Ihr aufrichtiges Herz, wenn Sie, ohne vom Telemach gehöret zu werden, mit seinem Mentor reden können! Mit was für einer liebenswürdigen Freymüthigkeit lassen Sie ihn in diesem zärtlichen Herzen alles das sehen, was darinnen vorgeht! Mit was für einem Vergnügen zeigen Sie ihm Ihre Hochachtung für seinen Untergebenen! Mit was für einer rührenden Redlichkeit lassen Sie ihn die süßesten Empfindungen einsehen! Mit was für einem erdichteten Zorne schicken Sie den Ungestümen zurück, wenn ihn die Ungeduld zwingt, Sie zu unterbrechen! Mit was für einem reizenden Verdrusse verweisen Sie ihm seine Unbescheidenheit, wenn er kömmt und Sie verhindert, gutes von ihm zu sagen, von ihm zu hören, und aus meinen Antworten stets einige neue Ursachen zu nehmen, ihn zu lieben!

Da Aemil also es dahin gebracht, daß er als ein öffentlich erkläreter Liebhaber geduldet wird: so machet er alle Rechte desselben gültig; er redet, er dringt, er hält an, er wird ungestüm. Man mag hart mit ihm reden, man mag ihm übel begegnen, es ist ihm wenig daran gelegen, wenn er sich nur Gehör verschaffet. Endlich erhält er nicht ohne Mühe, daß Sophie auch ihrer Seits das Ansehen einer geliebten Gebietherinn über ihn öffentlich annehmen will, daß sie ihm vorschreibt, was er thun soll, daß sie anstatt des Bittens befiehlt, daß

sie annimmt, anstatt Dank zu sagen, daß sie die Anzahl und Zeit der Besuche einrichtet, daß sie ihm verbiethet, nicht eher, als den und den Tag zu kommen, und nicht länger, als die und die Stunde auszubleiben. Alles das geschieht nicht spielweise, sondern in allem Ernste; und wenn sie diese Rechte mit Mühe annimmt, so bedienet sie sich deren mit einer Schärfe, welche oftmals den armen Aemil dahin bringt, daß er es bedauret, daß er ihr diese Rechte gegeben hat. Allein, ob sie gleich anordnet, so saget er doch nichts dawider, und oftmals, wenn er fortgeht, zu gehorchen, sieht er mich mit Augen voller Freude an, die zu mir sagen: Sie sehen, sie hat Besitz von mir genommen. Indessen beobachtet ihn die Hochmüthige unter der Hand, und lächelt ingeheim über den Stolz ihres Sclaven.

Albano und Raphael, leihet mir den Pinsel der Wollust. Göttlicher Milton, lehre meine grobe Feder die Vergnügungen der Liebe und der Unschuld beschreiben. Aber nein, verberget eure lügnerischen Künste vor der heiligen Wahrheit der Natur. Habet bloß empfindliche Herzen, ehrbare Seelen; darauf lasset eure Einbildungskraft ohne Zwang wegen der Entzückungen zweyer jungen Verliebten herum irren, die sich unter den Augen ihrer Aeltern und Führer, ohne Unruhe, der süßen Verblendung überlassen, die ihnen schmeichelt; und da sie in dem Taumel der Begierden sich langsam zu dem Ziele nahen, das glückliche Band, welches sie bis an das Grab vereinigen soll, mit Bluhmen durchflechten. So viele liebreizende Bilder berauschen

mich;

mich; ich sammele sie ohne Ordnung und Zusammenhang; der Wahnsinn, den sie mir verursachen, hindert mich, sie zu verbinden. O! wer ist wohl, der ein Herz hat, und nicht bey sich selbst die liebliche Abschilderung der verschiedenen Verfassungen des Vaters, der Mutter, der Tochter, des Hofmeisters, des Untergebenen, und der Zusammenstimmungen aller zur Vereinigung des liebreichsten Paares wird machen können, dessen Glückseligkeit die Liebe und Tugend machen können?

Jetzo, da Aemil wahrhaftig eifrig geworden, zu gefallen, fängt er an, den Werth der angenehmen Geschicklichkeiten zu erkennen, die er sich erworben hat. Sophie liebet das Singen; er singt mit ihr; er thut noch mehr, er lehret sie die Musik. Sie ist lebhaft und leicht, sie mag gern springen; er tanzet mit ihr; er verändert ihre Sprünge in Tanzschritte; er machet sie vollkommen. Dieser Unterricht ist allerliebst; die schäkerhafte Lustigkeit beseelet ihn; sie mildert die furchtsame Ehrerbiethung der Liebe; es ist einem Liebhaber erlaubet, diesen Unterricht mit Wollust zu geben; es ist ihm erlaubet, der Meister seiner Meisterinn zu seyn.

Man hat ein altes ganz verderbtes Clavier. Aemil machet es zu Rechte und stimmet es. Er ist so gut ein Orgelbauer, ein Lautenmacher, als ein Tischler; er hatte stets zur Grundregel beym Lernen, sich des Beystandes anderer bey allem zu überheben, was er selbst machen könnte. Das Haus ist in einer malerischen Lage; er zeichnet verschiedene Aussichten desselben, woran Sophie

zuweilen die Hand mit geleget hat, und womit sie ihres Vaters Cabinet auszieret. Die Rähme daran sind nicht vergoldet, und brauchen es auch nicht zu seyn. Indem sie Aemilen zeichnen sieht, indem sie ihm nachahmet, so machet sie sich nach seinem Beyspiele vollkommen; sie arbeitet alle die Geschicklichkeiten aus, und ihr Reiz verschönert sie alle. Ihr Vater und ihre Mutter erinnern sich ihres alten Ueberflusses, da sie die schönen Künste wieder um sich herum schimmern sehen, welche allein ihnen solchen lieb macheten. Die Liebe hat ihr ganzes Haus aufgeputzet; sie allein läßt darinnen ohne Unkosten und ohne Mühe eben die Vergnügungen herrschen, die sie sonst nur durch vieles Geld und vielen Ueberdruß darinnen zusammen brachten.

Wie der Götzendiener den Gegenstand seiner Verehrung mit Schätzen bereichert, die er hochhält, und auf dem Altare den Abgott schmücket, den er anbethet: so will auch der Liebhaber, wenn er seine Geliebte gleich noch so vollkommen sieht, dennoch ohne Aufhören neue Zierrathen zu ihr hinzu thun. Sie hat deren nicht nöthig, ihm zu gefallen; er hat es aber nöthig, sie zu schmücken. Dieß ist eine neue Huldigung, die er ihr zu erweisen glaubet; dieß ist eine neue Anreizung, die er dem Vergnügen giebt, sie zu betrachten. Es dünket ihn, nichts schönes sey recht an seinem Platze, wenn es nicht die höchste Schönheit zieret. Es ist ein zugleich rührendes und lächerliches Schauspiel, wenn man Aemilen eifrig bemühet sieht, Sophien alles zu lehren, was er weis, ohne zu erwägen, ob

das,

das, was er sie lehren will, nach ihrem Geschmacke ist, oder ihr ansteht. Er redet mit ihr von allem, er erkläret ihr alles mit einem kindischen Eifer; er glaubet, er dürfe es nur sagen, und sie werde es den Augenblick verstehen. Er bildet sich zum Voraus das Vergnügen ein, welches er haben werde, mit ihr zu vernünfteln, zu philosophiren; er sieht alles, was er erlernet hat, für unnütz an, wenn er es nicht vor ihren Augen auskramen kann: er schämet sich fast, etwas zu wissen, was sie nicht weis.

Er giebt ihr also Unterricht in der Weltweisheit, in der Naturlehre, in der Meßkunst, in der Geschichte, mit einem Worte, in allem. Sophie richtet sich mit Vergnügen nach seinem Eifer und bemühet sich, solchen zu ihrem Nutzen anzuwenden. Wenn er es erhalten kann, seinen Unterricht vor ihr auf den Knien zu geben; wie vergnügt ist Aemil! Er glaubet, den Himmel offen zu sehen. Indessen ist doch diese Stellung, welche für die Schülerinn gezwungener ist, als für den Lehrmeister, nicht die günstigste zur Unterweisung. Man weis alsdann nicht recht, was man mit seinen Augen machen soll, um diejenigen zu vermeiden, welche sie verfolgen, und wenn sie einander antreffen, so geht der Unterricht deswegen nicht besser.

Die Kunst zu denken ist den Frauenspersonen nicht fremd: sie dürfen aber nur die Wissenschaften, welche vernünftige Urtheilskraft erfordern, obenhin berühren. Sophie begreift alles, und behält nichts groß. Ihr größter Fortgang ist in der Sittenlehre und den Sachen des Geschmackes.

Was die Naturlehre anbetrifft, so behält sie nur einigen Begriff von den allgemeinen Gesetzen, und von dem Weltbaue. Zuweilen unterfangen sich auf ihren Spatziergängen, bey Betrachtung der Wunder der Natur, ihre unschuldigen und reinen Herzen, sich bis zu ihrem Urheber zu erheben. Sie fürchten seine Gegenwart nicht; sie lassen sich vereiniget vor ihm aus.

Wie! zwey Liebende, in der Blüthe ihres Alters, wenden ihr geheimes Gespräch an, von der Religion zu reden! Sie bringen ihre Zeit mit Hersagung ihres Catechismus zu! Wozu dienet das geringschätzig zu machen, was erhaben ist? Ja, ohne Zweifel, sie sagen ihn in der Verblendung her, welche sie bezaubert; sie sehen sich vollkommen, sie lieben einander, sie unterhalten sich mit Begeisterung von demjenigen, was der Tugend einen Werth giebt. Die Opfer, die sie ihr bringen, machen sie ihnen werth. Bey denen Entzückungen, die man überwinden muß, vergießen sie zuweilen Thränen, die reiner sind, als der Thau des Himmels; und diese Thränen machen die Bezauberung ihres Lebens; sie sind in dem reizendsten Wahnsinne, den jemals menschliche Seelen erfahren haben. Die Beraubungen selbst setzen zu ihrer Glückseligkeit etwas hinzu, und ehren sie in ihren eigenen Augen wegen ihrer Aufopferung. Sinnliche Menschen, Leiber ohne Seelen, sie werden dereinst eure Vergnügungen kennen lernen, und ihr ganzes Lebenlang die glückliche Zeit bedauren, wo sie sich derselben versaget haben.

Ungeachtet dieses guten Verständnisses fallen dennoch zuweilen Uneinigkeiten; ja so gar Zänkereyen dabey vor. Die Gebietherinn ist nicht ohne Eigensinn, noch der Liebhaber ohne Entrüstung. Diese kleinen Stürme aber gehen plötzlich vorüber, und befestigen die Vereinigung nur desto mehr. Die Erfahrung selbst lehret Aemilen, sich nicht mehr so sehr davor zu fürchten; die Versöhnungen sind ihm allezeit vortheilhafter, als die Zwistigkeiten ihm schädlich sind. Die Frucht der erstern hat ihn eben so viel von den andern hoffen lassen; er hat sich geirret: aber kurz, wenn er nicht stets einen so merklichen Vortheil davon trägt, so gewinnt er dabey doch stets so viel, daß er von Sophien bestätigen sieht, wie aufrichtig sie an seinem Herzen Theil nimmt. Man will wissen, was denn das für ein Vortheil ist. Ich willige um so viel lieber darein, weil mir dieses Beyspiel Anlaß geben wird, eine sehr nützliche Grundregel vorzutragen, und eine sehr klägliche zu bestreiten.

Aemil liebet; er ist also nicht verwegen; und man begreift noch besser, daß die herrschsüchtige Sophie kein Mägdchen ist, welches ihm Vertraulichkeiten hingehen läßt. Weil die Weisheit in allen Sachen ihr Ziel hat: so würde man Sophien wohl viel mehr einer gar zu großen Härte, als einer gar zu großen Nachsicht beschuldigen, und ihr Vater selbst befürchtet zuweilen, ihr überaus großer Stolz möchte in Hochmuth ausarten. In den allergeheimsten Gesprächen beyder Verliebten würde sich Aemil nicht unterstehen, um die geringste Gunst anzuhalten, ja auch nicht einmal nach solcher zu trachten

ten scheinen; und wenn sie einst, beym Spatzierengehen ihren Arm unter seinen stecken will, welche Gnade sie in kein Recht sich verkehren läßt, so getrauet er sich zuweilen kaum, diesen Arm mit Seufzen an seine Brust zu drücken. Indessen waget er sich, nach einem langen Zwange, verstohlener Weise ihren Rock zu küssen, und vielmal ist er so glücklich, daß sie es nicht wahrnehmen will. Eines Tages, da er sich eben dieselbe Freyheit ein wenig öffentlicher nehmen will, läßt sie sich einfallen, solches sehr übel zu nehmen. Er dringt hartnäckig darauf; sie entrüstet sich; der Verdruß giebt ihr einige beißende Worte ein: Aemil leidet solche nicht ohne Gegenrede; der übrige Tag wird mit Schmollen zugebracht; und man geht höchst misvergnügt aus einander.

Sophie ist übel aufgeräumt. Ihre Mutter ist ihre Vertraute; wie sollte sie ihr ihren Verdruß verhehlen? Es ist ihre erste Zwistigkeit; und eine Zwistigkeit von einer Stunde ist eine recht große Sache! Ihr Fehler gereuet sie; ihre Mutter erlaubet ihr, solchen wieder gut zu machen; ihr Vater befiehlt es ihr.

Den andern Tag kömmt der unruhige Aemil eher, als sonst gewöhnlich. Sophie ist an dem Nachttische ihrer Mutter; ihr Vater ist auch in eben dem Zimmer. Aemil tritt mit Ehrerbiethung, aber einem traurigen Wesen, herein. Kaum haben ihn der Vater und die Mutter begrüßet, so wendet sich Sophie um. Sie reichet ihm die Hand, und fraget ihn mit einem liebkosenden Tone, wie er sich befindet? Es ist klar, daß diese hübsche Hand nur

bloß

bloß also anrücket, um geküsset zu werden. Er nimmt sie und küsset sie nicht. Sophie zieht sie, ein wenig beschämt, mit so guter Art wieder zurück, als es ihr möglich ist. Aemil, der nicht zu dem Betragen der Frauenspersonen gewöhnet ist, und der nicht weis, wozu der Eigensinn gut ist, vergißt nicht leichtlich, und besänftiget sich nicht so geschwind. Da Sophiens Vater sie verlegen sieht, so bringt er sie durch das Scherzreden vollends aus ihrer Fassung. Das arme, verwirrte, gedemüthigte Mägdchen weis nicht mehr, was es thut, und würde alles in der Welt darum geben, daß es weinen dürfte. Je mehr sie sich zwingt, desto mehr schwillt ihr das Herz auf; endlich entwischet ihr doch eine Thräne, so ungern sie es auch will. Aemil sieht diese Thräne, wirft sich auf die Knie, nimmt sie bey der Hand, und küsset solche vielmals mit großer Rührung. „Wahrhaftig, Sie sind gar zu gut;„ saget der Vater, wobey er in ein Lachen ausbricht; „ich würde nicht so viel Nachsicht gegen alle die När„rinnen haben, und ich würde den Mund strafen, „der mich beleidiget hätte.„

Aemil, welcher durch diese Rede dreust gemacht worden, wendet ein bittendes Auge auf die Mutter; und da er ein Zeichen der Einwilligung zu sehen glaubet, so nahet er sich zitternd zu Sophiens Gesichte, welche den Kopf wegwendet, und um den Mund zu retten, eine Rosenwange bloß stellet. Der unbescheidene Mensch begnüget sich nicht; man widersteht schwach. Welch ein Kuß, wenn er nicht vor den Augen einer Mutter genommen worden! Strenge Sophie, nehmen Sie sich in Acht: man

wird Ihnen oftmals den Rock zu küssen verlangen, unter der Bedingung, daß Sie es zuweilen abschlagen.

Nach dieser exemplarischen Bestrafung geht der Vater einiger Geschäffte halber hinaus; die Mutter schicket Sophien unter einigem Vorwande weg. Darauf redet sie Aemilen an, und saget mit einem sehr ernsthaften Tone zu ihm: „Ich glaube, daß „ein junger Mensch von so guter Geburt, und der „so wohl erzogen ist, als Sie, der Empfindungen „und Sitten hat, die Freundschaft, die ihm eine „Familie erweist, nicht mit ihrer Verunehrung würde bezahlen wollen. Ich bin weder mürrisch, noch „spröde; ich weis, was man der schäkerhaften „Jugend muß hingehen lassen; und was ich vor „meinen Augen gelitten habe, beweist es Ihnen „sattsam. Ziehen Sie Ihren Freund wegen Ihrer „Pflichten zu Rathe; er wird Ihnen sagen, was „für ein Unterschied unter denen Spielen, welche „die Gegenwart eines Vaters und einer Mutter berechtigen, und denen Freyheiten ist, die man sich „von ihnen entfernet heraus nimmt, wo man ihr „Vertrauen misbrauchet, und eben die Gunstbezeugungen, die vor ihren Augen nur unschuldig sind, „zu Fallstricken machet. Er wird Ihnen sagen, „daß meine Tochter kein anderes Unrecht bey Ihnen „gehabt hat, als daß sie nicht gleich das erste Mal „dasjenige gesehen, was sie niemals leiden sollte. „Er wird Ihnen sagen, daß alles, was man für „eine Gunst annimmt, eine Gunst wird, und daß „es einem ehrliebenden Manne unanständig ist, der „Einfalt eines jungen Mägdchens zu misbrauchen,

„um sich ingeheim eben der Freyheiten anzumaßen, „welche sie vor aller Welt leiden kann. Denn man „weis, was der Wohlstand öffentlich dulden kann: „man weis aber nicht, wo in dem Schatten des „Geheimnisses derjenige stehen bleiben kann, der „sich allein zum Richter seiner Einfälle machet.„

Nach diesem billigen Verweise, der mehr auf mich, als auf meinen Untergebenen gieng, verließ uns diese weise Mutter, und ließ mich in der Bewunderung ihrer seltenen Klugheit, die es für wenig rechnet, daß man ihrer Tochter in ihrer Gegenwart den Mund küsset, und die in Furcht ist, wenn man sich unterfängt, ihr ingeheim den Rock zu küssen. Indem ich über die Thorheit unserer Grundregeln nachdenke, welche stets die wahre Ehrbarkeit dem Wohlstande aufopfern, so begreife ich, warum die Sprache um so viel keuscher ist, je verderbter die Herzen sind, und warum das Betragen um so viel genauer ist, je unehrbarer diejenigen sind, die es beobachten.

Da ich bey dieser Gelegenheit Aemils Herz mit Pflichten anfülle; die ich ihm viel eher hätte vorsagen sollen: so fällt mir eine neue Betrachtung ein, die vielleicht Sophien die meiste Ehre machet, und welche ich mich gleichwohl sehr hüten werde, ihrem Liebhaber zu eröffnen. Es ist nämlich klar, daß dieser vermeynte Stolz, den man ihr verweist, nur eine sehr weise Vorsicht ist, sich vor sich selbst zu verwahren. Da sie das Unglück hat und fühlet, daß sie von einem Temperamente ist, welches leicht Feuer fangen kann: so fürchtet sie sich vor dem ersten Funken, und entfernet ihn aus aller ih-

rer Macht. Sie ist nicht aus Stolze strenge; sondern aus Demuth. Sie nimmt über Aemilen die Herrschaft, die sie nicht über Sophien zu haben befürchtet; sie bedienet sich des einen, um die andere zu bekämpfen. Wenn sie mehr Zutrauen hätte, so würde sie nicht so stolz seyn. Man nehme diesen einzigen Punct weg, welches Mägdchen auf der Welt ist gefälliger und sanftmüthiger? Welches Mägdchen erträgt eine Beleidigung geduldiger? Welches scheuet sich mehr, einem andern solche an zu thun? Welches hat weniger Ansprüche von allerhand Art, außer auf die Tugend? Ueber dieses so ist sie auch nicht auf ihre Tugend stolz, sondern nur, um sie zu erhalten; und wenn sie sich der Neigung ihres Herzens ohne Gefahr überlassen kann, so liebkoset sie so gar ihrem Liebhaber. Ihre verschwiegene Mutter aber saget nicht einmal ihrem Vater alles dieses umständlich; die Männer müssen nicht alles wissen.

Sophie scheint selbst ganz und gar nicht, über ihre Eroberung sich zu brüsten, sondern sie ist vielmehr dadurch noch gesprächiger gegen jedermann geworden, und fordert von aller Welt weniger, außer vielleicht von dem einzigen, welcher dieser Veränderung hervorgebracht hat. Die Empfindung der Unabhängigkeit blähet ihr edles Herz nicht mehr auf. Sie triumphiret mit Bescheidenheit über einen Sieg, welcher ihr ihre Freyheit kostet. Sie hat kein so freyes Wesen mehr, und spricht viel furchtsamer, seit dem sie das Wort Liebhaber nicht mehr ohne zu erröthen anhöret. Die Zufriedenheit aber blicket durch ihre Verlegenheit durch, und diese

Scham

Scham selbst ist keine verdrüßliche Empfindung. Vornehmlich ist der Unterschied ihrer Aufführung bey denen jungen Leuten am merklichsten, welche unverhofft zu ihnen kommen. Seitdem sie solche nicht mehr fürchtet, so hat ihre überaus große Zurückhaltung gegen sie sehr viel nachgelassen. Da sie in ihrer Wahl fest ist, so zeiget sie sich ohne Bedenken gegen Gleichgültige huldreich. Da sie wegen ihrer Verdienste nicht mehr so schwierig ist, seitdem sie keinen Antheil mehr daran nimmt: so findet sie solche stets sehr liebenswürdig als Leute, die für sie niemals etwas seyn werden.

Wenn die wahre Liebe sich der Buhlerey bedienen könnte, so würde ich glauben, einige Spuren davon in der Art und Weise zu sehen, wie sich Sophie gegen sie in Gegenwart ihres Liebhabers beträgt. Man würde sagen, sie wäre nicht mit der brünstigen Leidenschaft zufrieden, womit sie ihn durch eine auserlesene Vermischung von Zurückhaltung und Liebkosung entzündet, sondern sie sey auch nicht verdrüßlich, eben diese Leidenschaft noch durch ein wenig Unruhe zu erregen. Man würde sagen, da sie ihre jungen Gäste mit Fleiße lustig mache, so bestimme sie die Annehmlichkeiten einer Lustigkeit, die sie bey Aemilen zu haben sich nicht getrauet, zu dessen Marter. Allein, Sophie ist viel zu aufmerksam, viel zu gut, viel zu scharfsinnig, als daß sie ihn in der That martern sollte. Um diesen gefährlichen Antrieb zu mäßigen, dienen ihr die Liebe und die Ehrbarkeit zur Klugheit. Sie weis ihn, gerade wenn es seyn muß, in Furcht zu setzen, und wieder Muth zu machen; und wenn sie ihn zuweilen

len beunruhiget, so betrübet sie ihn doch niemals. Wir wollen den Kummer, den sie demjenigen machet, den sie liebet, der Furcht verzeihen, die sie hat, er möchte niemals verstrickt genug seyn.

Was für Wirkung aber wird dieses kleine listige Verfahren bey Aemilen haben? Wird er eifersüchtig seyn oder nicht? Das muß man untersuchen. Denn dergleichen Ausschweifungen gehören auch zu dem Gegenstande meines Buches, und entfernen mich wenig von meiner Materie.

Ich habe vorher gezeiget, wie sich bey denen Dingen, die nur auf die Meynung ankommen, diese Leidenschaft in das Herz des Menschen einschleicht. In der Liebe aber ist es etwas anders. Die Eifersucht scheint alsdann so nahe an der Natur zu hangen, daß man viele Mühe hat, zu glauben, sie komme nicht davon her; und selbst das Beyspiel der Thiere, wovon viele bis zur Wuth eifersüchtig sind, scheint die gegenseitige Meynung ohne Widerrede fest zu setzen. Ist es die Meynung der Menschen, welche die Hähne sich in Stücke zerreißen, und die Stiere mit einander bis auf den Tod kämpfen lehret?

Der Widerwillen gegen alles, was unsere Vergnügungen störet und bestreitet, ist eine natürliche Bewegung; das ist unstreitig. Bis auf einen gewissen Punct ist die Begierde, dasjenige, was uns gefällt, allein zu besitzen, auch noch in eben dem Falle. Wenn sich aber diese zur Leidenschaft gewordene Begierde in Wuth, oder in eine leicht Verdacht schöpfende und verdrüßliche Phantasie, Eifersucht genannt, verwandelt, alsdann ist es eine andere Sache.

Sache. Diese Leidenschaft kann natürlich seyn, oder nicht; man muß unterscheiden.

Das von den Thieren hergenommene Beyspiel ist vormals in der Abhandlung von der Ungleichheit untersuchet worden; und jetzo, da ich von neuem darüber nachdenke, scheint mir diese Untersuchung so gründlich zu seyn, daß ich meine Leser darauf verweisen darf. Ich will nur zu denen Unterschieden, die ich in dieser Schrift gemacht habe, noch hinzu setzen, daß die Eifersucht, welche von der Natur kömmt, sehr an der Macht des andern Geschlechtes hängt, und daß, wenn diese Macht unbeschränket ist, oder zu seyn scheint, diese Eifersucht in ihrem höchsten Grade ist. Denn da das Männchen alsdann seine Gerechtsamen nach seinen Bedürfnissen abmißt: so kann es ein anderes Männchen niemals anders, als einen ungelegenen Mitwerber ansehen. Da in eben diesen Arten die Weibchen nur dem ersten gehorchen, der kömmt: so gehören sie den Männchen bloß durch das Eroberungsrecht zu, und verursachen ewige Kämpfe unter ihnen.

In denen Arten hingegen, wo sich ein Männchen mit einem Weibchen vereiniget, wo die Paarung eine Art von sittlichem Bande, eine Art von Heurath hervorbringt, gehöret das Weibchen nur durch seine Wahl dem Männchen zu, welchem es sich ergeben hat, und verweigert sich gemeiniglich einem jeden andern. Da also das Männchen diesen geneigten Vorzug zum Bürgen ihrer Treue hat: so beunruhiget es sich auch über den Anblick anderer Männchen weniger, und lebet mit ihnen friedlicher.

cher. *In diesen Arten trägt* das Männchen Sorge mit für die Jungen; und es scheint, das Weibchen gebe durch eines von denen Gesetzen der Natur, die man niemals ohne Rührung beobachtet, dem Vater die Ergebenheit wieder, die er für seine Kinder hat.

Wenn man nun das menschliche Geschlecht in seiner *ursprünglichen* Einfalt betrachtet: so ist aus der eingeschränkten Gewalt des Männchen und aus der Mäßigung seiner Begierden leicht zu sehen, daß er von der Natur bestimmet ist, sich mit einem einzigen Weibchen zu begnügen. Dieses wird durch die gleiche Anzahl der einzelnen Personen beyderley Geschlechtes, wenigstens in unsern Gegenden, bestätiget. Eine solche Gleichheit aber hat in denen Arten nicht Statt, wo die größte Stärke der Männchen viele Weibchen auf einen einzigen vereiniget. Und obgleich der Mensch nicht, wie der Tauber, brütet, und, da er eben so wenig Zitzen zum Säugen hat, in dieser Absicht *unter die* Classe der vierfüßigen Thiere gehöret: so sind doch die Kinder so lange Zeit kriechend und schwach, daß die Mutter und sie der Ergebenheit des Vaters und derer Sorgen, welche die Wirkung davon sind, schwerlich entbehren können.

Alle die Beobachtungen kommen also zusammen, *zu beweisen*, daß die *eifersüchtige* Wuth der Männchen in einigen Thierarten ganz und gar nichts für den Menschen beweist; und selbst die Ausnahme von den südlichen Gegenden, wo die Vielweiberey eingeführet ist, bestätiget den Grundsatz nur desto besser, weil von der Vielheit der Weiber die

tyran-

tyrannische Vorsicht der Männer herkömmt, und die Empfindung seiner eigenen Schwäche den Mann antreibt, zu dem Zwange zu greifen, um die Gesetze der Natur kraftlos zu machen.

Unter uns, wo eben diese Gesetze nicht so sehr hierinnen, als in einem andern und viel verhaßtern Verstande, kraftlos gemacht werden, hat die Eifersucht mehr in den gesellschaftlichen Leidenschaften, als in dem ersten ursprünglichen Triebe ihren Bewegungsgrund. Bey den meisten Liebesverbindungen hasset der Liebhaber seine Mitbuhler mehr, als er seine Geliebte liebet. Wenn er fürchtet, er möchte nicht allein angehöret werden: so ist solches die Wirkung derjenigen Eigenliebe, deren Ursprung ich gezeiget habe; und die Eitelkeit leidet bey ihm mehr, als die Liebe. Ueber dieses haben unsere ungeschickten Unterweisungen die Frauenspersonen sich dergestalt verstellen [15]) gelehret, und haben ihre Begierden so sehr entzündet, daß man sich kaum auf ihre am besten bewiesene Ergebenheit verlassen kann, und daß sie keinen Vorzug mehr erweisen können, der wegen der Furcht vor den Mitwerbern sicher machet.

Was

15) Die Art von Verstellung, welche ich hier verstehe, ist derjenigen entgegen gesetzet, die ihnen zukömmt, und die sie von der Natur haben. Die eine besteht darinnen, daß sie die Empfindungen verhehlen, die sie haben, und die andere, daß sie diejenigener dichten, die sie nicht haben. Alle Weiber auf der Welt bringen ihr Leben mit Siegprangen über ihre vorgegebene Empfindsamkeit zu, und lieben niemals etwas, als sich selbst.

Was die wahre Liebe betrifft, so ist es etwas anders. Ich habe in der angeführten Schrift gezeiget, daß diese Empfindung nicht so natürlich ist, als man denket; und es ist ein großer Unterschied unter der süßen Gewohnheit, welche den Mann seiner Gefährtinn zugethan machet, und der ungezähmten Hitze, welche ihn mit eingebildeten Anreizungen eines Gegenstandes berauschet, welchen er nicht mehr so sieht, als er ist. Diese Leidenschaft, die nur Ausschließungen und Vorzüge will, ist in diesem Stücke bloß darinnen von der Eitelkeit unterschieden, daß die Eitelkeit, da sie alles verlanget und nichts bewilliget, allezeit unbillig ist, die Liebe hingegen, welche eben so viel giebt, als sie verlanget, an sich selbst eine Regung voller Billigkeit ist. Ueber dieses, je mehr sie verlanget, desto leichtgläubiger ist sie. Eben die Verblendung, welche sie verursachet, machet sie auch leicht zu überreden. Wenn die Liebe unruhig ist, so ist die Hochachtung voller Vertrauen: und niemals ist die Liebe ohne die Hochachtung in einem rechtschaffenen Herzen; weil ein jeder an demjenigen, was er liebet, nur die Eigenschaften liebet, woraus er sich etwas machet.

Nachdem alles dieses wohl aufgekläret worden, so kann man zuverläßig sagen, zu was für einer Art von Eifersucht Aemil fähig seyn wird. Denn weil diese Leidenschaft kaum einen Keim in dem menschlichen Herzen hat, so wird ihre Gestalt einzig und allein durch die Erziehung bestimmet. Der verliebte und eifersüchtige Aemil wird nicht zornig, argwöhnisch, mistrauisch, sondern zärtlich, em-

pfind-

pfindlich, furchtsam seyn; er wird mehr beunruhiget, als aufgebracht seyn; er wird sich mehr angelegen seyn lassen, seine Liebste zu gewinnen, als seinem Mitbuhler zu drohen; er wird ihn entfernen, wenn er kann, als ein Hinderniß, er wird ihn aber nicht als einen Feind hassen. Wenn er ihn hasset, so wird es nicht wegen der Kühnheit seyn, ihm ein Herz streitig zu machen, worauf er Anspruch machet, sondern wegen der wirklichen Gefahr, die er ihn laufen läßt, solches zu verlieren. Sein ungerechter Hochmuth wird sich nicht alberner Weise dadurch für beleidiget halten, daß man sich untersteht, sich mit ihm um etwas zu bewerben. Da er begreift, daß das Recht des Vorzuges einzig und allein auf die Verdienste gegründet ist; und daß die Ehre in dem glücklichen Erfolge besteht: so wird er die Sorgfalt, sich liebenswürdig zu machen, vermehren, und es wird ihm vermuthlich gelingen. Die großmüthige Sophie wird, bey der Erregung seiner Liebe, durch einige Beunruhigungen solche wohl einzurichten, und ihn deswegen schadlos zu halten wissen; und die Mitwerber, die nur geduldet wurden, ihn auf die Probe zu stellen, werden ungesäumt entfernet werden.

Wo sehe ich mich aber unvermerket hingezogen? O Aemil, was bist du geworden? Kann ich in dir noch meinen Untergebenen erkennen? Wie sehr verfallen sehe ich dich doch! Wo ist der so hart gewöhnte junge Mensch, welcher der strengsten Witterung trotzete, welcher seinen Leib den rauhesten Arbeiten, und seine Seele den bloßen Gesetzen der Weisheit überließ; der keinen Vorurtheilen, kei-

nen Leidenschaften Zutritt verstattete; der nur die Wahrheit liebete, nur der Vernunft nachgab, und an nichts hieng, was er nicht selbst war? Jetzo ist er in einem müßigen Leben weichlich, und läßt sich von Weibern regieren. Ihre Zeitvertreibe sind seine Beschäfftigungen; ihr Wille ist sein Gesetz; ein junges Mägdchen die Schiedesrichterinn seines Schicksales. Er kriecht und beuget sich vor ihr. Der ernsthafte Aemil ist das Spielzeug eines Kindes.

So ist die Veränderung der Auftritte des Lebens beschaffen. Ein jedes Alter hat seine Triebfedern, die es in Bewegung setzen: der Mensch aber ist allezeit eben derselbe. Von zehn Jahren wird er durch Kuchen, von zwanzig Jahren durch eine Liebste, von dreyßig durch die Vergnügungen, von vierzig durch den Ehrgeiz, von funfzig durch den Geiz geleitet: wenn läuft er nur nach der Weisheit? Glücklich ist derjenige, den man wider seinen Willen dahin führet! Was ist daran gelegen, was für eines Führers man sich bedienet, wenn er ihn nur zum Zwecke leitet. Die Helden, die Weisen selbst haben der menschlichen Schwachheit diesen Zoll bezahlet; und derjenige, dessen Finger Spindeln zerbrochen haben, war deswegen nicht weniger ein großer Mann.

Will man die Wirkung einer glücklichen Erziehung über das ganze Leben erstrecken? Man verlängere während der Jugend die guten Gewohnheiten der Kindheit, und wenn Ihr Untergebener das ist, was er seyn soll, so machen Sie, daß er zu allen Zeiten eben derselbe sey. Dieß ist die letzte

Voll-

Vollkommenheit, die Sie Ihrem Werke annoch zu geben haben. Es ist dieserwegen vornehmlich viel daran gelegen, daß man den jungen Leuten einen Hofmeister läßt; denn außer dem ist wenig zu befürchten, daß sie nicht ohne ihn der Liebe nachzugehen wissen. Was die Lehrmeister und vornehmlich die Väter betriegt, ist, daß sie glauben, eine Lebensart schließe die andere aus, und so bald man groß sey, müsse man allem dem entsagen, was man that, da man klein war. Wenn das wäre, wozu würde es dienen, die Kindheit zu warten? weil der gute oder der böse Gebrauch, wozu man sie anwendete, mit ihr verschwände, und man nothwendiger Weise andere Denkungsarten annähme, wenn man durchaus verschiedene Lebensarten annimmt.

Wie nur große Krankheiten eine Zerrüttung in dem Gedächtnisse verursachen: so machen auch nur große Leidenschaften solche in den Sitten. Ob sich gleich unser Geschmack und unsere Neigungen ändern: so wird diese oftmals ziemlich plötzliche Aenderung doch durch die Gewohnheiten versüßet. Der geschickte Künstler muß in der Folge unserer Leidenschaften so, wie bey einer guten Abschießung der Farben, den Uebergang unmerklich machen, die Schattirungen vermengen und vermischen, und damit keine gar zu scharf abschneide, viele über seine ganze Arbeit ausbreiten. Diese Regel wird durch die Erfahrung bestätiget; die unmäßigen Leute ändern alle Tage die Zuneigungen, den Geschmack, die Empfindungen, und haben nichts beständiges, als die Gewohnheit der Veränderung. Der regelmäßige Mensch aber kömmt stets wieder auf seine alten

Uebungen, und verliert auch in seinem Alter den Geschmack an denen Vergnügungen nicht, die er als ein Kind liebete.

Wenn man es so anstellete, daß die jungen Leute, bey dem Uebergange in ein neues Alter, keine Verachtung auf das vorhergehende würfen, daß sie, bey Annehmung neuer Gewohnheiten, die alten nicht verließen, und daß sie stets dasjenige gern thäten, was gut ist, ohne Achtung auf die Zeit, wo sie angefangen haben: alsdann allein wird man sein Werk gerettet haben, und man wird ihrer bis an das Ende ihrer Tage versichert seyn können. Denn die große Umkehrung, welche am meisten zu befürchten ist, geschieht in dem Alter, worüber man jetzo ein wachsames Auge hat. Wie man es stets bedauret, so verliert man in der Folge schwerlich den Geschmack, den man darinnen behalten hat: wenn er hingegen unterbrochen wird, so nimmt man ihn in seinem Leben nicht wieder.

Die meisten Gewohnheiten, welche man die Kinder und jungen Leute annehmen zu lassen glaubet, sind keine wahre Gewohnheiten, weil sie solche nur durch Zwang ergriffen, und da sie ihnen wider ihren Willen folgen, so warten sie nur auf die Gelegenheit, sich davon zu befreyen. Man bekömmt keine Lust, im Gefängnisse zu seyn, dadurch, daß man darinnen bleiben muß. Die Gewohnheit vermindert alsdann den Widerwillen nicht, sondern vermehret ihn nur. So ist es nicht mit Aemilen beschaffen, welcher in seiner Kindheit nichts, als freywillig und mit Vergnügen, gethan hat, und also nur, da er fortfähret, eben so zu handeln, nach-

dem

dem er mannbar geworden, die Herrschaft der Gewohnheit zu den Süßigkeiten der Freyheit hinzu setzet. Das thätige Leben, die Handarbeit, die Uebung, die Bewegung sind ihm dergestalt nothwendig geworden, daß er ihnen nicht entsagen könnte, ohne zu leiden. Wenn man ihn auf einmal zu einem weichlichen und sitzenden Leben bringen wollte, so würde es eben so viel seyn, als wenn man ihn einsperren, fesseln und in einem gewaltsamen und gezwungenen Stande halten wollte. Ich zweifele nicht, seine Gemüthsart und seine Gesundheit würden auf gleiche Art dadurch verändert werden. Kaum kann er nach seiner Bequemlichkeit in einem dicht zugemachten Zimmer Athem holen; er brauchet die freye Luft, die Bewegung, die Beschwerlichkeit. Selbst vor Sophiens Knien kann er sich nicht enthalten, zuweilen das Feld mit einem Seitenblicke anzusehen, und zu wünschen, daß er es mit ihr durchstreichen könnte. Er bleibt gleichwohl, wenn er bleiben muß: er ist aber unruhig, in Bewegung. Er scheint zu zappeln; er bleibt, weil er in Fesseln ist. Das sind also, wird man sagen, Bedürfnisse, denen ich ihn unterworfen habe, Dienstbarkeiten, worein ich ihn gebracht habe: und alles das ist wahr; ich habe ihn dem Stande des Menschen unterworfen.

Aemil liebet Sophien. Welches sind aber die ersten Reizungen, die ihn angezogen haben? Die Empfindsamkeit, die Tugend, die Liebe zu ehrbaren Dingen. Da er diese Liebe an seiner Gebietherinn liebet; würde er sie wohl für sich verloren haben? Auf was für einen Preis hat sich Sophie

ihrer Seits gesetzet? Auf den Preis aller der Empfindungen, welche dem Herzen ihres Liebhabers natürlich sind. Die Hochachtung der Güter, die Mäßigkeit, die Einfalt, die großmüthige Uneigennützigkeit, die Verachtung der Pracht und des Reichthumes. Aemil hatte diese Tugenden, ehe die Liebe sie ihm aufgeleget hatte. Worinnen ist also Aemil wirklich geändert? Er hat nur Gründe, eben derselbe zu seyn. Dieß ist der einzige Punct, worinnen er von demjenigen unterschieden ist, was er war.

Ich bilde mir nicht ein, daß jemand, der dieses Buch mit einer Aufmerksamkeit liest, glauben könne, daß alle Umstände der Verfassung, worinnen Aemil sich befindet, sich von ungefähr also um ihn versammelt haben. Ist es von ungefähr, da die Städte so viele liebenswürdige Mägdchen geben, daß sich dasjenige, was ihm gefällt, nur in einer entferneten Einsamkeit findet? Ist es von ungefähr, daß er es daselbst antrifft? Ist es von ungefähr, daß sie sich für einander schicken? Ist es von ungefähr, daß sie nicht an einerley Orte wohnen können? Ist es von ungefähr, daß er nur einen Aufenthalt so weit von ihr antrifft? Ist es von ungefähr, daß er sie so selten sieht, und daß er gezwungen ist, das Vergnügen, sie zuweilen zu sehen, durch so viele Beschwerlichkeiten zu erkaufen? Er wird weibisch, sagen Sie? Er verhärtet sich vielmehr. Er mußte so dauerhaft seyn, als ich ihn gemacht habe, um denen Beschwerlichkeiten zu widerstehen, die ihn Sophie ertragen läßt.

Er wohnet zwo starke Meilen von ihr. Diese Weite ist der Blasebalg zu der Oesse. Durch sie härte ich die Pfeile der Liebe. Wenn er neben ihr an wohnete, oder sie in einer guten Kutsche weichlich sitzend besuchen könnte: so würde er sie nach seiner Bequemlichkeit lieben; er würde sie, als ein Pariser, lieben. Hätte Leander wohl der Hero wegen sterben wollen, wenn ihn nicht das Meer von ihr abgesondert hätte? Leser, ersparen Sie mir die Worte. Wenn Sie gemacht sind, mich zu verstehen, so werden Sie meinen Regeln genugsam in meinen umständlichen Erzählungen folgen.

Bey den erstern Malen, da wir Sophien besucheten, nahmen wir Pferde, um desto geschwinder fortzukommen. Wir fanden dieses Mittel bequem, und bey dem fünften Male fuhren wir noch fort, Pferde zu nehmen. Wir wurden erwartet. Ueber eine halbe Meile von dem Hause wurden wir Leute auf dem Wege gewahr. Aemil beobachtet, das Herz klopfet ihn, er reitet näher, er erkennt Sophien; er springt von seinem Pferde; er eilet fort, er fliegt, er ist zu den Füßen der liebenswürdigen Familie. Aemil liebet die schönen Pferde. Seins ist lebhaft, es fühlet sich frey, es läuft queer Feld ein. Ich setze ihm nach; ich hole es mit Mühe ein, ich bringe es wieder zurück. Zum Unglücke fürchtet Sophie sich vor den Pferden; ich darf nicht nahe an sie hinan kommen. Aemil sieht nichts. Sophie aber saget ihm ins Ohr, was für Mühe er seinem Freunde gemacht hat. Aemil läuft ganz beschämet herzu, nimmt die Pferde, bleibt zurück; es ist billig, daß ein jeder an

die Reihe komme. Er geht zuerst fort, damit er unsere Pferde los werde. Da er Sophien also hinter sich läßt: so findet er das Reiten nicht mehr so bequem. Er kömmt ganz außer Athem wieder zurück, und trifft uns auf dem halben Wege an.

Bey der folgenden Reise will Aemil keine Pferde mehr. „Warum? sage ich zu ihm; „ wir dürfen ja nur einen Diener mit nehmen, der auf sie „Acht hat.„ „Ach! saget er, wollen wir der „ehrwürdigen Familie also noch mehr Last machen? „Sie sehen wohl, sie will alles ernähren, Menschen und Pferde.„ „Es ist wahr, sage ich, sie „haben die edle Gastfreyheit der Dürftigkeit. Die „Reichen, welche bey ihrem Prachte ganz geizig „sind, beherbergen nur ihre Freunde: die Armen „aber beherbergen auch die Pferde ihrer Freunde.„ „Kommen Sie zu Fuße, saget er; haben Sie „nicht das Herz dazu, Sie, die Sie so gern an den „beschwerlichen Vergnügungen Ihres Kindes Theil „nahmen?„ „Recht gern, erwiedere ich den Augenblick; die Liebe will auch nicht, wie es mich „dünket, daß man ihr mit so vielem Geräusche „nachhänge.„

Bey unserer Annäherung finden wir die Mutter und die Tochter noch weiter, als das erste Mal. Wir sind als ein Pfeil gekommen. Aemil ist ganz im Schweiße; eine geliebte Hand geruhet, ihm mit einem Schnupftuche die Backen abzuwischen. Es möchten noch so viele Pferde in der Welt seyn, bevor wir von nun an wieder gereizet würden, uns deren zu bedienen.

Indes-

Indessen ist es doch ziemlich grausam, daß wir niemals den Abend mit einander zubringen können. Der Sommer rücket fort, die Tage fangen an, abzunehmen. Was wir auch immer sagen können, so erlaubet man uns doch niemals, bey Nachte zurück zu kehren; und wenn wir nicht gleich des Morgens kommen, so müssen wir fast eben so bald wieder aufbrechen, als wir gekommen sind. Da man uns vielfältig beklaget, und sich unsertwegen beunruhiget, so denket die Mutter endlich, man könne uns zwar nicht anständiger Weise in dem Hause beherbergen, man könne aber für uns wohl in dem Dorfe ein Nachtlager finden, daß wir zuweilen da schlafen könnten. Bey diesen Worten klopfet Aemil in die Hände, und hüpfet vor Freuden. Sophie aber, ohne daran zu denken, küsset ihre Mutter den Tag, da sie dieses Mittel ausfündig gemacht, ein wenig öfter, als sonst.

Nach und nach werden die Süßigkeit der Freundschaft, die Vertraulichkeit der Unschuld unter uns errichtet und befestiget. Ich komme ordentlich mit meinem Freunde an denen von Sophien oder ihrer Mutter vorgeschriebenen Tagen. Zuweilen lasse ich ihn auch allein gehen. Das Vertrauen erhebt die Seele, und man muß einem Erwachsenen nicht mehr als einem Kinde begegnen; und was würde ich bisher ausgerichtet haben, wenn mein Untergebener nicht meine Hochachtung verdienete? Es geschieht auch zuweilen, daß ich ohne ihn gehe: alsdann ist er traurig und murret nicht. Was würde sein Murren dienen? Und hiernächst so weis er wohl, daß ich seinem Besten nicht schaden werde.

Uebri-

Uebrigens mögen wir zusammen oder allein gehen, so begreift man leicht, daß uns kein Wetter aufhält, und wir sind recht stolz, wenn wir in einem Zustande ankommen, daß man uns beklagen kann. Zum Unglücke untersaget uns Sophie diese Ehre, und verbeut uns, in schlechtem Wetter zu kommen. Dieß ist das einzige Mal, daß ich sie aufrührisch wider die Regeln finde, die ich ihr ingeheim vorsage.

Eines Tages, da er allein hingegangen ist, und ich ihn nur erst den andern Morgen erwarte, sehe ich ihn noch an eben dem Abende ankommen, und ich sage bey dem Umarmen zu ihm: „Wie! werther Aemil, du kömmst wieder zu deinem Freunde?„ Er beantwortet meine Liebkosungen nicht, sondern saget etwas übel aufgeräumet zu mir: „Glauben „Sie nicht, daß ich nach meinem Sinne so bald „wiederkomme; ich komme wider meinen Willen „zurück. Sie hat gewollt, ich soll kommen; ich „komme Sophiens halber, und nicht Ihrentwe„gen.„ Ich werde von dieser ungezwungenen natürlichen Freymüthigkeit gerühret. Ich umarme ihn von neuem, und sage zu ihm: „Freymüthige Seele aufrich„tiger Freund, entzieh mir das nicht, was mir ge„höret. Wenn du ihrentwegen kömmst, so sagest „du es doch meinetwegen. Deine Zurückkunft ist „ihr Werk, deine Freymüthigkeit aber ist meines. „Behalte stets diese edle Redlichkeit schöner Seelen. „Man kann Gleichgültige denken lassen, was sie „wollen; es ist aber ein Verbrechen, wenn man zu„giebt, daß ein Freund uns ein Verdienst aus demje„nigen mache, was wir nicht für ihn gethan haben.„

Ich nehme mich wohl in Acht, daß ich den Werth dieses Geständnisses nicht dadurch in seinen Augen verringere, daß ich mehr Liebe, als Großmuth, darinnen finde, und zu ihm sage, er wolle sich das Verdienst dieser Zurückkunft nicht so sehr benehmen, als es vielmehr Sophien geben. Man sehe aber, wie er mir den Grund seines Herzens entdecket, ohne daran zu denken. Wenn er nach seiner Bequemlichkeit mit langsamen Schritten, und mit seiner Liebe in Gedanken gekommen ist: so ist Aemil nur Sophiens Liebhaber. Kömmt er mit großen Schritten, erhitzt, obgleich ein wenig mürrisch, so ist Aemil der Freund seines Mentors.

Man sieht aus diesen Einrichtungen, daß mein junger Mensch weit entfernet ist, sein Leben bey Sophien zuzubringen, und sie so viel zu sehen, als er wohl wünschete. Eine oder zwo Reisen die Woche schränken die Erlaubnisse ein, die er bekömmt, und seine Besuche, die oft nur von einem einzigen halben Tage sind, erstrecken sich selten bis auf den andern Tag. Er wendet mehr Zeit an, zu hoffen, daß er sie sehen werde, oder sich Glück zu wünschen, daß er sie gesehen habe, als sie in der That zu sehen. Selbst von derjenigen Zeit, die er auf seine Reisen wendet, bringt er weniger bey ihr zu, als sich ihr zu nähern, oder von ihr zu entfernen. Seine wahren, reinen, lieblichen Vergnügungen, die aber mehr eingebildet, als wirklich sind, erregen seine Liebe, ohne daß sie sein Herz weibisch machen.

Die Tage, da er sie nicht sieht, ist er nicht müßig oder sitzt still. An diesen Tagen ist er noch Aemil; er ist nicht ganz verwandelt. Das meiste Mal

Mal durchstreicht er die Felder da herum; er folget seiner Naturgeschichte; er beobachtet, er untersuchet den Boden, was er hervorbringt, wie er gebauet wird; er vergleicht die Arbeiten, die er sieht, mit denen, die er kennet; er suchet die Ursachen dieses Unterschiedes. Wenn er von andern Arten urtheilet, daß sie denen an dem Orte gebräuchlichen vorzuziehen sind, so giebt er sie den Ackersleuten; wenn er eine bessere Art von Pfluge vorschlägt, so läßt er solchen nach seinen Zeichnungen machen; wenn er eine Mergelgrube findet, so lehret er sie den Gebrauch derselben, welcher in diesem Lande noch unbekannt ist. Oftmals leget er selbst Hand an das Werk; sie sind alle erstaunet, daß sie ihn ihre Werkzeuge leichter, als sie thun, führen, tiefere und geradere Furchen, als ihre, ziehen, mit mehr Gleichheit säen, abschüssige Oerter mit mehrerm Verstande einrichten sehen. Sie halten sich nicht über ihn, als einen schönen Ackerbauesschwätzer, auf; sie sehen, daß er den Feldbau wirklich versteht. Mit einem Worte, er erstrecket seinen Eifer und seine Sorgfalt auf alles, was von einem ersten und allgemeinen Nutzen ist; er läßt es so gar nicht einmal dabey bewenden. Er besuchet die Häuser der Bauern, erkundiget sich nach ihrem Zustande, ihren Familien, der Anzahl ihrer Kinder, der Menge ihrer Felder, der Beschaffenheit dessen, was sie hervorbringen, ihrem Absatze, ihrem Vermögen, ihren Abgaben, ihren Schulden, u. d. g. Er giebt wenig Geld, weil er weis, daß solches gemeiniglich übel angewandt ist, sondern er wendet es selbst an, und machet es ih-

nen nützlich, so ungern sie es auch wollten. Er schaffet ihnen Arbeitsleute, und bezahlet ihnen oftmals ihren eigenen Tagelohn für die Arbeiten, die sie nöthig haben. Den einen läßt er seine halb eingefallene Strohhütte wieder aufrichten oder decken; dem andern giebt er eine Kuh, ein Pferd, Vieh von allerhand Art statt dessen, was er verloren hat. Zween Nachbarn stehen auf dem Puncte, einen Proceß mit einander anzufangen; er gewinnt sie, er vergleicht sie. Ein Bauer ist krank geworden; er läßt ihn pflegen und warten; er pfleget ihn selbst [16]). Ein anderer wird von einem mächtigen Nachbar gedrücket; er beschützet und empfiehlt ihn. Arme junge Leute suchen einander zu ehelichen; er hilft sie verheurathen. Eine gute Frau hat ihr liebes Kind verloren; er besuchet sie, er tröstet sie, er geht nicht so bald weg, als er gekommen ist; er verachtet die Dürftigen nicht; er eilet nicht, die Unglücklichen zu verlassen; er nimmt oftmals sein Mittagesbrodt bey denen Bauern ein, welchen er beysteht; er nimmt es auch bey denen ein,

16) Einen kranken Bauern pflegen, heißt nicht, ihm den Leib reinigen, Tropfen eingeben, einen Wundarzt schicken. Alles das brauchen diese kranken Leute bey ihren Krankheiten nicht, sondern eine bessere und reichlichere Nahrung. Andere Leute mögen fasten, wenn sie das Fieber haben: wenn es aber ihre Bauren haben, so gebe man ihnen Fleisch und Wein Fast alle ihre Krankheiten kommen von dem Elende und der Erschöpfung ihrer Kräfte. Ihr bester Trank ist in unserm Keller, und ihr einziger Apotheker muß unser Fleischer seyn.

ein, die seiner nicht bedürfen. Da er der Wohlthäter von einigen, und der Freund von andern wird, so höret er nicht auf, ihres Gleichen zu seyn. Kurz, er thut mit seiner Person eben so viel Gutes, als mit seinem Gelde.

Zuweilen richtet er seine Gänge nach der Seite des glücklichen Aufenthaltes. Er könnte hoffen, Sophien verstohlener Weise zu sehen, sie auf dem Spatziergange zu sehen, ohne gesehen zu werden. Aemil aber geht in seiner Aufführung stets gerade zu; er weis keiner Sache heimlich auszubeugen, und will es auch nicht thun. Er besitzt diejenige liebenswürdige zarte Empfindung, welche der Eigenliebe mit dem guten Zeugnisse seines Gewissens schmeichelt, und sie damit nähret. Er beobachtet seinen Bann nach der Schärfe, und kömmt niemals so nahe, daß er dasjenige von einem ungefähren Zufalle erhielte, was er nur Sophien zu danken haben will. Dafür irret er mit Vergnügen in den umliegenden Gegenden herum; er suchet die Spuren von den Tritten seiner Geliebten, wird von der Mühe, die sie sich genommen hat, und von denen Gängen, die sie aus Gefälligkeit gegen ihn hat thun wollen, gerühret. Den Abend vor denen Tagen, da er sie sehen soll, wird er auf irgend ein benachbartes Gut gehen, und etwas auf Morgen bestellen. Der Spatziergang wird nach der Seite zu hingerichtet, ohne daß es mit Fleiße zu geschehen scheint. Man spricht als von ungefähr ein; man findet Früchte, Kuchen, Sahne. Die genäschige Sophie ist bey diesen Achtsamkeiten nicht unempfindlich, und rühmet unsere Vorsicht willig und gern; denn ich habe

stets

stets mein Theil an dem Complimente, wenn ich auch gleich keinen Antheil an der Sorgfalt hätte, die es zuzieht. Dieß ist ein Umschweif des kleinen Mägdchens, damit es bey dem Danksagen nicht so verlegen sey. Der Vater und ich essen Kuchen, und trinken Wein. Aemil aber ist stets von der Gesellschaft der Frauenspersonen, und steht auf der Hut, einen Teller voll Sahne da zu stehlen, wo Sophie mit dem Löffel eingetunket hat.

Bey Gelegenheit des Kuchens rede ich mit Aemilen von seinem alten Wettlaufen. Man will wissen, was das für ein Wettlaufen gewesen. Ich erzähle es; man lachet darüber. Man fraget ihn, ob er noch laufen könne? „Besser, als jemals, „antwortet er; es würde mich sehr ärgern, wenn „ich es vergessen hätte.„ Jemand von der Gesellschaft hätte große Lust, ihn laufen zu sehen, und getrauet sich nicht, es zu sagen. Ein anderer nimmt den Antrag auf sich; er nimmt ihn an. Man läßt zwey oder drey junge Leute aus der Gegend da herum zusammen kommen; man bestimmet einen Preis; und um den alten Spielen desto besser nachzuahmen, leget man einen Kuchen auf das Ziel. Ein jeder hält sich fertig; der Papa giebt das Zeichen mit einem Händeklopfen. Der behende Aemil durchschneidet die Luft, und findet sich am Ziele der Laufbahne, ehe meine drey Tölpel kaum abgegangen sind. Aemil empfängt den Preis aus Sophiens Händen, und beschenket eben so großmüthig, als Aeneas, alle Ueberwundenen.

Mitten unter dem Glanze des Triumphes getrauet sich Sophie den Sieger heraus zu fodern, und rühmet sich, sie könne eben so gut laufen, als er. Er weigert sich nicht, mit ihr ein Wettrennen zu halten; und unterdessen, daß sie sich zu Rechte machet, in die Laufbahne zu treten, daß sie ihren Rock auf beyden Seiten aufschürzet, und sie, viel begieriger, Aemils Augen ein schönes Bein zu zeigen, als ihn in diesem Kampfe zu überwinden, nachsieht, ob ihre Unterröcke kurz genug sind, saget er der Mutter ein Wort ins Ohr. Sie lächelt und giebt ein Zeichen des Beyfalles. Er stellet sich darauf an die Seite seiner Mitwerberinn, und das Zeichen ist nicht so bald gegeben, so sieht man Sophien abgehen, und wie einen Vogel hin fliegen.

Die Frauenspersonen sind nicht zum Laufen gemacht. Wenn sie fliehen, so geschieht es, um eingeholet zu werden. Das Laufen ist nicht das Einzige, was sie ungeschickt verrichten: es ist aber das Einzige, was sie mit schlechter Annehmlichkeit verrichten. Ihre hinten ausgesteckten und gleichsam an ihren Leib angeleimten Ellbogen geben ihnen eine lächerliche Stellung, und die hohen Absätze, worauf sie gestiegen, lassen sie, wie so viele Heuschrecken aussehen, welche laufen wollen, ohne zu springen.

Aemil, der sich nicht einbildet, daß Sophie besser läuft, als eine andere Frauensperson, hält es nicht der Mühe werth, von seiner Stelle abzugehen, und sieht sie mit einem spöttischen Lächeln abgehen. Allein, Sophie ist flüchtig und trägt nie-

niedrige Absätze. Sie bedarf keiner List, damit es scheine, daß sie einen kleinen Fuß habe. Sie nimmt den Vorsprung mit einer solchen Schnelle, daß er, um diese neue Atalanta einzuholen, nur gerade so viel Zeit hat, als er brauchet, da er sie so weit vor sich sieht. Er geht nunmehr auch ab, wie ein Adler, der auf seinen Raub schießt. Er verfolget sie, spornet sie an, holet sie endlich ganz außer Athem ein, schlägt seinen linken Arm sanft um sie, hebt sie wie eine Feder auf, drücket diese süße Last an sein Herz, und vollführet also den Lauf. Er läßt sie zuerst das Ziel berühren; darauf rufet er: Sophie hat gewonnen, setzet ein Knie vor ihr auf die Erde, und erkennet sich für den Ueberwundenen.

Zu diesen verschiedenen Beschäfftigungen kömmt noch das Handwerk, das wir gelernet haben. Wir, Aemil und ich, gehen wenigstens einen Tag in der Woche, und alle diejenigen, wo das schlimme Wetter uns nicht erlaubet auf dem Felde zu seyn, zu einem Meister in Arbeit. Wir arbeiten daselbst nicht zum Scheine, als Leute, die über diesen Stand sind, sondern in allem Ernste, und als wahre Handwerksleute. Sophiens Vater findet uns einmal, da er uns besuchet, bey der Arbeit, und unterläßt nicht, seiner Frau und seiner Tochter mit Erstaunen zu erzählen, was er gesehen hat. „Gehet nur hin, „saget er, und sehet diesen jungen Menschen in der „Werkstatt; ihr werdet sehen, ob er den Stand „des Armen verachtet!„ Man kann sich einbilden, ob Sophie diese Rede mit Vergnügen anhöret! Man redet wieder davon, man möchte ihn wohl

gern bey der Arbeit überfallen. Man fraget mich aus, ohne sich etwas merken zu lassen; und nachdem man eines von unsern Tagen gewiß geworden, so nehmen Mutter und Tochter eine Kalesche, und kommen an eben dem Tage in die Stadt.

Bey dem Eintritte in die Werkstatt wird Sophie an dem andern Ende eines jungen Menschen in einem Westchen mit nachläßig aufgebundenen Haaren gewahr, der mit demjenigen, was er machet, so beschäfftiget ist, daß er sie nicht sieht. Sie bleibt stehen und giebt ihrer Mutter einen Wink. Aemil machet mit dem Meißel in der einen, und dem Schlägel in der andern Hand ein Zapfenloch fertig. Darauf säget er ein Brett von einander, und leget ein Stück davon unter den Knecht, um es glatt zu machen. Dieser Anblick beweget Sophien nicht zum Lachen; er rühret sie; er ist ehrwürdig. Frau, ehre dein Haupt; er arbeitet für dich, er gewinnt dir dein Brodt, er ernähret dich; das ist der Mann.

Unterdessen daß sie aufmerksam sind, ihn zu betrachten, werde ich sie gewahr; ich zupfe Aemilen bey dem Aermel. Er drehet sich um, sieht sie, wirft sein Handwerkszeug hin, und schießt mit einem Freudengeschreye auf sie zu. Nachdem er sich seinen ersten Entzückungen überlassen, so läßt er sie sich niedersetzen, und nimmt seine Arbeit wiederum vor. Sophie aber kann nicht sitzen bleiben. Sie steht mit Lebhaftigkeit auf, läuft in der ganzen Werkstatt herum, untersuchet das Handwerkszeug, berühret die glatte Fläche der Bretter, nimmt die Hobelspäne von der Erde auf, besieht unsere

sere Hände, und saget darauf, sie wäre diesem Handwerke gut, weil es reinlich wäre. Die Schäferinn versuchete so gar, es Aemilen nachzuthun. Sie stößt mit ihrer weißen und schwachen Hand einen Hobel auf dem Brette hin. Der Hobel glitschet fort und fasset nicht ein. Ich glaube, ich sehe den Liebesgott in den Lüften lachen, und mit den Flügeln schlagen; ich höre ihn ein Freudengeschrey erheben und sagen: Herkules ist gerächet.

Indessen fraget die Mutter den Meister: „Meister Tischer, wie viel giebt er diesen Gesellen „da Lohn?„ —— „Madame, ich gebe ihnen ei„nem jeden täglich sechs Groschen und die Kost: „wenn dieser junge Mensch aber wollte, so könnte „er viel mehr verdienen; denn er ist der beste Ar„beiter im ganzen Lande.„ —— „Sechs Gro„schen täglich und die Kost!„ saget die Mutter, wobey sie uns mit gerührtem Herzen ansieht. „So „ist es, Madame:„ erwiedert der Meister. Bey diesen Worten läuft sie zu Aemilen, umarmet ihn, drücket ihn an ihre Brust, und vergießt Thränen über ihn. Sie kann weiter kein Wort sagen, als daß sie vielmals wiederholet: Mein Sohn! o mein Sohn!

Nachdem sie einige Zeit zugebracht, mit uns zu schwatzen, ohne uns aber abzuhalten: so saget die Mutter zur Tochter: „Wir müssen gehen, es „wird spät; wir dürfen nicht auf uns warten las„sen.„ Darauf nahet sie sich Aemilen, giebt ihm einen kleinen Schlag auf die Backen und saget zu ihm: „Nun, guter Arbeiter, wollen Sie nicht

„mit uns kommen?„ Er antwortet mit einem sehr traurigen Tone: „Ich bin versprochen, fragen „Sie den Meister.„ Man fraget den Meister, ob er uns wohl geben lassen wolle. Er antwortet, er könne nicht. „Ich habe, saget er, dringende Ar„beit, die ich übermorgen liefern muß. Weil ich „auf diese Herren gerechnet, so habe ich andere Ge„sellen ausgeschlagen, die sich angegeben haben. „Wenn mir diese abgehen: so weis ich nicht mehr, „wo ich andere hernehmen soll, und ich werde die „Arbeit an dem versprochenen Tage nicht liefern „können.„ Die Mutter erwiedert nichts darauf; sie wartet, daß Aemil reden soll. Aemil schlägt die Augen nieder und schweigt. „Haben Sie nichts „darauf zu sagen?„ saget die Mutter zu ihm ein wenig erstaunet über dieses Stillschweigen. Aemil sieht die Tochter zärtlich an, und antwortet nur diese Worte: „Sie sehen wohl, ich muß bleiben.„ Hierauf gehen die Frauenzimmer fort, und verlassen uns. Aemil begleitet sie bis an die Thüre, folget ihnen mit den Augen nach, so weit er kann, seufzet und kömmt wieder an seine Arbeit, ohne ein Wort zu sagen.

Unterwegens redet die etwas aufgebrachte Mutter mit ihrer Tochter von diesem wunderlichen Verfahren. „Wie! saget sie, war es denn so schwer, „den Meister zu vergnügen, ohne eben verbunden „zu seyn, da zu bleiben; und dieser so verschwen„dertsche junge Mensch, der das Geld ohne Noth „weggiebt, weis solches nicht mehr bey schicklichen „Gelegenheiten zu finden.„ — „O Mama, „antwortet Sophie, Gott wolle nicht, daß Aemil

„dem

„dem Gelde so viel Kraft gebe, daß er sich dessen „bediene, eine persönliche Verbindung zu zerreißen, „sein Wort ungestrafet zu brechen, und einen an„dern auch seines brechen zu lassen! Ich weis, er „würde dem Handwerksmanne den geringen Nach„theil leichtlich vergüten, den ihm seine Abwesen„heit verursachete: indessen aber würde er seine „Seele dem Reichthume unterwerfen; er würde „sich gewöhnen, ihn an die Stelle seiner Pflichten „zu setzen, und zu glauben, man sey von allem frey, „wenn man nur bezahle. Aemil hat andere Den„kungsarten, und ich hoffe, ich werde nicht Ursa„che seyn, daß er solche verändere. Glauben Sie „wohl, daß es ihm nichts gekostet hat, da zu blei„ben? Betriegen Sie sich darinnen nicht, Ma„ma; er bleibt meinetwegen; ich habe es in sei„nen Augen wohl gesehen.„

Es ist eben nicht, daß Sophie wegen der wahren Sorgen der Liebe gelinde sey und nachsehe. Sie ist Gegentheils vielmehr gebietherisch, fordert viel. Sie würde lieber nicht geliebet seyn wollen, als mäßig geliebet werden. Sie hat den edlen Stolz der Verdienste, die sich fühlen, die sich hochschätzen, und die geehret seyn wollen, wie sie sich ehren. Sie würde ein Herz verachten, welches nicht allen Werth des ihrigen empfände, welches sie nicht wegen ihrer Tugenden eben so sehr, und noch mehr liebete, als wegen ihrer Reizungen; ein Herz, welches ihr nicht seine eigene Pflicht vorzöge, und welches nicht einer jeden andern Sache sie vorzöge. Sie hat keinen Liebhaber gewollt, der sonst kein Gesetz kennete, als ihres. Sie will über einen Mann

herrschen, den sie nicht verunstaltet hat. So verachtet Circe die Gefährten des Ulysses, nachdem sie solche geringschätzig gemacht hat, und ergiebt sich ihm allein, den sie nicht hat verändern können.

Dieses unverbrüchliche und heilige Recht aber bey Seite gesetzet, ist sie über die Maßen auf alle ihre Rechte eifersüchtig. Sie spähet aus, wie gewissenhaft Aemil solche in Ehren hält, mit was für Eifer er ihren Willen vollbringt; mit was für Geschicklichkeit er solchen erräth, mit was für Wachsamkeit er in dem vorgeschriebenen Augenblicke ankömmt; sie will nicht, daß er später, noch daß er früher komme; sie will, er soll genau seyn. Eher kommen, das heißt, sich ihr vorziehen, später kommen, das heißt sie hindan setzen. Sophien hindan setzen! Das dürfte nicht zweymal geschehen. Der ungerechte Verdacht wegen des einen Males, hat bey nahe alles verderbet: aber Sophie ist billig, und weis ihr Unrecht wohl wieder gut zu machen.

Wir werden an einem Abende erwartet. Aemil hat Befehl erhalten. Man geht uns entgegen; wir kommen nicht an. Wie ist es ihnen ergangen? Was für ein Unglück ist ihnen begegnet? Es kömmt niemand von ihnen! Der Abend vergeht mit dem Warten auf uns. Die arme Sophie hält uns für todt. Sie ist trostlos, sie ängstiget sich, sie bringt die Nacht mit Weinen zu. Man hat gleich den Abend einen Bothen abgeschicket, sich nach uns zu erkundigen, und den andern Morgen früh Zeitung von uns zu bringen. Der Bothe kömmt in Begleitung eines andern von unse-

rer

rer Seite zurück, der uns mündlich entschuldiget, und saget, wir befinden uns wohl. Einen Augenblick darnach erscheinen wir selbst. Nunmehr verändert sich der Schauplatz. Sophie trocknet ihre Thränen ab, oder wenn sie welche vergießt, so ist es aus Grimme. Ihr hochmüthiges Herz hat nichts mit der Beruhigung wegen unsers Lebens gewonnen. Aemil lebet, und hat vergebens auf sich warten lassen.

Bey unserer Ankunft will sie sich einschließen. Man will, sie soll bleiben; sie muß bleiben. Sie ergreift aber den Augenblick ihre Partey; sie befleißiget sich eines ruhigen und zufriedenen Wesens, welches andere täuschen würde. Der Vater kömmt uns entgegen und saget: „Sie haben Ihre Freun„de in Angst gehalten; es giebt hier Leute, die „Ihnen nicht so leichtlich verzeihen werden.„ — „Wer denn, Papa?„ saget Sophie mit einer Art des allerannuthigsten Lächelns, das sie nur hat annehmen können. „Was geht es dich an, antwor„tet der Vater, wenn du es nur nicht bist?„ Sophie erwiedert nichts, und schlägt die Augen nieder auf ihre Arbeit. Die Mutter empfängt uns mit einem kaltsinnigen und gesetzten Wesen. Aemil ist verlegen, und getrauet sich nicht, Sophien anzureden. Sie redet ihn zuerst an, fraget ihn, wie er sich befinde, nöthiget ihn, sich zu setzen, und verstellet sich so gut, daß der arme junge Mensch, der noch nichts von der Sprache der gewaltsamen Leidenschaften versteht, sich von diesem kalten Geblüte verführen läßt, und fast auf dem Puncte steht, selbst dadurch aufgebracht zu werden.

Um ihn aus dem Irrthume zu bringen, will ich Sophiens Hand nehmen; ich will meine Lippen darauf drücken, wie ich zuweilen thue: sie zieht sie plötzlich zurück, mit einem so sonderbar ausgesprochenen Worte, Mein Herr, daß diese Bewegung wider ihren Willen sie den Augenblick in Aemils Augen verräth.

Sophie selbst zwingt sich weniger, da sie sieht, daß sie sich verrathen hat. Ihr scheinbares kaltes Geblüt verändert sich in eine ironische Verachtung. Sie antwortet auf alles, was man ihr saget, mit einsylbichten Wörtern, die sie mit einer langsamen und zaghaften Stimme ausspricht, als wenn sie befürchtete, sie möchte den Accent des Unwillens gar zu sehr durchbrechen lassen. Aemil ist vor Schrecken halb todt; er sieht sie mit Schmerzen an, und bemühet sich, sie zu vermögen, die Augen auf seine zu werfen, um darinnen seine wahren Gesinnungen desto besser zu lesen. Sophie, die durch sein Vertrauen nur mehr gereizet wurde, schießt einen Blick auf ihn, welcher ihm die Lust benimmt, noch um einen andern anzuhalten. Der ganz bestürzte Aemil getrauet sich nicht mehr, zum höchsten Glücke für ihn, weder mit ihr zu reden, noch sie anzusehen: denn wäre er nicht schuldig gewesen, sie würde ihm niemals verziehen haben, wenn er ihren Zorn hätte ertragen können.

Da ich nunmehr sehe, daß die Reihe an mir und es Zeit ist, sich zu erklären: so komme ich wieder zu Sophien. Ich nehme sie wieder bey der Hand, die sie nicht mehr zurück zieht; denn sie ist bereit, sich übel zu befinden. Ich sage mit

Sanft-

Sanftmuth zu ihr: „Liebste Sophie, wir sind „unglücklich, aber Sie sind vernünftig und billig; „Sie werden uns nicht verurtheilen, ohne uns zu „hören. Hören Sie uns.„ Sie antwortet nichts und ich rede so.

„Wir sind gestern um vier Uhr abgegangen; „es war uns vorgeschrieben, wir sollten um sieben „ankommen, und wir nehmen uns stets mehr Zeit, „als wir nöthig haben, damit wir uns ausruhen, „wenn wir hier in die Nähe kommen. Wir hatten „schon drey Viertheil des Weges zurück geleget, als „uns schmerzhafte Klagen in die Ohren fielen. Sie „kamen aus einem engen Wege des Hügels in eini„ger Entfernung von uns. Wir laufen dem Ge„winsel nach; wir finden einen unglücklichen Bauer, „der ein wenig von Weine berauschet aus der Stadt „nach Hause geritten, und so ungeschickt von seinem „Pferde gefallen war, daß er sich das Bein zerbro„chen hatte. Wir rufen, wir schreyen nach Bey„stande; es antwortet niemand. Wir versuchen, „den verletzeten Mann wieder auf sein Pferd zu brin„gen: wir können aber damit nicht zu Stande kom„men. Bey der geringsten Bewegung leidet der „Unglückliche entsetzliche Schmerzen. Wir ergrei„fen die Partey, das Pferd in dem Holze an einem „versteckten Orte anzubinden; darauf machen wir „eine Trage aus unsern Armen, setzen den Verwun„deten darauf, und tragen ihn so sanft, als es nur „möglich ist, nach seiner Anweisung von dem We„ge, den man nehmen muß, um nach seinem Hause „zu kommen. Der Weg war lang, wir mußten „uns vielmals ausruhen. Endlich kommen wir

„ganz

„ganz abgemattet an. Wir finden mit einem bit„tern Erstaunen, daß wir das Haus schon kannten, „und daß der elende Mann, den wir mit so vieler „Mühe trugen, eben der war, der uns an dem Ta„ge unserer ersten Ankunft allhier so herrlich aufge„nommen hatte. In der Unruhe, worinnen wir „alle waren, hatten wir einander nicht eher erkannt, „als diesen Augenblick.

„Er hatte nur zwey kleine Kinder. Seine „Frau, die auf dem Puncte stund, ihn mit einem „dritten zu beschenken, erschrack dergestalt, da sie „ihn ankommen sah, daß sie Wehen fühlete, und „wenig Stunden darnach niederkam. Was war „bey diesem Zustande in einer abgelegenen Hütte zu „thun, wo man keinen Beystand hoffen konnte? „Aemil nahm das Pferd, welches wir in dem Holze „gelassen hatten, setzete sich darauf, eilete sporen„streichs nach der Stadt, und suchete einen Wund„arzt. Er gab dem Wundarzte das Pferd, und da „er nicht alsbald eine Wartfrau hatte finden können, „so kam er zu Fuße mit einem Bedienten wieder, „nachdem er einen eigenen Bothen an Sie abgefer„tiget hatte. Unterdessen wußte ich mir, zwischen „einem Manne, der das Bein gebrochen hatte, und „einer Frau in Kindesnöthen, weder recht zu ra„then, noch zu helfen, wie Sie leicht glauben „können. Gleichwohl machete ich im Hause alles „zu Rechte, was ich nur vorher sehen konnte, daß „es zum Beystande beyder nöthig wäre.

„Ich will Ihnen von dem Uebrigen keine um„ständliche Beschreibung machen; es ist nicht die „Frage davon. Es war um zwey Uhr nach Mitter„nacht,

„nacht, ehe wir einer oder der andere einen Augen„blick Ruhe bekamen. Endlich sind wir noch vor „Tage in unserm Aufenthalte allhier nahe bey ange„kommen, wo wir auf die Stunde gewartet, da sie „aufgestanden wären, um Ihnen von unserm Zu„falle Rechenschaft zu geben.„

Ich schweige still und setze nichts weiter hinzu. Ehe aber jemand redet, nähert sich Aemil seiner Geliebten, erhebt seine Stimme und saget mit mehr Standhaftigkeit, als ich mich deren versehen hatte: „Sie sind die Schiedesrichterinn meines Schicksa„les, Sophie; Sie wissen es wohl. Sie kön„nen mich vor Schmerzen sterben lassen: hoffen „Sie aber nicht, mich die Gerechtsamen der Mensch„lichkeit vergessen zu lassen; sie sind mir heiliger, „als Ihre; ich werde solchen Ihrentwegen nie„mals entsagen.„

Sophie steht bey diesen Worten auf, schlägt ihm, anstatt zu antworten, einen Arm um den Hals, giebt ihm einen Kuß auf den Backen, reichet ihm darauf mit einer nicht nachzuahmenden Anmuth die Hand, und saget zu ihm: „Aemil, nimm diese Hand, sie ist dein. Sey, „wann du willst, mein Mann und mein Herr. Ich „werde mich bemühen, diese Ehre zu verdienen.„

Kaum hat sie ihn umarmet, so klopfet der entzückte Vater in die Hände und ruft, noch mal, noch mal; und Sophie läßt sich nicht viel bitten, sondern giebt ihm sogleich zween Küsse auf den anderen Backen: fast in eben dem Augenblicke aber flüchtet sie sich erschrocken über alles, was sie gethan hat, in die Arme ihrer Mutter, und ver-

birgt ihr vor Scham feuerrothes Gesicht in diesem mütterlichen Busen.

Ich werde die allgemeine Freude nicht beschreiben; ein jeder muß sie empfinden. Nach der Mittagesmahlzeit fraget Sophie, ob es zu weit seyn würde, wenn man hingienge, die armen Kranken zu besuchen. Sophie verlanget es, und es ist ein gutes Werk; man geht dahin. Man findet sie in zweyen unterschiedenen Betten. Aemil hatte eines davon dahin bringen lassen. Man findet Leute um sie, ihnen beyzustehen. Aemil hatte dafür gesorget. Uebrigens aber sind beyde so schlecht gebettet, daß sie fast eben so viel von ihrer Unbequemlichkeit, als von ihrem Zustande, ausstehen. Sophie läßt sich eine Schürze von der guten Frau geben, und leget sie in ihrem Bette zu Rechte; sie thut darauf eben das bey dem Manne. Ihre sanfte und leichte Hand weis alles das zu suchen, was sie verletzet, und ihre schmerzhaften Glieder weicher liegen zu lassen. Sie empfinden schon bey ihrer Annäherung Linderung; man sollte sagen, sie erriethe alles, was ihnen weh thäte. Dieses so zarte Mägdchen wird weder durch die Unsauberkeit, noch durch den übeln Geruch abgeschrecket, und läßt beydes verschwinden, ohne daß sie jemand dabey brauchet, und ohne daß die Kranken geängstet werden. Sie, die man stets so sittsam und zuweilen so verachtend gesehen, sie, die um aller Welt willen nicht mit einer Fingerspitze das Bette eines Mannes würde angerühret haben, kömmt wieder und machet ohne das geringste Bedenken dem Verwundeten das Bette anders, und leget ihn in eine bequemere Stellung, damit

mit er lange darinnen bleiben kann. Der Eifer der christlichen Liebe ist doch wohl so viel werth, als die Sittsamkeit. Was sie thut, das thut sie so leicht, und mit so vieler Geschicklichkeit, daß er Linderung spühret, ohne fast einmal wahrgenommen zu haben, daß man ihn angerühret hat. Die Frau und der Mann segnen einstimmig das liebenswürdige Mägdchen, welches sie bedienet, welches sie beklaget, welches sie tröstet. Es ist ein Engel vom Himmel, den ihnen Gott schicket. Es hat dessen Gestalt und Anmuth, es hat dessen Freundlichkeit und Güte. Der erweichte Aemil betrachtet sie stillschweigend. Mann, liebe deine Gehülfinn: Gott gab sie dir, dich in deinen Mühseligkeiten zu trösten, dir deine Uebel zu lindern: das ist die Frau.

Man läßt das neugeborene Kind taufen. Die beyden Liebenden halten es über die Taufe, und brennen im Grunde ihres Herzens vor Begierde, andern eben das zu thun zu geben. Sie trachten nach dem verlangeten Augenblicke; sie glauben, ihn zu berühren; alle Bedenklichkeiten Sophiens sind gehoben; aber die meinigen kommen. Sie sind noch nicht da, wo sie denken: es muß ein jeder an die Reihe.

An einem Morgen, da sie sich seit zweenen Tagen nicht gesehen hatten, trete ich mit einem Briefe in der Hand in Aemilens Zimmer, und sage zu ihm, indem ich ihn steif ansehe: „Was würden „Sie thun, wenn man Ihnen meldete, Sophie „sey gestorben?„ Er erhebt ein grosses Geschrey, steht auf, wobey er die Hände zusammen schlägt,

und

und sieht mich, ohne ein einziges Wort zu sagen, mit einem wilden Auge an. „Antworten Sie „doch:„ fahre ich mit eben der Gelassenheit fort. Darauf nahet er sich, durch mein kaltes Geblüt entrüstet, mit von Zorne funkelnden Augen, und bleibt in einer fast drohenden Stellung stehen: „Was ich thun würde .... das weis ich nicht: „aber das weis ich, ich würde in meinem Leben den„jenigen nicht wieder sehen, der es mir würde ge„meldet haben.„ — „Fassen Sie sich,„ antworte ich ihm mit Lächeln: „sie lebet, sie befindet „sich wohl, sie denket an Sie, und wir werden „diesen Abend erwartet. Aber kommen Sie, wir „wollen einen Spatziergang thun, und mit ein„ander schwatzen.„

Die Leidenschaft, wovon er vorher eingenommen ist, erlaubet ihm nicht mehr, sich, wie zuvor, bloß vernunftmäßigen Unterredungen zu ergeben. Man muß ihn durch eben diese Leidenschaft einnehmen, auf meine Lehren aufmerksam zu seyn. Dieß habe ich durch diesen erschrecklichen Eingang gethan; ich bin gegenwärtig gewiß versichert, er werde mich hören.

„Man muß glücklich seyn, werthester Aemil; „das ist der Endzweck eines jeden vernünftigen We„sens; das ist die erste Begierde, welche uns die „Natur eindrückete, und die einzige, die uns nie„mals verläßt. Wo ist aber die Glückseligkeit? „Wer weis sie? Ein jeder suchet sie, und niemand „findet sie. Man vernutzet sein Leben, ihr nachzu„jagen, und man stirbt, ohne sie erreichet zu haben. „Mein junger Freund, als ich bey deiner Geburt

„dich

„dich in meine Arme nahm, und mit Anrufung des „höchsten Wesens zum Zeugen der Verbindung, die „ich einzugehen mich unterfieng, meine Tage der „Glückseligkeit der deinigen gelobete; wußte ich da „wohl selbst, wozu ich mich verband? Nein: ich „wußte nur bloß, daß, wenn ich dich glücklich ma„chete, ich auch gewiß glücklich seyn würde. Da „ich diese nützliche Aufsuchung für dich anstellete, so „machete ich sie allen beyden gemein.

„So lange wir nicht wissen, was wir thun sol„len: so besteht die Weisheit darinnen, daß wir „in der Unthätigkeit bleiben. Dieß ist von allen „Grundregeln diejenige, welche der Mensch am mei„sten brauchet, und der er am wenigsten zu folgen „weis. Die Glückseligkeit suchen, ohne zu wissen, „wo sie ist, heißt sich dem Zufalle aussetzen, sie zu „fliehen; heißt eben so viele Gefahr laufen, als es „Wege giebt, sich zu entfernen. Es gehöret aber „nicht für jedermann, daß er weis, nicht zu han„deln. Bey der Unruhe, worinnen uns die hef„tige Begierde zum Wohlseyn hält, wollen wir uns „lieber betriegen, demselben nachzujagen, als nichts „thun, um es zu suchen; und wenn wir einmal „aus der Stelle gegangen sind, wo wir es erkennen „lernen können, so wissen wir nicht wieder dahin „zurück zu kehren.

„Mit eben der Unwissenheit versuchete ich, eben „den Fehler zu vermeiden. Da ich Sorge für dich „trug, so entschloß ich mich, nicht einen unnützen „Schritt zu thun. Ich hielt mich so lange auf dem „Wege der Natur, bis sie mir den Weg zur Glück„seligkeit zeigete. Es hat sich gefunden, daß er

„eben derselbe war, und daß ich ihm gefolget bin, „da ich nicht daran gedacht habe.

„Sey mein Zeuge, sey mein Richter, ich wer„de dich niemals ausschlagen. Deine ersten Jahre „sind nicht denjenigen aufgeopfert worden, welche „ihnen folgen sollten; du hast aller Güter genos„sen, welche die Natur dir gegeben hatte. Von „denen Uebeln, denen sie dich unterwarf, und wo„vor ich dich habe verwahren können, hast du nur „diejenigen empfunden, welche dich zu andern ab„härten konnten. Du hast niemals eines erduldet, „als um ein größeres zu vermeiden. Du hast we„der den Haß, noch die Sclaverey gekannt. Frey „und zufrieden bist du gerecht und gut, geblieben: „denn die Pein und das Laster sind unzertrennlich, „und niemals wird der Mensch boshaft, als wenn „er unglücklich ist. Möchte sich doch das Anden„ken deiner Kindheit bis auf deine alten Tage ver„längern! Ich befürchte nicht, daß sich dein gu„tes Herz jemals solcher erinnere, ohne der Hand „einigen Segen zu geben, welcher sie regierete.

„Als du in die vernünftigen Jahre getreten bist, „so habe ich dich vor der Meynung der Menschen „gesichert. Als dein Herz empfindlich geworden, „so habe ich dich vor der Herrschaft der Leidenschaf„ten verwahret. Hätte ich diese innerliche Stille „bis an das Ende deines Lebens verlängern kön„nen: so würde ich mein Werk in Sicherheit gese„tzet haben, und du würdest stets so glücklich gewe„sen seyn, als es nur irgend ein Mensch seyn kann. „Aber, mein theurer Aemil, ich habe immerhin „deine Seele in den Styx tauchen mögen, ich habe

„sie nicht überall unverletzlich machen können. Es „erhebt sich ein neuer Feind, den du noch nicht „überwinden gelernet hast. Dieser Feind bist du „selbst. Die Natur und das Glück hatten dich frey „gelassen. Du konntest das Elend ausstehen; du „konntest die Schmerzen des Leibes ertragen; die „Schmerzen der Seele waren dir unbekannt; du „hiengest an nichts, als an dem menschlichen Zu„stande; und jetzo hängst du an allen denen Erge„benheiten, die du dir gemacht hast. Da du be„gehren gelernet hast, so hast du dich zum Sclaven „deiner Begierden gemacht. Ohne daß sich etwas „in dir verändert, ohne daß dich etwas beleidiget, „ohne daß etwas dein Wesen berühret; was für „Schmerzen können deine Seele angreifen! Was „für Uebel kannst du empfinden, ohne krank zu seyn! „Was für Tode kannst du leiden, ohne zu sterben! „Eine Lüge, ein Irrthum, ein Zweifel kann dich zur „Verzweifelung bringen.

„Du sahst auf der Schaubühne die den äusser„sten Schmerzen überlassenen Helden den Schauplatz „mit ihrem unvernünftigen Geschreye erfüllen, sich „als Weiber betrüben, als Kinder weinen, und al„so den öffentlichen Beyfall verdienen. Erinnere „dich des Aergernisses, welches dir diese Klagelie„der, dieses Geschrey, dieses Wehklagen bey Män„nern verursachete, von denen man nur Handlun„gen der Beständigkeit und Standhaftigkeit erwar„ten sollte. Wie! sagetest du ganz ungehalten, „sind das die Beyspiele, die man uns zur Nachfol„ge giebt, die Muster, die man uns zur Nachah„mung vorleget! Fürchtet man sich, der Mensch

„sey nicht klein genug, nicht unglücklich genug, nicht „schwach genug, wenn man nicht noch seiner „Schwachheit unter dem falschen Bilde der Tugend „räuchert? Mein junger Freund, sieh hinführo „der Schaubühne etwas mehr nach; du bist einer „von ihren Helden geworden.

„Du weißt zu leiden und zu sterben; du weißt „das Gesetz der Nothwendigkeit in den physikalischen „Uebeln auszustehen; du hast aber noch nicht den „Begierden deines Herzens Gesetze aufgeleget; und „die Unruhe unsers Lebens entspringt mehr von un„sern Neigungen, als von unsern Bedürfnissen. „Unsere Begierden sind ausgedehnet, unsere Stärke „ist fast nichts. Der Mensch hängt durch seine „Wünsche an tausenderley Dinge, und durch sich „selbst an nichts; auch nicht einmal an seinem ei„genen Leben. Je mehr er seine Ergebenheiten „vermehret, desto mehr vervielfältiget er seine Pein. „Alles geht auf der Erde nur dahin; alles, was „wir lieben, wird uns über kurz oder lang ent„rinnen, und wir hängen daran, als wenn es „ewig dauren sollte. Was für ein Schrecken bey „der bloßen Muthmaßung von Sophiens Tode! „Hast du dir denn Rechnung gemacht, daß sie ewig „leben würde? Stirbt niemand in ihrem Alter? „Sie muß sterben, mein Kind, und vielleicht vor „dir. Wer weis, ob sie gegenwärtig noch lebet? „Die Natur hatte dich nur einem einzigen Tode un„terworfen; du hast dich einem zweyten unter„worfen: da bist du nun in dem Falle, zweymal „zu sterben.

„Da

„Da du deinen unregelmäßigen Leidenschaften „also unterworfen bist, was wirst du zu klagen übrig „haben? Es wird stets Beraubungen, stets Ver„lust, stets Unruhen geben. Du wirst so gar nicht „einmal dessen genießen, was dir gelassen seyn wird. „Die Furcht, alles zu verlieren, wird dich verhin„dern, etwas zu besitzen. Weil du nur deinen Lei„denschaften hast folgen wollen, so wirst du sie nie„mals befriedigen können. Du wirst stets die Ru„he suchen; sie wird stets vor dir fliehen; du „wirst elend seyn und du wirst boshaft werden; und „wie könntest du es nicht seyn, da du kein anderes „Gesetz, als deine ungezähmten Begierden hast? „Wenn du keine Beraubungen wider deinen Willen „ertragen kannst; wie wirst du dir freywillig wel„che auflegen? Wie wirst du der Pflicht die Nei„gung aufzuopfern, und deinem Herzen zu widerste„hen wissen, um deiner Vernunft Gehör zu geben? „Du, der du schon denjenigen nicht mehr sehen „willst, der dir den Tod deiner Geliebten melden „wird; wie würdest du denjenigen sehen, der sie „dir lebendig nehmen wollte? denjenigen, der sich „unterstünde, dir zu sagen, sie ist todt für dich, „die Tugend trennet dich von ihr? Wenn man mit „ihr leben muß, es geschehe auch, was da wolle, „Sophie möge verheurathet seyn, oder nicht, du „mögest frey seyn, oder nicht frey seyn, sie mö„ge dich lieben oder dich hassen, man möge sie „dir bewilligen oder sie dir abschlagen, das thut „nichts, du willst sie, man muß sie besitzen, es ko„ste auch, was es wolle: Lehre mich denn doch, „bey welchem Verbrechen wird derjenige stehen blei-

„ben, der kein anderes Gesetz hat, als die Wün„sche seines Herzens, und nichts von demjenigen zu „widerstehen weis, was er begehret?

„Mein Kind, es giebt keine Glückseligkeit ohne „Herzhaftigkeit, und keine Tugend ohne Kampf. „Das Wort Tugend (vertu) kömmt von Stärke „(force); die Stärke ist der Grund aller Tugend. „Die Tugend gehöret nur einem seiner Natur nach „schwachen, und seinem Willen nach starken Wesen „zu. Hierinnen besteht das Verdienst des gerech„ten Mannes; und ob wir gleich Gott gut nennen, „so nennen wir ihn doch nicht tugendhaft, weil er „keiner Bemühung nöthig hat, gut zu thun. Um „dir dieses so entweihete Wort zu erklären, habe ich „so lange gewartet, bis du im Stande wärest, mich „zu verstehen. So lange die Tugend nichts kostet „auszuüben, so bedarf man wenig, sie zu kennen. „Dieses Bedürfniß kömmt, wenn die Leidenschaften „erwachen. Es ist für dich schon gekommen.

„Da ich dich in aller Einfalt der Natur erzo„gen: so habe ich dir nichts von den beschwerli„chen Pflichten vorgeprediget, sondern dich dafür „vor denen Lastern verwahret, welche diese Pflich„ten beschwerlich machen; ich habe dir das Lügen „nicht so wohl verhaßt, als vielmehr unnütz ge„macht, ich habe dich nicht so wohl gelehret, einem „jeden das zu geben, was ihm zukömmt, als viel„mehr dich nur um das zu bekümmern, was dir ge„höret. Ich habe dich vielmehr gut, als tugend„haft, gemacht: derjenige aber, der bloß gut ist, „bleibt nur so lange so, als er Vergnügen daran „hat, es zu seyn. Die Güte zerbricht und vergeht

„unter

„unter dem Stoße menschlicher Leidenschaften; der „Mensch, der nur gut ist, ist bloß für sich gut.

„Wer ist also der tugendhafte Mensch? Es ist „derjenige, der seine Neigungen zu überwinden „weis. Denn alsdann folget er seiner Vernunft, „seinem Gewissen; er thut seine Pflicht, er hält „sich in der Ordnung, und nichts kann ihn davon „entfernen. Bis hieher warest du nur zum Schei- „ne frey; du hattest bloß die aus Gnaden verlie- „hene Freyheit eines Sclaven, dem man nichts be- „fohlen hat. Jetzo sey in der That frey, lerne „dein eigener Herr werden, befiehl deinem Herzen, „o Aemil! und du wirst tugendhaft seyn.

„Hier hast du also noch ein anderes Lehrjahr „auszustehen, und dieses Lehrjahr ist beschwerli- „cher, als das erste. Denn die Natur befreyet „uns von denen Uebeln, die sie uns aufleget, oder „lehret uns solche ertragen: sie saget uns aber „nichts wegen derjenigen, die von uns herkommen. „Sie überläßt uns uns selbst; sie läßt uns als „Schlachtopfer unsern eiteln Schmerzen unterliegen, „und uns noch derer Thränen rühmen, deren wir „uns hätten schämen sollen.

„Dieß ist hier deine erste Leidenschaft. Sie „ist die einzige vielleicht, die deiner würdig ist. „Wenn du sie als ein Mann zu regieren weißt, so „wird sie die letzte seyn; du wirst alle andere un- „ter das Joch bringen, und du wirst nur der Tu- „gend gehorchen.

„Diese Leidenschaft ist nicht strafbar, ich weis „es wohl; sie ist so rein, als die Seelen, die sie „empfinden. Die Ehrbarkeit hat sie gebildet, die

„Unschuld genähret. Glückliche Liebende! Die „Reizungen der Tugend vermehren für euch die Rei„zungen der Liebe; und das sanfte Band, welches „euch erwartet, ist nicht weniger der Lohn eurer „Weisheit, als eurer Ergebenheit. Sage mir „aber, aufrichtiger Mann, hat diese so reine Leiden„schaft dich deswegen weniger unter das Joch ge„bracht? Bist du deswegen weniger zum Sclaven „geworden; und wenn sie morgen aufhörete, un„schuldig zu seyn, würdest du sie auch morgen gleich „ersticken? Jetzo ist der Augenblick, deine Kräfte „zu versuchen; es ist nicht mehr Zeit, wenn man „sie anwenden muß. Diese gefährlichen Versuche „müssen fern von der Gefahr gemacht werden. „Man übet sich nicht zum Treffen in Gegenwart „des Feindes; man bereitet sich vor dem Kriege „dazu; man stellet sich dazu schon ganz vorbe„reitet.„

„Es ist ein Irrthum, daß man die Leidenschaf„ten in erlaubete und verbothene eintheilet, um sich „den erstern zu überlassen, und den andern zu ent„ziehen. Alle sind gut, wenn man Herr darüber „bleibt, alle sind böse, wenn man sich davon un„terthänig machen läßt. Es ist uns von der Natur „verbothen, unsere Ergebenheiten weiter zu erstrecken, „als unsere Kräfte: von der Vernunft ist uns verbo„then, dasjenige zu wollen, was wir nicht erlan„gen können: von dem Gewissen ist uns verbo„then, nicht eben versuchet zu werden, sondern „uns von den Versuchungen überwinden zu lassen. „Es kömmt nicht auf uns an, Leidenschaften zu ha„ben, oder nicht zu haben: aber es kömmt auf

„uns

„uns an, über sie zu regieren. Alle Empfindun„gen, die wir beherrschen, sind rechtmäßig; alle die„jenigen, die uns beherrschen, sind strafbar. Ein „Mensch ist nicht strafbar, daß er die Frau ei„nes andern liebet, wenn er diese unglückliche „Leidenschaft dem Gesetze der Pflicht unterworfen „hält: er ist aber strafbar, wenn er seine eigene „Frau so sehr liebet, daß er alles dieser Liebe auf„opfert.

„Erwarte von mir keine lange Gebothe der „Sittenlehre; ich habe dir nur ein einziges zu ge„ben, und das begreift alle andere. Sey ein Mann; „zieh dein Herz in die Schranken deines Standes „ein. Erforsche und lerne diese Schranken kennen. „So enge sie auch seyn mögen, so ist man doch nicht „unglücklich, so lange man darinnen eingeschlossen „bleibt. Man ist nur unglücklich, wenn man sie „übertreten will; man ist es nur, wenn man in „seinen unvernünftigen Begierden dasjenige in die „Reihe der möglichen Dinge setzet, was nicht mög„lich ist; man ist nur unglücklich, wenn man sei„nen Stand eines Menschen vergißt, wenn man „sich eingebildete Stände schmiedet, aus welchen man „stets wieder in seinen verfällt. Die einzigen Güter, „deren Beraubung uns etwas kostet, sind dieseni„gen, auf welche man glaubet ein Recht zu haben. „Die offenbare Unmöglichkeit, sie zu erhalten, zieht „davon ab, die Wünsche ohne Hoffnung martern „nicht. Ein Bettler wird nicht von der Begierde „gemartert, König zu seyn, ein König will nicht „Gott seyn, außer wenn er glaubet, kein Mensch „mehr zu seyn.

„Die Verblendungen des Stolzes sind die „Quelle unserer größten Uebel: die Betrachtung „des menschlichen Elendes aber machet den Weisen „stets mäßig. Er hält sich an seinem Platze; er „beweget sich nicht, um heraus zu gehen; er gebrau„chet nicht seine Kräfte unnützer Weise, um desjeni„gen zu genießen, was er nicht behalten kann, und „er wendet sie alle an, dasjenige recht zu besitzen, „was er hat, wodurch er denn in der That um al„les das, was er weniger verlanget, als wir, mäch„tiger und reicher ist. Will ich sterbliches und ver„gängliches Wesen mir ewige Knoten auf dieser Er„de schürzen, wo sich alles ändert, wo alles ver„geht, und wo ich morgen verschwinden werde? O „Aemil, o mein Sohn, wenn ich dich verliere, „was würde mir von mir bleiben? Und indessen „muß ich dich doch verlieren lernen. Denn wer „weis, wenn du mir wirst genommen werden?

„Willst du also glücklich und weise leben, so „hänge dein Herz nur an die Schönheit, die nicht „vergeht. Dein Stand schränke deine Begierden „ein, deine Pflichten gehen deinen Neigungen zuvor; „erstrecke das Gesetz der Nothwendigkeit auch auf „die sittlichen Dinge; lerne das verlieren, was „dir kann genommen werden; lerne alles verlassen, „wenn die Tugend es verordnet, dich über alle Be„gebenheiten setzen, dein Herz losreißen, ohne „daß sie es zerreißen; lerne in der Widerwär„tigkeit herzhaft seyn, damit du niemals elend „seyst; in deiner Pflicht standhaft seyn, damit „du niemals strafbar seyst. Alsdann wirst „du dem Glücke zum Trotze glücklich, und den

„Lei-

„Leidenschaften zum Trotze weise seyn. Alsdann „wirst du selbst in dem Besitze vergänglicher Dinge „eine Wollust finden, die nichts wird stören können; „du wirst sie besitzen, ohne daß sie dich besitzen, und „du wirst empfinden, daß der Mensch, dem alles „entgeht, nur dessen genießt, was er zu verlieren „weis. Du wirst nicht, es ist wahr, das Blend„werk eingebildeter Vergnügungen haben: du wirst „aber auch nicht die Schmerzen haben, welche die „Frucht davon sind. Du wirst bey diesem Tausche „viel gewinnen; denn diese Schmerzen sind häufig „und wirklich, und diese Vergnügungen selten und „eitel. Du wirst, als Ueberwinder so vieler be„trüglichen Meynungen, auch noch derjenigen ihrer „seyn, welche dem Leben einen so großen Werth „giebt. Du wirst deines ohne Unruhe zubringen, „und es ohne Schrecken endigen; du wirst dich da„von, wie von allen Dingen, losmachen. Andere „mögen, vom Grausen überfallen, denken, sie hö„ren auf, zu seyn, wenn sie es verlassen; du „wirst, von seinem Nichts unterrichtet, erst anzu„fangen glauben. Der Tod ist das Ende des Le„bens des Bösen, und der Anfang des Lebens des „Gerechten.„

Aemil höret mich mit einer von Unruhe untermengeten Aufmerksamkeit. Er befürchtet von diesem Eingange einen kläglichen Schluß. Ihm ahnet, da ich ihm die Nothwendigkeit zeige, die Kraft der Seele zu üben, ich wolle ihn dieser harten Uebung unterwerfen, und wie ein Verwundeter, welcher bebet, wenn er den Wundarzt herankommen

sieht,

sieht, so glaubet er auch schon auf seiner Wunde die schmerzhafte aber heilsame Hand zu empfinden, welche verhindert, daß kein wild Fleisch darinnen wachse.

Ungewiß, beunruhiget, begierig zu wissen, wo ich damit hinaus wolle, antwortet er nicht, sondern fraget mich dafür, aber mit Furcht. „Was muß „man thun?„ saget er zu mir fast mit Zittern, und ohne daß er die Augen aufzuschlagen sich untersteht. „Was man thun muß!„ antworte ich ihm mit einem standhaften Tone: „man muß Sophien verlassen.„ —— „Was sagen Sie?„ ruft er mit heftiger Gemüthsbewegung: „Sophien verlassen, sie verlassen; sie betriegen, ein Verräther „werden, ein Betrüger, ein Meyneidiger! .... „Wie? erwiedere ich, indem ich ihn unterbreche, „von mir befürchtet Aemil, dergleichen Namen ver„dienen zu lernen?„ —— „Nein, fährt er mit „eben der Heftigkeit fort, weder von Ihnen, noch „von einem andern: ich werde, wider Ihren Wil„len, Ihr Werk zu erhalten wissen; ich werde sie „nicht zu verdienen wissen.„

Ich hatte mich dieser ersten Wuth versehen; ich ließ sie vorbey streichen, ohne mich zu bewegen. Wenn ich nicht die Mäßigung hätte, die ich ihm predige, so würde ich eine schöne Art haben, sie ihm zu predigen. Aemil kennet mich viel zu gut, als daß er mich für fähig halten sollte, ich fordere etwas von ihm, das übel sey; und er weis wohl, daß es übel seyn würde, Sophien in dem Verstande zu verlassen, welchen er diesem Worte giebt. Er wartet also endlich, bis daß ich mich

mich erkläre. - Darauf fange ich meine Rede wiederum an.

„Glauben Sie wohl, werthester Aemil, daß ein „Mensch, in was für Umständen er sich auch finde, glück„licher seyn könne, als Sie es seit dreyen Monaten sind? „Wenn Sie es glauben: so benehmen Sie sich den „Irrthum. Ehe Sie die Vergnügungen des Lebens „gekostet, hatten Sie die Glückseligkeit desselben er„schöpfet. Es giebt nichts weiter außer dem, was „Sie empfunden haben. Die Glückseligkeit der „Sinne ist vergänglich. Der gewöhnliche Zustand „des Herzens verliert stets dabey. Sie haben mehr „in der Hoffnung genossen, als Sie jemals in Wirk„lichkeit genießen werden. Die Einbildungskraft, „welche das schmücket, was man begehret, verläßt „es in dem Besitze. Außer dem einzigen Wesen, „das nur für sich selbst besteht, giebt es nichts schö„nes, als das, was nicht ist. Hätte dieser Zu„stand immer dauern können, so würden Sie die „höchste Glückseligkeit gefunden haben. Allein, al„les, was an dem Menschen hängt, empfindet sei„ne Hinfälligkeit; alles endiget sich, alles vergeht „in dem menschlichen Leben; und wenn der Zu„stand, der uns glücklich machet, ohne Aufhören „fortdauern sollte, so würde die Gewohnheit, des„sen zu genießen, uns den Geschmack daran beneh„men. Wenn sich äußerlich nichts ändert, so än„dert sich das Herz; die Glückseligkeit verläßt uns, „oder wir verlassen sie.

„Die Zeit, die Sie nicht abmaßen, verfloß un„ter ihrem Wahnsinne. Der Sommer endiget sich, „der Winter nahet herbey. Wenn wir auch unsere

„Gän-

„Gänge bey einer so rauhen Jahreszeit fortsetzen „könnten: so würde man es niemals zugeben. Wir „müßten also, wider unsern Willen, unsere Lebens„art ändern; diese kann nicht länger dauern. Ich „sehe in Ihren ungeduldigen Augen, daß diese „Schwierigkeit sie gar nicht verlegen machet. So„phiens Geständniß und Ihre eigenen Begierden „geben Ihnen ein leichtes Mittel ein, den Schnee „zu vermeiden, und keine Reise mehr thun zu dür„fen, um sie zu sehen. Das Mittel ist ohne Zwei„fel bequem. Allein, der Frühling kömmt wieder, „der Schnee schmilzt und die Ehe bleibt: man muß „für alle Jahreszeiten darauf denken.

„Sie wollen Sophien heurathen, und es sind „noch nicht fünf Monate, daß Sie solche kennen! „Sie wollen sie heurathen, nicht, weil sie mit Ih„nen übereinkömmt, sondern weil sie Ihnen gefällt; „gleich als wenn sich die Liebe wegen der Ueberein„stimmungen niemals betröge, und als wenn dieje„nigen, welche zuerst einander liebeten, niemals zu„letzt einander hasseten. Sie ist tugendhaft, ich „weis es: aber ist das genug? Ist es genug, „daß man rechtschaffen ist, um sich für einander zu „schicken? Ich ziehe nicht ihre Tugend in Zweifel, „sondern ihre Gemüthsart. Zeiget sich einer „Frauensperson ihre in einem Tage? Wissen Sie, „in wie vielerley Umständen man sie muß gesehen „haben, wenn man ihre Laune aus dem Grunde „kennen lernen will? Stehen Ihnen vier Monate „Ergebenheit für das ganze Leben? Vielleicht wer„den zween Monate Abwesenheit machen, daß sie „Ihrer vergißt; vielleicht wartet ein anderer nur

„auf

„auf Ihre Entfernung, um Sie aus ihrem Herzen „zu vertilgen; vielleicht werden Sie sie bey Ihrer „Wiederkunft eben so gleichgültig finden, als Sie „sie bis jetzo empfindsam gefunden haben. Die Em„pfindungen hängen nicht von den Grundsätzen ab; „sie kann sehr rechtschaffen bleiben und aufhören, „Sie zu lieben. Sie wird beständig und getreu „seyn; ich bin geneigt, es zu glauben: wer steht „Ihnen aber für sie, und wer steht ihr für Sie, so „lange sie einander nicht auf die Probe gestellet ha„ben? Wollen Sie mit dieser Probe so lange „warten, bis sie Ihnen unnütz wird? Wollen Sie „so lange warten, einander kennen zu lernen, bis „Sie sich nicht mehr trennen können?

„Sophie ist noch nicht achtzehn Jahre alt; „Sie sind kaum über zwey und zwanzig. Dieß Al„ter ist wohl das Alter der Liebe, aber nicht der „Ehe. Was für ein Hausvater und für eine Haus„mutter! Ey, damit Sie Kinder zu erziehen wis„sen, so warten Sie doch wenigstens so lange, bis „Sie aufhören, welche zu seyn! Wissen Sie, wie „vielen jungen Personen die vor der Zeit ausgestan„denen Beschwerlichkeiten der Schwangerschaft ihre „Leibesbeschaffenheit geschwächet, ihre Gesundheit „verderbet, ihr Leben verkürzet hat? Wissen Sie, „wie viele Kinder matt und schwach geblieben, weil „sie nicht in einem genugsam gebildeten Leibe er„nähret worden? Wenn die Mutter und das Kind „zugleich wachsen, und das zum Wachsthume ei„nes jeden von beyden nöthige Wesen getheilet wird, „so bekömmt weder die eine, noch das andere das„jenige, was ihnen die Natur bestimmete; wie ist

„es möglich, daß nicht alle beyde darunter leiden. „Ich kenne entweder Aemilen sehr schlecht, oder „er wird lieber eine starke Frau und starke Kin„der haben, als seine Ungeduld auf Kosten ihres „Lebens und ihrer Gesundheit, befriedigen wollen.

„Wir wollen von Ihnen reden. Da Sie nach „dem Stande eines Mannes und Vaters trachten; „haben Sie auch wohl die Pflichten desselben recht „erwogen? Da Sie das Haupt einer Familie wer„den, so wollen Sie ein Mitglied des Staates wer„den; und was heißt ein Mitglied des Staa„tes seyn, wissen Sie das? Wissen Sie, was „Regierungsform, Gesetz, Vaterland ist? Wissen „Sie, unter was für einem Preise Ihnen erlaubet „ist, zu leben und für wen Sie sterben sollen? Sie „glauben, alles gelernet zu haben, und Sie wissen „noch nichts. Ehe Sie eine Stelle in der bürger„lichen Ordnung nehmen, so lernen Sie solche erst „kennen und einsehen, was für ein Rang Ihnen dar„innen zukömmt.

„Aemil, Sie müssen Sophien verlassen; ich „sage nicht, Sie müssen sie sitzen lassen. Wenn „Sie dazu fähig wären: so würde sie höchst glück„lich seyn, daß sie sich nicht mit Ihnen verheura„thet hätte. Sie müssen sie verlassen, um ihrer „würdig wieder zu kommen. Seyn Sie nicht so „eitel und glauben, daß Sie dieselbe verdienen. O „wie viel ist Ihnen noch zu thun übrig! Kommen „Sie, vollbringen Sie dieses edle Werk; kommen „Sie, lernen Sie die Abwesenheit ertragen; kom„men Sie, gewinnen Sie den Preis der Treue, da„mit

„mit Sie sich bey Ihrer Zurückkunft mit etwas bey „ihr ehren, und ihre Hand nicht als eine Gnade, „sondern als eine Belohnung, fordern können.„

Da der junge Mensch noch nicht geübet ist, wider sich selbst zu ringen, da er noch nicht gewohnet ist, eine Sache zu begehren, und eine andere zu wollen: so ergiebt er sich nicht; er widersteht, er streitet. Warum sollte er sich die Glückseligkeit versagen, die seiner wartet? Würde es nicht die Hand, die ihm dargereichet worden, verachten heißen, wenn er säumete, sie anzunehmen? Was brauchet es, sich von ihr zu entfernen, um sich von demjenigen zu unterrichten, was er wissen muß? Und wenn es auch nöthig wäre; warum sollte er ihr nicht das sichere Pfand seiner Zurückkunft in unauflöslichen Banden hinterlassen? Wenn er nur erst ihr Gemahl ist, so ist er bereit, mir zu folgen; wenn sie nur erst vereiniget sind, so verläßt er sie ohne Furcht . . . . . „Sie wollen sich vereini„gen, um sich zu verlassen? lieber Aemil, was für „ein Widerspruch! Es ist schön, wenn ein Lieb„haber ohne seine Geliebte leben kann: ein Mann „aber soll seine Frau niemals ohne Noth verlassen. „Um Ihre Bedenklichkeiten zu heben, sehe ich, muß „Ihre Verlassung nicht freywillig seyn. Sie müs„sen zu Sophien sagen können, Sie verließen sie „wider Ihren Willen. Nun wohl, geben Sie sich „zufrieden; und weil Sie nicht der Vernunft ge„horchen, so erkennen Sie einen andern Herrn. „Sie haben die Verbindung nicht vergessen, die Sie „mit mir eingegangen sind. Aemil, Sie müssen „Sophien verlassen: ich will es.„

Bey diesen Worten läßt er den Kopf sinken, schweigt still, sinnt einen Augenblick nach, und darauf sieht er mich mit Zuversicht an, und saget: „Wenn reisen wir ab?„ —— „In acht Tagen, „sage ich zu ihm; man muß Sophien zu dieser „Abreise vorbereiten. Die Frauenspersonen sind „viel schwächer; man muß behutsam mit ihnen um„gehen; und da diese Abwesenheit keine Pflicht für „sie ist, wie für Sie, so ist es ihr erlaubet, sie mit „weniger Herzhaftigkeit zu ertragen.„

Ich bin nur gar zu sehr gereizet, das Tagebuch der Verliebung meiner jungen Leute bis zu ihrer Trennung zu verlängern. Allein, ich misbrauche schon seit langer Zeit der Nachsicht meiner Leser. Wir wollen es abkürzen, damit wir einmal zu Ende kommen. Wird Aemil sich getrauen, eben die Zuversicht, die er seinem Freunde gezeiget hat, zu den Füßen seiner Geliebten zu bringen? Ich für mein Theil glaube es; er muß selbst aus der Wahrheit seiner Liebe diese Zuversicht ziehen. Er würde in ihrer Gegenwart weit verwirreter seyn, wenn es ihm weniger kostete, sie zu verlassen; er würde sie als strafbar verlassen, und diese Rolle ist für ein rechtschaffenes Herz stets sehr verdrüßlich. Je mehr ihm aber das Opfer kostet, desto mehr ehret er sich damit in den Augen derjenigen, die es ihm beschwerlich machet. Er heget keine Furcht, daß sie sich in dem Bewegungsgrunde triege, der ihn antreibt. Er scheint ihr bey jedem Blicke zu sagen: O Sophie, sieh in mein Herz, und sey treu; du hast keinen Liebhaber ohne Tugend.

Die stolze Sophie bemühet sich ihrer Seits, den unversehenen Streich, der sie trifft, mit Würde zu ertragen. Sie strenget sich an, unempfindlich dabey zu scheinen. Weil sie aber nicht so, wie Aemil, die Ehre des Kampfes und des Sieges hat: so unterstützet sich ihre Standhaftigkeit weniger. Sie weinet, sie seufzet, sich selbst zum Verdrusse, und die Furcht, man möchte ihrer vergessen, verbittert den Schmerz der Trennung. Sie weinet nicht vor den Augen ihres Liebhabers; sie zeiget ihm ihre Furcht nicht: sie würde viel eher ersticken, als daß sie sich in seiner Gegenwart einen Seufzer entfahren ließe. Ich empfange ihre Klagen, ich sehe ihre Thränen, mich suchet sie zum Vertrauten zu nehmen. Die Frauenspersonen sind schlau, und wissen, sich zu verstellen. Je mehr sie ingeheim wider meine Tyranney murret, desto aufmerksamer ist sie, mir zu schmeicheln. Sie sieht ein, daß ihr Schicksal in meinen Händen steht.

Ich tröste sie, ich rede ihr zu, ich stehe ihr für ihren Liebhaber, oder vielmehr für ihren Gemahl: Sie bleibe ihm nur eben so treu, als er ihr bleiben wird, und in zweyen Jahren soll er es seyn, ich schwöre es. Sie schätzet mich so hoch, daß sie glaubet, ich wolle sie nicht betriegen. Ich bin für einen jeden von beyden gegen den andern Bürge. Ihre Herzen, ihre Tugend, meine Redlichkeit, das Vertrauen ihrer Aeltern, alles machet ihnen Muth. Allein, was dienet die Vernunft wider die Schwachheit? Sie trennen sich, als wenn sie einander niemals wieder sehen sollten.

Nunmehr erinnert sich Sophie der Betrübniß der Eucharis und glaubet, sie sey wirklich an ihrer Stelle. Wir wollen diese phantastische Verliebung in währender Abwesenheit nicht wieder aufwachen lassen. „Sophie, sage ich eines Tages zu „ihr, vertauschen Sie mit Aemilen Bücher. Geben „Sie ihm Ihren Telemach, damit er ihm ähnlich „werden lerne, und er gebe Ihnen den Zuschauer; „den Sie so gern lesen mögen. Erlernen Sie dar„innen die Pflichten rechtschaffener Frauen, und „denken Sie, daß diese Pflichten in zweyen Jahren „die Ihrigen seyn werden.„ Dieser Tausch gefällt allen beyden, und machet ihnen ein Vertrauen. Endlich kömmt der traurige Tag; man muß sich scheiden.

Sophiens würdiger Vater, mit dem ich alles abgeredet habe, umarmet mich bey meinem Abschiede. Darauf nimmt er mich bey Seite, und saget mit einem ernsthaften Tone und etwas starken Accente diese Worte zu mir: „Ich habe „alles gethan, Ihnen zu willfahren; ich wußte, „ich hatte mit einem ehrliebenden Manne zu thun. „Erinnern Sie sich, daß Ihr Untergebener seinen „Ehevertrag auf dem Munde meiner Tochter unter„zeichnet hat.„

Was für ein Unterschied in dem Betragen beyder Liebenden! Aemil ist heftig, hitzig, unruhig, außer sich, treibt ein Geschrey, vergießt Ströme von Thränen auf den Händen des Vaters, der Mutter, der Tochter, umarmet mit Schluchzen alle Leute im Hause, und wiederholet einerley Sachen wohl tausendmal mit einer Unordnung, die bey einer

ner jeden andern Gelegenheit zu lachen machen würde. Sophie ist traurig, blaß, ihr Auge erloschen; sie sieht finster aus, bleibt in Ruhe, saget nichts, weinet nicht, sieht niemand, auch Aemilen nicht. Vergebens nimmt er sie bey den Händen, drücket sie in seine Arme, sie bleibt unbeweglich, unempfindlich bey seinen Thränen, bey seinen Liebkosungen, bey allem, was er thut; er ist schon abgereiset für sie. Wie weit rührender ist doch dieser Gegenstand, als das ungestüme Klagen, und die lärmende Betrübniß ihres Liebhabers! Er sieht es, er empfindet es, er wird davon durchbohret. Ich ziehe ihn mit Mühe hinweg. Wenn ich ihn noch einen Augenblick da lasse, so wird er nicht mehr abreisen wollen. Es ist mir lieb, daß er dieses traurige Bild mit sich nimmt. Wenn er jemals versuchet wird, dasjenige zu vergessen, was er Sophien schuldig ist: so wird er, wenn ich sie ihm so wieder ins Gedächtniß bringe, als er sie in dem Augenblicke seiner Abreise sah, ein sehr abgewandtes Herz haben müssen, wenn ich ihn nicht wieder zu ihr zurück führe.

Von den Reisen.

Man fraget, ob es gut ist, daß junge Leute reisen, und man streitet viel darüber. Wenn man die Frage anders vortrüge und fragete, ob es gut wäre, daß die Menschen gereiset wären, so würde man vielleicht nicht so viel streiten.

Der Misbrauch der Bücher tödtet die Wissenschaft. Da man dasjenige zu wissen glaubet, was man gelesen hat: so hält man sich für befreyet, es zu lernen. Gar zu viel Lesen dienet nur, eingebildete Unwissende zu machen. Unter allen Jahrhunderten der Litteratur hat es keines gegeben, wo man so viel gelesen hat, als in diesem, und keines, wo man weniger gelehrt gewesen. Unter allen Ländern in Europa giebt es keines, worinnen man so viele Historien, Nachrichten, Reisebeschreibungen drucket, als in Frankreich, und keines, worinnen man die Eigenschaft und Sitten anderer Nationen weniger kennet. So viele Bücher lassen uns das Buch der Welt hindan setzen; oder wenn wir noch darinnen lesen, so bleibt ein jeder auf seinem Blatte. Wenn das Sprichwort, kann man Persisch seyn, mir unbekannt wäre, so würde ich errathen, wenn ich es sagen hörete, daß es aus dem Lande käme, wo die Nationalvorurtheile am meisten herrschen, und von dem Geschlechte, welches sie am meisten fortpflanzet.

Ein Pariser glaubet, er kenne die Menschen, und kennet nur die Franzosen. In seiner Stadt, die stets voller Fremden ist, sieht er jeden Fremden, als eine außerordentliche Lufterscheinung an, die in der übrigen ganzen Welt nichts gleiches hat. Man muß die Bürger dieser grossen Stadt in der Nähe gesehen haben, man muß bey ihnen gelebet haben, wenn man glauben soll, daß man bey so vielem Witze so dämisch seyn könne. Das Wunderliche dabey ist, daß ein jeder von ihnen wohl zehnmal vielleicht die Beschreibung des Landes gelesen hat, wor-

woraus ihn ein Einwohner so sehr in Verwunderung setzen wird.

Es ist zu viel, die Vorurtheile der Schriftsteller und unsere eigene zugleich durch zu brechen, um zur Wahrheit zu gelangen. Ich habe mein Leben mit Lesen der Reisebeschreibungen zugebracht, und ich habe niemals ihrer zwo gefunden, die mir von einerley Volke einerley Begriff gegeben. Da ich das Wenige, was ich beobachten konnte, mit demjenigen verglichen, was ich gelesen hatte: so habe ich endlich die Reisebeschreiber liegen lassen und die Zeit bedauert, die ich angewandt hatte, mich durch ihr Lesen zu unterrichten, mit der guten Ueberzeugung, daß man, wo es auf Beobachtungen von allerhand Art ankömmt, nicht lesen, sondern sehen muß. Dieß würde bey dieser Gelegenheit schon wahr seyn, wenn alle Reisebeschreiber aufrichtig wären, wenn sie nur das sageten, was sie gesehen haben, oder was sie glauben, und sie die Wahrheit nur durch die falschen Farben verstelleten, die sie in ihren Augen annimmt. Was soll es nicht seyn, wenn man sie noch unter ihren Lügen und ihrer Unredlichkeit hervor suchen muß?

Wir wollen also das Hülfsmittel der Bücher, welches man uns rühmet, denjenigen überlassen, die gemacht sind, sich damit zu befriedigen. Es ist gut, so wie des Raymund Lullus Kunst, von demjenigen schwatzen zu lernen, was man nicht weis. Es ist gut, Platone von funfzehn Jahren abzurichten, bey Besuchen zu philosophiren, und eine Gesellschaft von den Gebräuchen der Aegyptier

und Indianer, auf des Paul Lucas oder Taverniers Treu und Glauben zu belehren.

Ich halte es für eine unstreitige Grundregel, wer nur ein Volk gesehen hat, kennet gar nicht die Menschen, sondern kennet nur die Leute, mit denen er gelebet hat. Hier ist also noch eine andere Art, die Frage von den Reisen einzurichten. Ist es genug, daß ein wohl erzogener Mensch nur seine Mitbürger kenne, oder ist ihm auch daran gelegen, daß er die Menschen überhaupt kenne? Hier bleibt weder Streit, noch Zweifel mehr übrig. Da sehe man, wie die Auflösung einer schweren Frage zuweilen auf die Art, sie zu setzen, ankömmt!

Muß man aber, um die Menschen kennen zu lernen, die ganze Erde umreisen? Muß man nach Japon gehen, die Europäer zu beobachten? Muß man, um die Art kennen zu lernen, alle einzelne Stücke kennen? Nein, es giebt Menschen, die einander so sehr ähnlich sind, daß es nicht der Mühe werth ist, sie besonders aus zu lernen. Wer zehn Franzosen gesehen hat, der hat sie alle gesehen. Ob man wohl von den Engländern und einigen andern Völkern eben das nicht sagen kann: so ist dennoch gewiß, daß eine jede Nation ihren eigenen, und vor andern sonderlichen Charakter hat, der nicht aus der Beobachtung eines einzigen ihrer Mitglieder, sondern vieler, schlußweise gezogen wird. Derjenige, welcher zehn Völker verglichen hat, kennet die Menschen, so wie derjenige, der zehn Franzosen gesehen hat, die Franzosen kennet.

Es ist nicht genug, um sich zu unterrichten, daß man nur die Länder durchläuft; man muß zu

reisen wissen. Um zu beobachten muß man Augen haben, und sie nach dem Gegenstande wenden, den man kennen lernen will. Es giebt viele Leute, welche das Reisen noch weniger unterrichtet, als die Bücher; weil sie die Kunst zu denken nicht wissen, und bey dem Lesen ihr Geist wenigstens von dem Schriftsteller geführet wird, auf ihren Reisen aber sie nichts von sich selbst zu sehen wissen. Andere unterrichten sich nicht, weil sie sich nicht unterrichten wollen. Ihr Gegenstand ist so verschieden, daß dieser da sie nicht rühret. Es geschiebt recht sehr von ungefähr, wenn man genau dasjenige sieht, um was man sich nicht bekümmert, es zu betrachten. Von allen Völkern in der Welt reiset der Franzose am meisten. Allein, voll von seinen Gebräuchen, machet er alles herunter, was denselben nicht ähnlich ist. In allen Winkeln der Welt giebt es Franzosen. Es ist kein Land, worinnen man mehr Leute findet, die gereiset sind, als in Frankreich. Gleichwohl kennet unter allen Völkern in Europa dasjenige, welches deren am meisten sieht, sie am wenigsten. Der Engländer reiset auch, aber auf eine andere Art. Diese beyden Völker müssen sich doch in allem zuwider seyn. Der engländische Adel reiset, der französische Adel reiset nicht: das französische Volk reiset, das engländische Volk reiset nicht. Dieser Unterschied scheint mir dem letztern rühmlich zu seyn. Die Franzosen haben fast allezeit eigennützige Absichten bey ihren Reisen: die Engländer aber suchen kein Glück bey den andern Nationen zu machen, wenn es nicht durch die Handlung, und bey vollen Händen geschiebt. Wenn sie reisen, so geschieht es, dadurch ihr Geld zu verthun, und nicht

von ihrem Fleiße zu leben. Sie sind viel zu stolz, als daß sie außer ihrer Heimath kriechen sollten. Dieß machet auch, daß sie sich bey dem Ausländer besser unterrichten, als die Franzosen thun, die eine ganz andere Absicht im Kopfe haben. Die Engländer haben gleichwohl auch ihre Nationalvorurtheile; sie haben deren sogar mehr, als jemand. Diese Vorurtheile aber kommen weniger von der Unwissenheit, als von der Leidenschaft her. Der Engländer hat die Vorurtheile des Stolzes, und der Franzose die Vorurtheile der Eitelkeit.

Wie die am wenigsten ausgearbeiteten Völker gemeiniglich die weisesten sind: so reisen auch diejenigen am besten, die am wenigsten reisen. Denn da sie noch nicht so weit, als wir, in unsern eiteln Nachforschungen gekommen, und mit den Gegenständen unserer eiteln Neugier weniger beschäfftiget sind: so wenden sie alle ihre Aufmerksamkeit auf das, was wahrhaftig nützlich ist. Ich kenne nur die Spanier, welche auf diese Art reisen. Unterdessen, daß ein Franzose zu den Künstlern eines Landes läuft, ein Engländer einige Alterthümer daraus abzeichnen läßt, und ein Deutscher sein Stammbuch zu allen Gelehrten trägt, studiret der Spanier in der Stille die Regierungsform, die Sitten, die Policey, und ist der einzige von den vieren, der bey seiner Zurückkunft nach Hause von demjenigen, was er gesehen hat, einige nützliche Anmerkung für sein Vaterland mitbringt.

Die Alten reiseten wenig, lasen wenig, macheten wenig Bücher, und gleichwohl sieht man in denjenigen, die uns von ihnen übrig sind, daß sie einander

der besser beobachteten, als wir unsere Zeitverwandten beobachten. Ohne zu Homers Schriften hinauf zu steigen, des einzigen Poeten, der uns in die Länder versetzet, die er beschreibt, so kann man dem Herodotus die Ehre nicht versagen, daß er in seiner Geschichte, wiewohl mehr in Erzählungen, als Beobachtungen, die Sitten besser geschildert habe, als alle unsere Geschichtschreiber thun, indem sie ihre Bücher mit Abschilderungen und Charakteren beladen. Tacitus hat die Deutschen zu seiner Zeit besser beschrieben, als irgend ein Schriftsteller die heutigen Deutschen beschrieben hat. Diejenigen, welche in der alten Geschichte bewandert sind, kennen unstreitig die Griechen, die Karthaginenser, die Römer, die Gallier, die Perser besser, als irgend ein Volk in unsern Tagen seine Nachbarn kennet.

Man muß auch gestehen, da die ursprünglichen Kennzeichen der Völker von Tage zu Tage mehr verlöschen, so werden sie aus eben der Ursache schwerer zu ergreifen. So wie sich die Geschlechter vermischen, und die Völker unter einander vermengen, so sieht man auch nach und nach diejenigen Nationalunterschiede verschwinden, welche sonst bey dem ersten Anblicke in das Auge fielen. Vordem blieb jede Nation mehr in sich selbst eingeschlossen; es gab wenigere Gemeinschaften, wenigere Reisen, wenigere gemeinschaftliche oder einander zuwiderlaufende Angelegenheiten, wenigere politische und bürgerliche Verbindungen des einen Volkes mit dem andern; nicht so viele königliche Geschäffte, die man Unterhandlungen nennet, keine ordentliche Abgesand-

sandten oder beständige Residenten; die grossen Schifffahrten waren selten; es gab wenig auswärtigen Handel, und der wenige, der noch geführet wurde, geschah von dem Fürsten selbst, welcher sich Ausländer dazu bedienete, oder wurde auch von verachteten Leuten getrieben, welche niemanden den Ton angaben, und die Nationen nicht zusammen brachten. Es ist jetzo hundertmal mehr Verbindung zwischen Europa und Asia, als vordem zwischen Gallien und Spanien gewesen. Europa allein lag damals zerstreueter aus einander, als jetzo die ganze Erde.

Man setze hinzu, daß die alten Völker, die sich meisten Theiles für Einheimische oder für Leute hielten, die in ihrem Lande aus der Erde entsprungen waren, solches seit so langer Zeit besaßen, daß sie das Andenken der verflossenen Jahrhunderte verloren hatten, da sich ihre Vorfahren zuerst darinnen niedergelassen, und daß die Himmelsgegend Zeit gehabt hatte, dauerhafte Eindrücke bey ihnen zu machen; da hingegen unter uns nach den Einfällen der Römer, die neuen Völkerzüge der Barbarn alles vermenget, alles vermischet haben. Die Franzosen heutiges Tages sind nicht mehr die grossen weißhaarichten, und weissen Leute vordem; die Griechen sind nicht mehr die schönen wohlgebildeten Leute, die der Kunst zum Muster dienen konnten. Die Gestalt der Römer selbst hat das Kennzeichen geändert, so wie ihr Naturell. Die Perser, welche ursprünglich Tatarn sind, verlieren täglich durch die Vermischung mit dem circassischen Blute ihre erste ursprüngliche Häßlichkeit. Die Europäer sind keine

Gallier, Germanier, Iberier, Allobrogen mehr; sie sind alle, was die Gestalt und noch mehr, was die Sitten anbetrifft, nur auf verschiedene Weise ausgeartete Scythen.

Dieß ist es, warum die alten Unterschiede der Geschlechter, die Eigenschaften der Luft und des Bodens, die Leibesbeschaffenheiten, die Gestalten, die Sitten, die Gemüthsarten des einen Volkes dem andern besser bemerketen, als dieses alles in unsern Tagen bemerket werden kann, wo die europäische Unbeständigkeit keiner natürlichen Ursache die Zeit läßt, ihre Eindrücke zu machen, und wo die umgehauenen Wälder, die ausgetrockneten Moräste, das einförmiger wiewohl schlechter gebauete Land, auch im Physischen nicht mehr eben den Unterschied des einen Erdreiches von dem andern, und des einen Landes von dem andern läßt.

Vielleicht würde man bey dergleichen Betrachtungen sich weniger bestreben, den Herodotus, Ctesias, Plinius deswegen lächerlich zu machen, daß sie die Einwohner verschiedener Länder mit ursprünglichen Zügen und merklichen Unterschieden vorgestellet, die wir nicht mehr an ihnen sehen. Man müßte eben die Menschen wieder finden, wenn man an ihnen eben die Gestalten erkennen wollte; es müßte nichts sie geändert haben, damit sie eben dieselben geblieben wären. Wenn wir alle Menschen, die gewesen sind, auf einmal betrachten könnten; kann man wohl zweifeln, daß wir sie nicht von einem Jahrhunderte zum andern viel mannichfaltiger finden würden, als man sie heutiges Tages von einer Nation zur andern findet?

Zu eben der Zeit, da die Beobachtungen schwerer werden, geschehen sie nachläßiger und schlechter. Dieß ist eine andere Ursache von dem wenigen Erfolge unserer Nachforschungen in der Naturgeschichte des menschlichen Geschlechtes. Die Unterweisung, welche man aus den Reisen zieht, beziehet sich auf den Gegenstand, der sie unternehmen läßt. Wenn dieser Gegenstand ein philosophisches Lehrgebäude ist: so sieht der Reisende stets nur das, was er sehen will. Wenn dieser Gegenstand der Eigennutz ist: so verschlingt er alle Aufmerksamkeit derjenigen, die sich ihm ergeben. Der Handel und die Künste, welche die Völker vermengen und vermischen, verhindern sie auch, einander aus zu lernen. Wenn sie wissen, was für Nutzen sie von einander ziehen können; was brauchen sie mehr zu wissen?

Es ist dem Menschen nützlich, daß er alle die Oerter kennet, wo man leben kann, damit er darauf diejenigen wähle, wo man am bequemsten wohnen kann. Wenn ein jeder sich selbst genug wäre, so würde er nur brauchen, das Land zu kennen, welches ihn ernähren kann. Der Wilde, welcher niemandes bedarf, und den nach nichts auf der Welt gelüstet, kennet und suchet keine andere Länder zu kennen, als das seinige. Wenn er gezwungen ist, sich seines Unterhaltes wegen auszubreiten: so flieht er die von Menschen bewohneten Oerter. Er will sich nur an die Thiere machen, und brauchet nur sie, um sich zu ernähren. Was uns aber betrifft, denen das bürgerliche Leben nothwendig ist, und die wir es nicht mehr Umgang haben können, Menschen zu essen, so erfordert das Beste eines je-

den von uns, diejenigen Länder zu besuchen, wo man deren am meisten antrifft. Dieß ist die Ursache, warum alles nach Rom, nach Paris, nach London läuft. In den Hauptstädten wird das Menschenblut stets am wohlfeilsten verkaufet. Man lernet also nur die großen Völker kennen, und die großen Völker sind einander alle gleich.

Wir haben, saget man, Gelehrte, welche reisen, um sich zu unterrichten. Dieß ist ein Irrthum. Die Gelehrten reisen aus Eigennutze, wie die andern. Es finden sich keine Platone, keine Pythagoras mehr, oder wenn es welche giebt, so ist es sehr weit von uns. Unsere Gelehrten reisen nur auf Befehl des Hofes. Man schicket sie ab, man giebt ihnen Reisekosten, man bezahlet sie, um den oder den Gegenstand zu sehen, der ganz gewiß kein sittlicher Gegenstand ist. Sie sind alle ihre Zeit diesem einzigen Gegenstande schuldig; sie sind auch viel zu ehrliche Leute, als daß sie ihr Geld stehlen wollten. Wenn in irgend einem Lande, es sey, welches es wolle, Neugierige auf ihre Kosten reisen: so geschicht es niemals, um die Menschen zu studiren, sondern um sie zu unterrichten. Sie bedürfen keiner Wissenschaft, sondern des Großthuns. Wie sollten sie auf ihren Reisen das Joch der Meynung abschütteln lernen? Sie unternehmen solche nur für sie.

Es ist ein großer Unterschied unter dem Reisen, um das Land zu sehen, oder um Völker zu sehen. Der erste Gegenstand ist stets der Neugierigen ihr Hauptwerk; der andere ist nur eine Nebensache für sie. Es sollte für denjenigen, der philosophi-

ren will, ganz umgekehret seyn. Das Kind beobachtet die Sachen so lange, bis es die Menschen beobachten kann. Der erwachsene Mensch soll zuerst seines Gleichen beobachten, und hernach mag er die Sachen beobachten, wenn er Zeit dazu hat.

Es ist also übel geurtheilet, wenn man daraus, daß wir schlecht reisen, schließen will, die Reisen sind unnütz. Wenn aber die Nützlichkeit der Reisen erkannt ist; wird daraus folgen, daß sie einem jeden zukommen? Lange nicht; sie kommen Gegentheils nur sehr wenigen Leuten zu. Sie kommen nur Männern zu, die für sich selbst fest genug sind, die Lehren des Irrthumes anzuhören, ohne sich verführen zu lassen, und das Beyspiel des Lasters zu sehen, ohne sich hinreißen zu lassen. Die Reisen treiben das Naturell zu seinem Hange, und machen den Menschen vollends gut oder böse. Wer zurück kömmt, nachdem er die Welt durchstrichen hat, ist bey seiner Zurückkunft das, was er sein ganzes Lebenlang seyn wird. Es kommen mehr Böse, als Gute, zurück, weil ihrer mehr zum Bösen, als zum Guten geneigte abreisen. Die schlecht erzogenen und schlecht geführeten jungen Leute nehmen auf ihren Reisen alle Laster derer Völker an, die sie besuchen, und nicht eine von denen Tugenden, womit diese Laster vermenget sind. Diejenigen aber, welche glücklich geboren sind; diejenigen, deren gutes Naturell man recht angebauet hat, und welche in der wahren Absicht reisen, sich zu unterrichten, kommen alle besser und weiser zurück, als sie abgegangen waren. So wird mein Aemil reisen; so hatte derjenige junge Mensch gereiset, der eines

besser

bessern Schicksales würdig war, dessen Verdienste das erstaunte Europa bewunderte, der in der Blüthe seiner Jahre für sein Vaterland starb, der aber zu leben verdienete, und dessen Grab, welches mit seinen bloßen Tugenden gezieret ist, nur erwartete, um geehret zu werden, daß eine fremde Hand Bluhmen darauf streuete.

Alles, was aus Vernunft geschieht, muß seine Regeln haben. Die als ein Theil der Erziehung unternommenen Reisen sollen ihre auch haben. Reisen, um zu reisen, heißt herumschweifen, ein Landläufer seyn. Reisen, um sich zu unterrichten, ist auch noch ein sehr weitläuftiger Gegenstand: der Unterricht, welcher keinen bestimmten Endzweck hat, ist nichts. Ich wollte gern dem jungen Menschen einen sinnlichen Nutzen geben, sich zu unterrichten, und dieser wohlgewählete Nutzen würde auch noch die Natur des Unterrichtes fest setzen. Dieß ist stets die Folge von der Lehrart, welche ich auszuüben mich bemühet habe.

Nachdem er sich nun nach seinen physischen Verhältnissen gegen andere Wesen, nach seinen sittlichen Verhältnissen gegen andere Menschen betrachtet hat: so ist ihm noch übrig, daß er sich nach seinen bürgerlichen Verhältnissen gegen seine Mitbürger betrachte. Er muß deswegen anfangen, die Eigenschaft der Regierungsform überhaupt, die verschiedenen Arten der Regierungsform, und endlich die besondere Regierungsform, unter der er geboren ist, zu erlernen; um zu erfahren, ob es ihm ansteht, daselbst zu leben. Denn ein jeder Mensch wird, durch ein Recht, welches nichts abschaffen kann, wenn

er mündig und sein eigener Herr wird, zugleich auch Herr, dem Vertrage zu entsagen, wodurch er zu der Gemeine gehöret, indem er das Land verläßt, worinnen sie errichtet ist. Man hält nur dafür, daß er durch den Aufenthalt, den er nach dem Alter der Vernunft darinnen hat, stillschweigend die Verbindung bekräftiget, welche seine Vorfahren eingegangen sind. Er erwirbt das Recht, seinem Vaterlande zu entsagen, wie seiner väterlichen Erbfolge. Da der Ort der Geburt auch noch ein Geschenk der Natur ist, so tritt man das Seinige ab, wenn man demselben entsaget. Nach dem strengen Rechte bleibt ein jeder Mensch an einem Orte, wo er auch nur geboren wird, auf seine Gefahr frey, wofern er sich nicht freywillig den Gesetzen unterwirft, um das Recht zu erlangen, davon beschützet zu werden.

Ich würde also zum Beyspiele zu ihm sagen: „Bis hieher haben Sie unter meiner Anführung „gelebet; Sie waren außer Stande, sich selbst zu „regieren. Sie nähern sich aber dem Alter, wo „die Gesetze Ihnen die Verwaltung Ihrer Güter „überlassen, und Sie dadurch zum Herrn Ihrer „Person machen. Sie werden sich allein in der „Gesellschaft befinden, abhängig von allem, so gar „von Ihrem Erbtheile. Sie haben zur Absicht, „Sie wollen sich setzen. Diese Absicht ist lobens„würdig; sie ist eine von den Pflichten des Men„schen. Bevor Sie sich aber verheurathen, muß „man wissen, was für ein Mann Sie seyn wollen, „womit Sie Ihre Zeit zubringen wollen, was für „Maaßregeln Sie ergreifen wollen, sich und Ihrer „Familie gewiß Brodt zu verschaffen. Denn ob

„man

„man gleich aus einer solchen Sorge nicht seine „Hauptsache machen muß: so muß man doch gleich„wohl einmal daran denken. Wollen Sie sich in die „Abhängigkeit derer Menschen begeben, die Sie „verachten? Wollen Sie durch bürgerliche Ver„bindungen Ihr Glück errichten und Ihren Stand „fest setzen, welche Sie unaufhörlich der Willkühr „anderer überlassen, und Sie zwingen werden, um „den Betrügern zu entgehen, selbst ein Betrüger zu „werden?„

Hierauf werde ich ihm alle die möglichen Mittel beschreiben, sein Vermögen anzulegen, es sey nun im Handel, oder in den Bedienungen, oder in dem Finanzwesen; und ich werde ihm zeigen, daß kein einziges darunter ist, welches ihn nicht einige Gefahr laufen läßt, welches ihn nicht in einen abhängigen und unter anderer Gunst stehenden Stand setzet, und ihn zwingt, seine Sitten, seine Gesinnungen, seine Aufführung nach dem Beyspiele und den Vorurtheilen anderer einzurichten.

„Es giebt, werde ich zu ihm sagen, noch ein „anderes Mittel, seine Zeit und seine Person anzu„wenden; nämlich in Dienste zu treten, das ist, „sich für sehr gute Bezahlung zu vermiethen, um „hin zu gehen und Leute todt zu schlagen, die uns „nichts Böses gethan haben. Diese Verrichtung „ist in großer Achtung unter den Menschen; und „sie machen außerordentlich viel aus denjenigen, die „sonst zu nichts gut sind, als dazu. Uebrigens be„freyet dieser Stand Sie gar nicht von andern „Hülfsmitteln, sondern machet sie Ihnen nur noch „nothwendiger. Denn es gehöret auch mit zu der

„Ehre dieses Standes, diejenigen zu Grunde zu „richten, die sich demselben wiedmen. Es ist wahr, „es richten sich nicht alle darinnen zu Grunde. Es „wird so gar unvermerkt Mode daß man sich darinnen, „wie in den andern Ständen, bereichert. Ich zwei„fele aber, daß, wenn ich Ihnen erkläre, wie es die„jenigen damit anfangen, denen es darinnen gelingt, „ich Sie neugierig mache, Ihnen nachzuahmen.

„Sie werden auch noch erfahren, daß es so „gar in diesem Stande nicht mehr auf Herzhaftig„keit und Tapferkeit ankömmt, wofern es nicht bey „den Weibern vielleicht ist; daß Gegentheils der „kriechendste, der niederträchtigste, der knechtischte „Mensch stets der geehrteste ist; daß, wenn Sie „sich einfallen lassen, Ihr Werk in allem Ernste zu „verrichten, Sie werden verachtet, gehasset, viel„leicht weggejaget, wenigstens mit Gunstbezeigun„gen beschweret, und von allen Ihren Kameraden „ausgedränget werden, weil Sie Ihren Dienst in „den Laufgräben gethan, unterdessen, daß jene ih„ren bey dem Nachttische verrichteten.

Man muthmaßet leicht, daß alle diese verschiedenen Bedienungen nicht sehr nach Aemils Geschmacke seyn werden. „Wie nun? wird er zu „mir sagen, habe ich die Spiele meiner Kindheit „vergessen? habe ich meine Arme verloren? Ist „meine Stärke erschöpfet? Kann ich nicht arbei„ten? Was ist mir an allen Ihren schönen Be„dienungen, und an allen albernen Meynungen der „Menschen gelegen? Ich kenne keinen andern „Ruhm, als wohlthätig und gerecht zu seyn; ich „kenne keine andere Glückseligkeit, als mit demjeni-

„gen,

„gen, was man liebet, unabhängig zu leben, in„dem man alle Tage durch seine Arbeit Lust zum „Essen und Gesundheit bekömmt. Alle die Verle„genheiten, wovon Sie mir sagen, rühren mich „nicht. Ich will zu meinem ganzen Vermögen nur „einen kleinen Meyerhof in irgend einem Winkel der „Welt haben. Ich werde allen meinen Geiz dar„auf richten, ihn einträglich zu machen, und ich „werde ohne Unruhe leben. Sophie und mein Feld; „und ich werde reich seyn.„

„Ja, mein liebster Freund, zur Glückseligkeit „des Weisen sind eine Frau und ein Feld, die ihm „gehören, genug. Allein, so bescheiden diese Schä„tze auch sind, so sind sie doch nicht so gemein, als „Sie denken. Der seltenste ist für Sie gefunden; „wir wollen von dem andern reden.

„Ein Feld, welches Ihnen gehöret, werthe„ster Aemil! und an welchem Orte wollen Sie „das wählen? In welchem Winkel der Erde wer„den Sie sagen können: Ich bin hier mein und „des Bodens Herr, der mir zugehöret? Man „weis, an welchen Orten es leicht ist, reich zu wer„den: wer weis aber, wo man es überhoben seyn „kann, solches zu seyn? Wer weis, wo man un„abhängig und frey leben kann, ohne nöthig zu ha„ben, jemanden Uebels zu thun, und ohne Furcht, „solches zu erleiden? Glauben Sie, daß das „Land so leicht zu finden sey, worinnen es allezeit „erlaubet ist, ein ehrlicher Mann zu seyn. Wenn „es irgend ein rechtmäßiges und sicheres Mittel „giebt, ohne Ränke, ohne Geschäffte, ohne Ab„hängigkeit zu leben: so ist es, ich gestehe es,

„wenn man von seiner Hände Arbeit lebet, indem „man sein eigenes Land bauet. Wo ist aber der „Staat, in welchem man zu sich sagen könne, das „Land, worauf ich trete, ist mein. Bevor Sie „dieses glückliche Land wählen, versichern Sie sich „erst recht, daß Sie den Frieden darinnen finden, „den Sie suchen; nehmen Sie sich in Acht, daß „eine gewaltthätige Regierungsform, eine verfol„gende Religion, verkehrte Sitten Sie nicht daselbst „beunruhigen. Bedecken Sie sich vor unmäßigen „Abgaben, welche die Frucht Ihrer Mühseligkeiten „verzehren würden, vor unendlichen Processen, wel„che Ihr Gut fressen würden. Richten Sie es „dergestalt ein, daß, wenn Sie gerecht leben, Sie „nicht erst brauchen, Ihre Aufwartung Oberauf„sehern, deren Substituten, Richtern, Pfaffen, „mächtigen Nachbarn, Betrügern von allerhand Art „zu machen, welche stets bereit sind, Sie zu mar„tern, wenn Sie sie hindan setzen. Vornehmlich „bedecken Sie sich vor den Plackereyen der Großen „und Reichen; denken Sie, daß Ihre Ländereyen „überall an Naboths Weinberg stoßen können. „Wenn Ihr Unglück will, daß ein Mann, der am „Ruder sitzt, nahe an Ihrer Strohhütte ein Haus „kaufet oder bauet, stehen Sie dafür, daß er nicht „das Mittel finden werde, unter irgend einem Vor„wande, Ihr Erbtheil an sich zu reißen, damit al„les rund umher sein sey, oder daß Sie nicht, gleich „morgen vielleicht, alle Ihre Hülfsmittel in eine „breite Heerstraße verschlucket sehen werden? So „viel Sie sich Ansehen erhalten, alle diese Unbe„quemlichkeiten abzuwehren, so viel gehöret auch

„zu

„zu Erhaltung Ihres Reichthumes; denn er wird „Ihnen nicht mehr kosten zu verwahren. Der „Reichthum und das Ansehen erhalten einander ge„genseitig; das eine wird ohne das andere stets „schlecht unterstützet.

„Ich habe mehr Erfahrung, als Sie, werthe„ster Aemil; ich sehe die Schwierigkeit Ihres An„schlages besser. Er ist gleichwohl schön, er ist „ehrlich; er würde Sie in der That glücklich ma„chen; lassen Sie uns bemühen, ihn auszuführen. „Ich habe Ihnen einen Vorschlag zu thun. Wir „wollen die beyden Jahre, die wir bis zu Ihrer Zu„rückkunft genommen haben, anwenden, einen Auf„enthalt in Europa zu suchen, wo Sie mit Ihrer „Familie vor allen denen Gefährlichkeiten, wovon „ich mit Ihnen geredet habe, gesichert, glücklich le„ben könnten. Wenn es uns gelingt: so werden „Sie die wahre Glückseligkeit gefunden haben, die „so viele andere vergebens suchen, und Sie werden „Ihre Zeit nicht bedauern. Wenn es uns nicht ge„lingt, so werden Sie von einem Hirngespinnste ge„heilet seyn; Sie werden sich über ein unvermeid„liches Unglück trösten, nnd Sie werden sich dem „Gesetze der Nothwendigkeit unterwerfen.„

Ich weis nicht, ob alle meine Leser wahrnehmen werden, wie weit uns diese also vorgesetzete Untersuchung führen wird; ich weis aber wohl, daß, wenn Aemil bey der Zurückkunft von seinen in dieser Absicht angefangenen und fortgesetzeten Reisen, nicht in allen Materien von der Regierungsform, den öffentlichen Sitten und den Staatsmaximen von allerhand Art bewandert zurück kömmt, entweder

er oder ich, der eine vom Verstande, und der andere von Urtheilskraft, sehr entblößet seyn müssen.

Das Staatsrecht soll noch geboren werden; und es ist zu vermuthen, daß es niemals wird geboren werden. Grotius, der Meister aller unserer Gelehrten in diesem Stücke, ist nur ein Kind, und was noch ärger ist, ein Kind von schlechter Treu und Glauben. Wenn ich den Grotius bis an die Wolken erheben und den Hobbes mit Fluche belegen höre: so sehe ich, wie viele vernünftige Leute diese beyden Schriftsteller lesen oder begreifen. Die Wahrheit ist, daß ihre Grundsätze einander genau gleich sind, sie sind nur durch die Ausdrückungen unterschieden. Sie sind auch noch durch die Lehrart unterschieden. Hobbes stützet sich auf Trugschlüsse, und Grotius auf Poeten: alles Uebrige ist ihnen gemein.

Der einzige Neuere, der im Stande war, diese große und unnütze Wissenschaft zu erschaffen, wäre der berühmte Montesquieu gewesen. Er wollte aber gar nicht von den Grundsätzen des allgemeinen Staatsrechtes handeln; er begnügete sich nur, von dem Positivrechte der eingeführeten Regierungsformen zu handeln; und nichts auf der Welt ist mehr unterschieden, als diese beyden Wissenschaften.

Indessen ist doch derjenige, welcher von dergleichen Regierungsformen, als vorhanden sind, richtig urtheilen will, verbunden, sie alle beyde zu vereinigen. Man muß wissen, was seyn soll, um von demjenigen recht zu urtheilen, was ist. Die größte Schwierigkeit, diese wichtigen Materien aufzuklären, ist, einen Privatmann zu vermögen, daß er sie untersu-

che,

che, und auf diese beyden Fragen zu antworten: Was ist mir daran gelegen? und was kann ich dabey thun? Wir haben unsern Aemil in den Stand gesetzet, sich auf beyde zu antworten.

Die zweyte Schwierigkeit kömmt von den Vorurtheilen der Kindheit, denen Grundregeln, worinnen man erzogen worden, vornehmlich von der Partenlichkeit der Schriftsteller, welche stets von der Wahrheit reden, um die sie sich nicht bekümmern, und nur auf ihren Nutzen denken, wovon sie nicht reden. Nun giebt das Volk weder Lehrstühle, noch Jahrgelder, noch Stellen in Academien: man urtheile also, wie seine Rechte durch diese Leute sollen bestätiget werden! Ich habe es so angestellet, daß diese Schwierigkeit auch noch für Aemilen nichts ist. Kaum weis er, was eine Regierungsform ist; das einzige, woran ihm liegt, ist, daß er die beste finde. Sein Gegenstand ist nicht, Bücher zu machen, und wenn er jemals eines machet, so wird es nicht geschehen, um den Gewaltigen seine Aufwartung zu machen, sondern die Gerechtsamen der Menschheit fest zu setzen.

Es ist noch eine dritte Schwierigkeit übrig, die mehr scheinbar, als gründlich, ist, und die ich weder auflösen, noch vortragen will. Es ist mir genug, daß sie meinen Eifer nicht erschrecket, da ich sehr versichert bin, daß bey Nachforschungen von dieser Art nicht so wohl große Gaben, als vielmehr eine aufrichtige Liebe zur Gerechtigkeit, und eine wahre Ehrerbietung gegen die Wahrheit nothwendig sind. Wenn also die Materien von der Re-

gierungsform können auf eine billige Weise abgehandelt werden: so ist dieß hier, nach meiner Meynung, der Fall oder sonst keiner.

Bevor man beobachtet, muß man sich Regeln zu seinen Beobachtungen machen. Man muß sich einen Maaßstab machen, um die Maaße dagegen zu halten, die man nimmt. Unsere Grundsätze des Staatsrechtes sind dieser Maaßstab. Unsere Maaße sind die politischen Gesetze eines jeden Landes.

Unsere Anfangsgründe werden klar, einfach, unmittelbar aus der Natur der Sachen genommen seyn. Sie werden aus Fragen gebildet werden, die unter uns untersuchet worden, und die wir nicht eher zu Grundsätzen machen werden, als wenn sie hinlänglich aufgelöset worden.

Da wir zum Beyspiele anfänglich bis auf den Stand der Natur hinauf steigen: so werden wir untersuchen, ob die Menschen als Sclaven oder frey, als zusammen gesellet oder unabhängig geboren werden, ob sie sich freywillig oder durch Gewalt vereinigen; ob jemals die Gewalt, welche sie vereiniget, ein beharrliches Recht bilden kann, wodurch diese vorhergehende Gewalt verbindet, auch selbst, wenn sie von einer andern überwunden wird; so daß seit der Gewalt des Königes Nimrods, welcher sich, wie man saget, die ersten Völker unterworfen hat, alle andere Gewalten, welche diese zernichtet haben, unbillig und wiederrechtlich anmaßend geworden, und daß es keine rechtmäßigen Könige mehr gebe, als Nimrods Nachkommen, oder die, denen er sein Recht abgetreten hat? oder,

wenn

wenn diese erste Gewalt aufgehöret hat, ob die Gewalt, die ihr folget, auch ihrer Seits verbindet, und die Verbindlichkeit der andern zernichtet, so daß man nur in so weit verbunden ist, zu gehorchen, als man dazu gezwungen ist, und daß man davon befreyet ist, so bald man Widerstand thun kann? Dieses Recht, dünket mich, würde nicht viel zu der Gewalt hinzu thun, und nur ein bloßes Wortspiel seyn.

Wir werden untersuchen, ob man nicht sagen könne, alle Krankheit komme von Gott, und ob deswegen daraus folge, daß es ein Verbrechen sey, den Arzt zu rufen?

Wir werden auch noch untersuchen, ob man im Gewissen verbunden sey, seinen Beutel einem Straßenräuber zu geben, der ihn uns auf der Landstraße abfordert, wenn man ihn auch vor ihm verstecken könnte; denn kurz, die Pistole, die er uns vorhält, ist auch eine Gewalt.

Ob dieses Wort Gewalt oder Macht bey dieser Gelegenheit etwas anders sagen will, als eine regelmäßige Macht, die folglich denen Gesetzen unterworfen ist, wovon sie ihr Wesen hat?

Gesetzt, daß man dieses Recht der Stärke oder Gewalt verwirft, und das Recht der Natur oder die väterliche Gewalt, als den Grund der Gesellschaften zuläßt, so werden wir das Maaß dieser Gewalt untersuchen, wie es in der Natur gegründet ist, und ob sie andere Ursachen, als den Nutzen des Kindes, seine Schwäche, und die natürliche Liebe hat, die der Vater gegen dasselbe trägt. Ob nicht das Kind, wenn seine Schwachheit aufgehö-

ret hat, und seine Vernunft reif geworden ist, alsdann allein der natürliche Richter dessen, was zu seiner Erhaltung gehöret, und folglich sein eigener Herr wird, der von keinem andern Menschen, und auch nicht von seinem Vater abhängt. Denn es ist noch viel sicherer, daß der Sohn sich selbst liebet, als es gewiß ist, daß der Vater den Sohn liebet.

Ob die Kinder nach des Vaters Tode gehalten sind, ihrem ältesten Bruder, oder irgend einem andern zu gehorchen, der für sie nicht die natürliche Ergebenheit eines Vaters haben wird: und ob es stets von Geschlechte zu Geschlechte ein einziges Oberhaupt geben wird, dem die ganze Familie zu gehorchen gehalten sey? In diesem Falle würde man suchen, wie die Gewalt jemals könnte getheilet werden, und nach welchem Rechte es auf der ganzen Erdkugel mehr als ein Oberhaupt gäbe, welches das menschliche Geschlecht regierete?

Gesetzt, daß sich die Völker durch Wahl gebildet hätten; alsdann werden wir das Recht der That untersuchen; und wir werden fragen, ob, wenn sie sich also ihren Brüdern, Oheimen, oder Anverwandten unterworfen haben, nicht weil sie dazu gezwungen gewesen, sondern weil sie es gewollt haben, diese Art von Gesellschaft nicht stets wieder in die freye und freywillige Zusammengesellung trete.

Wenn wir darauf zu dem Rechte der Sclaverey fortgehen: so werden wir untersuchen, ob sich ein Mensch, rechtmäßiger Weise, an einen andern, ohne Einschränkung, ohne Vorbehalt, ohne die gering-

ringste Art von Bedingung veräußern könne? Das ist, ob er auf seine Person, auf sein Leben, auf seine Vernunft, auf sein Ich, auf alle Sittlichkeit in seinen Handlungen Verzicht thun, und mit einem Worte aufhören könne, vor seinem Tode da zu seyn, ungeachtet ihm die Natur seine eigene Erhaltung unmittelbar aufleget, und ungeachtet sein Gewissen und seine Vernunft ihm dasjenige vorschreiben, was er thun, und wessen er sich enthalten soll?

Wenn es einigen Vorbehalt, einige Einschränkung in der Annehmung der Sclaverey giebt: so werden wir untersuchen, ob diese Annehmung nicht alsdann ein wahrer Vertrag wird, bey welchem ein jeder von beyden Vertrag schließenden, da sie, als solche, keinen gemeinschaftlichen Obern [17]) haben, sein eigener Richter bleibt, was die Bedingungen des Vertrages betrifft, und folglich ein jeder in diesem Stücke frey und Herr ist, den Vertrag zu brechen, so bald er sich für beleidiget achtet.

Wenn sich also ein Sclav nicht ohne Vorbehalt an seinen Herrn veräußern kann; wie kann sich ein Volk ohne Vorbehalt an sein Haupt veräußern; und wenn der Sclav Richter über die Beobachtung des Vertrages durch seinen Herrn bleibt, wie soll das Volk nicht Richter über die Beobachtung des Vertrages durch sein Haupt bleiben?

Da

17) Wenn sie einen hätten, so würde dieser gemeinschaftliche Obere kein anderer, als der Souverain seyn, und alsdann würde das Recht der Sclaverey, welches sich auf das Recht der Souverainität gründete, nicht der Grund davon seyn.

Da wir gezwungen sind, also wieder zurück zu kehren, und den Sinn dieses Collectivwortes Volk betrachten: so werden wir suchen, ob zu dessen Errichtung nicht wenigstens ein stillschweigender Vertrag gehöre, welcher vor demjenigen hergeht, den wir setzen?

Weil das Volk ein Volk ist, ehe es sich einen König wählet; was hat es anders dazu gemacht, als der gesellschaftliche Vertrag? Der gesellschaftliche Vertrag ist also die Grundstütze aller bürgerlichen Gesellschaft, und in der Natur dieser Handlung muß man die Natur der Gesellschaft suchen, die sie bildet.

Wir werden nachforschen, was der Inhalt dieses Vertrages ist, und ob man ihn nicht beynahe durch diese Formel ausdrücken könne: **Ein jeder von uns giebt seine Güter, seine Person, sein Leben und alle seine Macht in Gemeinschaft unter der höchsten Führung des allgemeinen Willens, und wir nehmen ein jedes Glied als einen von dem Ganzen untrennbaren Theil in einen Körper auf.**

Dieses vorausgesetzet, so werden wir, um die Wörter zu erklären, deren wir nöthig haben, anmerken, daß anstatt der besondern Person eines jeden Vertragschließenden diese Handlung der Zusammengesellung einen sittlichen und zusammen gefassten Körper (corps collectif) hervorbringt, der aus so vielen Gliedern bestehet, als die Versammlung Stimmen hat. Diese öffentliche Person nimmt überhaupt den Namen **Staatskörper, politischer Körper** an; welcher von seinen Mitgliedern **Staat,**

wenn

wenn er leidend ist, Souverain, wenn er thätig ist, Macht, (Puissance) in Vergleichung mit andern seines Gleichen genannt wird. Was die Mitglieder selbst anbetrifft, so nehmen sie überhaupt zusammen den Namen Volk an, und nennen sich insbesondere Bürger, Cives, als Mitglieder der Stadt, Civitatis, oder Theilnehmer an der souverainen Gewalt, und Unterthanen, als die eben der Gewalt unterworfen sind.

Wir werden anmerken, daß diese Handlung der Zusammengesellung eine gegenseitige Verbindung des gemeinen Wesens, und der besondern Personen in sich schließt, und daß eine jede einzelne Person, die so zu sagen, mit sich selbst einen Vertrag machet, sich unter einem doppelten Verhältnisse verbunden findet; nämlich als Mitglied des Souverains gegen die einzelnen Personen, und als Mitglied des Staates gegen den Souverain.

Wir werden auch noch anmerken, daß, da niemand zu denen Verbindungen gehalten ist, die man nur mit sich selbst gemacht hat, die öffentliche Berathschlagung, welche alle Unterthanen gegen den Souverain wegen der beyden verschiedenen Verhältnisse, worunter ein jeder von ihnen angesehen wird, verbinden kann, den Staat nicht gegen sich selbst verbinden kann. Dadurch sieht man, daß darinnen kein anderes eigentlich so genanntes Grundgesetz ist, noch seyn kann, als der bloße Gesellschaftsbund. Dieß heißt nicht, daß der Staatskörper sich nicht in gewissen Absichten gegen andere verbinden könne; denn in Beziehung auf Fremde wird er ein einfaches, ein einzelnes Wesen.

Da die beyden Vertrag schließenden Theile, nämlich jede besondere Person und das gemeine Wesen, keinen gemeinschaftlichen Obern haben, der ihre Streitigkeiten richten könne: so werden wir untersuchen, ob ein jeder von beyden Herr bleibt, den Vertrag zu zerreißen, wenn es ihm beliebt; das ist, demselben für sein Theil zu entsagen, so bald er sich für verletzet hält?

Zur Aufklärung dieser Frage werden wir beobachten, daß nach dem Gesellschaftsbunde, da der Souverain nur nach gemeinschaftlichen und allgemeinen Willen handeln kann, seine Handlungen auch eben so nur allgemeine und gemeinschaftliche Gegenstände haben sollen. Daraus folget, daß eine besondere Person nicht gerade zu von dem Souverain beleidiget werden kann, wenn sie nicht alle beleidiget werden, welches nicht angeht, weil das eben so viel wäre, als sich selber übels thun wollen. Der gesellschaftliche Vertrag hat also niemals eines andern Gewährsmannes nöthig, als die öffentliche Stärke; weil die Verletzung niemals anders herkommen kann, als von den besondern Personen, und alsdann sind sie deswegen nicht frey von ihrer Verbindung, sondern werden gestrafet, daß sie solche übertreten haben.

Um alle dergleichen Fragen recht zu entscheiden, werden wir Sorge tragen, uns stets zu erinnern, daß der Gesellschaftsbund von einer besondern und ihm allein eigenen Natur darinnen ist, daß das Volk nur mit sich selbst einen Vertrag schließt, das ist das Volk zusammen in einem Körper, als Souverain, mit den besondern Personen, als Unterthanen.

thanen. Diese Bedingung machet das ganze Kunststück, und das Triebwerk der politischen Maschine, und sie allein machet Verbindungen rechtmäßig, vernünftig, und ohne Gefahr, die sonst ungereimt, tyrannisch und den abscheulichsten Misbräuchen unterworfen seyn würden.

Da sich die besondern Personen nur dem Souverain unterworfen haben, und die souveraine Gewalt nichts anders ist, als der allgemeine Wille: so werden wir sehen, wie ein jeder Mensch, der dem Souverain gehorchet, nur sich selbst gehorchet, und wie er in dem Gesellschaftsbunde freyer ist, als in dem Stande der Natur.

Nachdem wir die Vergleichung der natürlichen Freyheit gemacht haben, so viel die Personen betrifft: so werden wir, was die Güter betrifft, die Vergleichung des Rechtes des Eigenthumes mit dem Rechte der Souverainität, des besondern Habe und Gutes mit dem hohen Habe und Gute machen. Wenn die souveraine Gewalt auf das Recht des Eigenthumes gegründet ist, so ist dieses Recht dasjenige, was sie am meisten in Ehren halten muß; es ist unverletzlich und heilig für sie, so lange es ein besonderes und einzelnen Personen gehöriges Recht bleibt. So bald es als allen Bürgern gemein angesehen wird, so ist es dem allgemeinen Willen unterworfen, und dieser Wille kann es zernichten. Der Souverain hat also kein Recht, das Gut einer besondern Person, noch ihrer viele anzutasten: er kann sich aber rechtmäßiger Weise des Gutes aller bemächtigen; wie dieses zu Sparta zu Lykurgs Zeiten geschah; da hingegen die Aufhe-

bung der Schulden durch Solon eine unrechtmäßige Handlung war.

Weil nichts die Unterthanen verbindet, als der allgemeine Wille, so werden wir nachforschen, wie sich dieser Wille offenbaret, an was für Zeichen man ihn gewiß erkennen kann, was ein Gesetz ist, und welches die wahren Kennzeichen des Gesetzes sind? Diese Materie ist ganz neu: die Erklärung des Gesetzes ist noch zu machen.

Den Augenblick, da das Volk eines oder mehrere von seinen Mitgliedern besonders betrachtet, theilet sich das Volk. Es bildet sich zwischen dem Ganzen und seinem Theile ein Verhältniß, welches zwey abgesonderte Wesen daraus machet, wovon der Theil eines, und das Ganze weniger diesen Theil das andere ist. Allein, das Ganze weniger einen Theil ist nicht das Ganze; so lange dieses Verhältniß besteht, ist also kein Ganzes mehr, sondern zween ungleiche Theile.

Wenn hingegen das ganze Volk über das ganze Volk etwas verfüget: so betrachtet es nur sich selbst; und wenn ein Verhältniß entsteht, so ist es von dem ganzen Gegenstande unter einem Gesichtspuncte gegen den ganzen Gegenstand unter einem andern Gesichtspuncte, ohne die geringste Theilung des Ganzen. Alsdann ist der Gegenstand, worüber man etwas verfüget, allgemein, und der Wille, welcher verfüget, ist auch allgemein. Wir werden untersuchen, ob es irgend eine andere Art von Handlung gebe, welche den Namen Gesetz führen könne.

Wenn der Souverain nur durch Gesetze reden kann, und wenn das Gesetz niemals einen andern,

als allgemeinen Gegenstand haben kann, der sich auf alle Glieder des Staates gleich durch bezieht: so folget daraus, daß der Souverain niemals die Macht hat, über einen besondern Gegenstand etwas zu verfügen; und weil indessen doch der Erhaltung des Staates daran gelegen ist, daß auch wegen besonderer Sachen etwas entschieden werde, so werden wir suchen, wie solches geschehen kann.

Die Handlungen des Souverains können nur Handlungen des allgemeinen Willens, der Gesetze seyn: darauf müssen zum Entschlusse bringende Handlungen, Handlungen der Stärke oder der Regierung zur Ausführung eben dieser Gesetze kommen, und diese hingegen können nur besondere Gegenstände haben. Die Handlung also, wodurch der Souverain verfüget, man solle ein Haupt wählen, ist ein Gesetz; und die Handlung, wodurch man dieses Haupt zur Vollziehung des Gesetzes wählet, ist nur eine Handlung der Regierung.

Dieß ist also ein drittes Verhältniß, worunter das versammelte Volk angesehen werden kann; nämlich als Obrigkeit oder Vollstrecker des Gesetzes, welches es als Souverain gefället hat [18]).

18) Diese Fragen und Sätze sind meistens aus dem Tractate von dem gesellschaftlichen Vertrage gezogen, welcher selbst nur ein Auszug aus einem größern Werke ist, das ohne meine Kräfte zu Rathe zu ziehen unternommen, und seit langer Zeit verlassen worden. Die kleine Abhandlung, die ich davon genommen, und wovon dieß hier der Inhalt ist, ist besonders heraus gegeben worden.

Wir werden untersuchen, ob es möglich ist, daß sich das Volk seines Rechtes der Souverainität begiebt, um einen oder mehrere damit zu bekleiden. Denn da die Handlung der Wahl kein Gesetz ist, und in dieser Handlung das Volk selbst nicht souverain ist: so sieht man nicht, wie es da ein Recht ertheilen kann, welches es nicht hat.

Da das Wesen der Souverainität in dem allgemeinen Willen besteht: so sieht man auch nicht, wie man sich versichern kann, daß ein besonderer Wille stets mit diesem allgemeinen Willen übereinstimmen werde. Man muß vielmehr vermuthen, daß er ihm sehr oft zuwider seyn werde; denn der Privatnutzen zielet stets auf Vorzüge, und der öffentliche Nutzen auf die Gleichheit; und wenn die Uebereinstimmung möglich wäre, so würde es genug seyn, daß sie nicht nothwendig und unzerstörbar wäre, daß das souveraine Recht nicht davon entstehen könnte.

Wir werden nachforschen, ob ohne Verletzung des Gesellschaftsbundes die Häupter des Volkes, unter was für einem Namen sie auch erwählet seyn mögen, jemals etwas anders seyn können, als die Beamten des Volkes, welche es verordnet, die Gesetze vollstrecken zu lassen? ob diese Häupter ihm nicht Rechenschaft von ihrer Verwaltung schuldig, und selbst denen Gesetzen unterworfen sind, welche sie sollen beobachten lassen?

Wenn das Volk sein höchstes Recht nicht veräußern kann; kann es solches eine Zeitlang anvertrauen? Wenn es sich keinen Herrn geben kann; kann es sich Personen geben, die es

vor-

vorstellen? Diese Frage ist wichtig, und verdienet Untersuchung.

Wenn das Volk weder Souverain, noch Personen haben kann, die es vorstellen: so werden wir untersuchen, wie es seine Gesetze selbst machen kann; ob es viele Gesetze haben soll, ob es solche oft verändern soll; ob es leicht ist, daß ein großes Volk sein eigener Gesetzgeber sey?

Ob das römische Volk nicht ein großes Volk gewesen?

Ob es gut sey, daß es große Völker gebe?

Aus den vorhergehenden Betrachtungen folget, daß es in dem Staate zwischen den Unterthanen und dem Souverain noch einen mittlern Körper gebe; und dieser mittlere Körper, der aus einem oder mehrern Gliedern gebildet wird, ist mit der öffentlichen Verwaltung, mit der Vollstreckung der Gesetze, und mit der Handhabung der bürgerlichen und politischen Freyheit versehen.

Die Glieder dieses Körpers heißen **Magistrate**, **Obrigkeiten** oder **Könige**, das ist **Regierer**, Gouverneurs. Der ganze Körper, nach denen Menschen betrachtet, die ihn ausmachen, heißt **Fürst**, *Prince*, und nach seinem Thun betrachtet, **Regierung**, *Gouvernement*.

Wenn wir das Thun des ganzen Körpers betrachten, der auf sich selbst wirket, das ist, das Verhältniß des Ganzen gegen das Ganze, oder des Souverains gegen den Staat: so können wir dieses Verhältniß mit dem Verhältnisse der äußersten Enden einer zusammenhängenden Gleichmaaß vergleichen, wovon die Regierung das Mittlere aus-

 machet.

machet. Der Magistrat erhält von dem Souverain die Befehle, die er dem Volke giebt; und wenn man alles gegen einander aufhebt, so ist sein Product oder seine Macht in eben dem Grade, als das Product oder die Macht der Bürger, die auf der einen Seite Unterthanen, und auf der andern Souveraine sind. Man kann keines von diesen beyden Stücken ändern, ohne den Augenblick das Gleichmaaß zu zerbrechen. Wenn der Souverain regieren will, oder wenn der Fürst Gesetze geben will, oder wenn der Unterthan nicht gehorchen will: so folget die Unordnung auf die Regel, und der aufgelösete Staat fällt in den Despotismus oder in die Anarchie.

Wir wollen setzen, der Staat bestehe aus zehntausend Bürgern. Der Souverain kann nur zusammengenommen und in einem Körper betrachtet werden: eine jede besondere Person aber hat, als Unterthan, ein für sich bestehendes einzelnes und unabhängiges Daseyn. Der Souverain ist also gegen den Unterthan, wie zehntausend gegen eines, das ist, ein jedes Mitglied des Staates hat für sein Theil nur den zehntausendsten Theil von der souverainen Gewalt, wiewohl er ihr ganz unterworfen ist. Das Volk bestehe aus hunderttausend Menschen; der Stand des Unterthanen ändert sich nicht, und ein jeder trägt stets die ganze Herrschaft der Gesetze, unterdessen daß seine Stimme auf einen hunderttausendsten Theil gebracht ist, und also zehnmal weniger Einfluß in ihre Verfertigung hat. Da der Unterthan also stets einer bleibt, so vermehret sich das Verhältniß des Souverains nach

der Anzahl der Bürger. Hieraus folget, daß je mehr der Staat sich vergrößert, desto mehr die Freyheit sich vermindere.

Je weniger nun die besondern Willen sich auf den allgemeinen Willen beziehen, das ist die Sitten auf die Gesetze, desto mehr muß die unterdrückende Stärke zunehmen. Da auf der andern Seite die Größe des Staates den Bewahrern der öffentlichen Gewalt mehr Versuchung und Mittel giebt, ihrer zu misbrauchen: so muß der Souverain, je mehr Stärke die Regierung hat, das Volk im Zaume zu halten, auch seiner Seits desto mehr haben, um die Regierung in Schranken zu halten.

Aus diesem doppelten Verhältnisse folget, daß das zusammenhangende Gleichmaaß zwischen dem Souverain, dem Fürsten und dem Volke keine willkührliche Idee, sondern eine Folge von der Natur des Staates ist. Es folget auch noch, da das eine von beyden Enden, nämlich das Volk, festgesetzet ist, daß allemal, wenn sich die doppelte Ursache vermehret oder vermindert, sich auch die einfache Ursache ihrer Seits vermehre oder vermindere; welches nicht geschehen kann, ohne daß sich das Mittlere eben so oft verändere. Hieraus können wir diese Folge ziehen, daß es keine absolute und nur einzige Einrichtung der Regierungsform gebe; sondern, daß es so viele der Natur nach verschiedene Regierungsformen geben müsse, als es an Größe verschiedene Staaten giebt.

Wenn die Sitten weniger Verhältniß mit den Gesetzen haben, je zahlreicher ein Volk ist: so werden wir untersuchen, ob man nicht durch eine

ziemlich offenbare Aehnlichkeit auch sagen könne, je zahlreicher die Obrigkeiten sind, desto schwächer ist die Regierung?

Zur Aufklärung dieser Grundregel werden wir in der Person einer jeden Obrigkeit drey wesentlich verschiedene Willen unterscheiden. Erstlich den eigenen Willen der einzelnen Person, der nur auf seinen besondern Vortheil geht: zum andern den gemeinen Willen der Obrigkeiten, der sich einzig und allein auf das Beste des Fürsten bezieht; welchen Willen man den Willen des Körpers nennen kann, der in Beziehung auf die Regierung allgemein, und in Beziehung auf den Staat, wovon die Regierung ein Theil ausmachet, besonders ist; zum dritten, den Willen des Volkes oder den souverainen Willen, welcher allgemein ist, so wohl in Absicht auf den Staat, als das Ganze betrachtet, als auch in Absicht auf die Regierung, als ein Theil des Ganzen betrachtet. Bey einer vollkommenen Gesetzgebung muß der besondere und einzelne Wille fast nichts, der Körperwille, welcher der Regierung eigen ist, sehr untergeordnet seyn; und folglich ist der allgemeine und souveraine Wille die Richtschnur aller andern. Nach der natürlichen Ordnung hingegen werden diese verschiedenen Willen wirksamer nach dem Maaße, wie sie zusammen treffen. Der allgemeine Wille ist stets der schwächste; der Körperwille hat den zweyten Rang, und der besondere Wille wird allem vorgezogen; so daß ein jeder zuerst er selbst, hernach Obrigkeit, und darauf Bürger ist. Dieses Aufsteigen ist demjenigen gerade

ent-

entgegen gesetzet, welches die gesellschaftliche Ordnung erfordert.

Wenn dieses gesetzet ist, so werden wir setzen, die Regierung sey in den Händen eines einzigen Mannes. Da sind denn der besondere Wille und der Körperwille vollkommen vereiniget, und dieser folglich in dem höchsten Grade der Anstrengung, die er nur haben kann. Weil nun von diesem Grade der Gebrauch der Stärke abhängt, und die unumschränkte Stärke der Regierung, die stets des Volkes seine ist, sich nicht verändert, so folget daraus, daß die *allerthätigste* Regierung die Regierung eines einzigen ist.

Wir wollen hingegen die Regierung mit der höchsten Gewalt verbinden; wir wollen aus dem Souverain den Fürsten, und aus den Bürgern so viele Obrigkeiten machen. Alsdann wird der vollkommen mit dem allgemeinen Willen vermengete Körperwille keine andere Wirksamkeit mehr haben, als ihn, und den besondern Willen in aller seiner Stärke lassen. Die Regierung also wird, stets bey einerley unumschränkten Stärke, in ihrem Minimum oder kleinsten Grade der Thätigkeit seyn.

Diese Regeln sind unstreitig, und andere Betrachtungen dienen, sie zu bestätigen. Man sieht zum Beyspiele, daß die Obrigkeiten in ihrem Körper thätiger sind, als der Bürger in dem seinigen, und daß folglich der besondere Wille daselbst weit mehr Einfluß hat. Denn eine jede Obrigkeitsperson ist fast allezeit mit einiger besondern Verrichtung der Regierung versehen, da hingegen jeder Bürger

besonders genommen, keine Verrichtung der Souverainität hat. Ueber dieses je mehr sich der Staat ausbreitet, desto mehr vermehret sich seine wirkliche Stärke, wiewohl sie sich nicht nach Maaßgebung seiner Ausbreitung vermehret. Bleibt aber der Staat einerley, so mögen sich die Obrigkeitspersonen immerhin vermehren, die Regierung erwirbt dadurch keine größere wirkliche Stärke, weil sie die Verwahrerinn der Stärke des Staates ist, den wir als stets gleich setzen. Durch diese Mehrheit also nimmt die Thätigkeit der Regierung ab, ohne daß sich seine Stärke vermehren könne.

Nachdem wir gefunden haben, daß die Regierung nach dem Maaße nachläßt, wie sich die Obrigkeitspersonen vervielfältigen, und daß, je zahlreicher ein Volk ist, desto mehr die unterdrückende Stärke der Regierung zunehmen muß: so werden wir schließen, daß das Verhältniß der Obrigkeitspersonen gegen die Regierung, in Ansehung des Verhältnisses der Unterthanen gegen den Souverain, umgekehret seyn soll: das ist, je mehr der Staat sich vergrößert, desto mehr soll sich die Regierung zusammen ziehen, so daß ich die Anzahl der Häupter nach Maaßgebung der Vermehrung des Volkes vermindere.

Damit wir nun darauf diese Mannichfaltigkeit der Regierungsformen unter genauen Benennungen festsetzen, so werden wir zuerst anmerken, daß der Souverain die Beylage der Regierung dem ganzen Volke, oder dem größten Theile des Volkes anvertrauen kann, so daß es mehr obrigkeitliche Bürger, als bloße besondere Bürger giebt. Dieser

Regie-

Regierungsform ertheilet man den Namen der Demokratie.

Oder er kann auch die Regierung unter die Hände einer kleinen Anzahl zusammen ziehen, so daß es mehr bloße Bürger, als obrigkeitliche, giebt, und diese Regierungsform führet den Namen der Aristokratie.

Endlich kann er die ganze Regierung in die Hände einer einzigen Obrigkeitsperson zusammen fassen. Diese dritte Form ist die gemeinste und wird Monarchie oder die königliche Regierung genannt.

Wir werden anmerken, daß alle diese Regierungsformen, oder wenigstens die beyden erstern, des Mehr oder Wenigern fähig sind, und so gar eine ziemlich große Breite haben. Denn die Demokratie kann das ganze Volk in sich fassen, oder sich bis auf die Hälfte einschränken. Die Aristokratie kann ihrer Seits von der Hälfte des Volkes sich unbestimmter Weise bis auf die kleinste Anzahl einschränken. Die königliche Würde selbst läßt zuweilen eine Theilung zu, entweder zwischen dem Vater und Sohne, oder zwischen zweenen Brüdern, oder auf andere Art. Zu Sparta waren allezeit zween Könige, und man hat in dem römische Reiche bis auf acht Kaiser auf einmal gesehen, ohne daß man sagen könne, das Reich sey getheilet gewesen. Es giebt einen Punct, wo sich jede Regierungsform mit der folgenden vermenget; und unter den dreyen besondern Benennungen ist die Regierung wirklich zu so vielen Formen fähig, als der Staat Bürger hat.

Noch mehr; da eine jede von diesen Regierungsformen sich in gewissen Absichten in verschiedene Theile eintheilen kann, wovon der eine so, und der andere auf eine andere Art verwaltet wird: so kann aus diesen dreyen zusammen verbundenen Regierungsformen eine Menge vermischter Formen entstehen, deren jede durch alle die einfachen Formen vervielfältiget werden kann.

Man hat zu allen Zeiten über die beste Regierungsform vieles gestritten, ohne zu erwägen, daß eine jede in gewissen Fällen die beste, und in andern die schlimmste ist. Wir für unser Theil werden schließen, daß, wenn in verschiedenen Staaten die Anzahl der obrigkeitlichen Personen [19]) gegen die Anzahl der Bürger umgekehret seyn soll, überhaupt sich die demokratische Regierung für die kleinen Staaten, die aristokratische für die mittelmäßigen, und die monarchische für die großen schicket.

Nach Anleitung dieser Nachforschungen werden wir endlich erfahren, welches die Pflichten und die Gerechtsamen der Bürger sind; und ob man die einen von den andern trennen kann? Was das Vaterland ist, worinnen es eigentlich besteht, und woran ein jeder erkennen kann, ob er ein Vaterland hat oder nicht?

Nachdem wir also eine jede Art von bürgerlicher Gesellschaft an sich selbst betrachtet haben: so wer-

19) Man wird sich erinnern, daß ich hier nur von den höchsten Obrigkeiten oder Häuptern der Nation rede; die andern sind bloß ihre Substituten in dem oder jenem Stücke.

werden wir sie vergleichen, um die verschiedenen Verhältnisse derselben zu beobachten. Einige sind groß, andere klein, einige stark, die andern schwach; sie greifen einander an, beleidigen einander, reiben einander auf, und machen in dieser beständigen Wirkung und Gegenwirkung einander viel elender, und kosten mehrern Menschen das Leben, als wenn sie alle ihre erste Freyheit behalten hätten. Wir werden untersuchen, ob man bey der gesellschaftlichen Einrichtung darinnen nicht zu viel oder zu wenig gethan hat? Ob die den Gesetzen und Menschen unterworfenen einzelnen Personen unterdessen, daß die Gesellschaften unter sich die Unabhängigkeit der Natur behalten, nicht den Uebeln beyder Stände ausgesetzet bleiben, ohne die Vortheile desselben zu haben; und ob es nicht besser wäre, daß es gar keine bürgerliche Gesellschaft in der Welt gäbe, als daß ihrer viele darinnen sind? Ist es nicht dieser vermischte Stand, welcher an allen beyden Theil nimmt, und weder den einen, noch den andern versichert, per quem neutrum licet, nec tanquam in bello paratum esse, nec tanquam in pace securum? Bringt nicht diese theilmäßige und unvollkommene Zusammengesellung die Tyranney und den Krieg hervor; und sind nicht die Tyranney und der Krieg die größten Geißel des menschlichen Geschlechtes?

Wir werden endlich die Art von Hülfsmitteln untersuchen, welche man wider diese Unbequemlichkeiten durch Bündnisse und Zusammenverbindungen gesuchet hat, welche jedem Staate seinen Herrn innerlich läßt, und ihn äußerlich wider einen jeden unge-

ungerechten Angreifer bewaffnet. Wir werden untersuchen, wie man eine gute bundesmäßige Zusammengesellung errichten kann, was sie dauerhaft machen kann, und wie weit man das Recht der Zusammenverbindung ausdehnen kann, ohne dem Rechte der Souverainität zu schaden?

Der Abt von St. Pierre hatte eine Zusammengesellung aller Staaten in Europa vorgeschlagen, um einen beständigen Frieden unter ihnen zu erhalten. War diese Zusammengesellung thunlich? und gesetzt, daß sie wäre errichtet worden, war es zu vermuthen, daß sie gedauert hätte [20])? Diese Untersuchungen führen uns gerade zu allen Fragen des Völkerrechtes, welche die Fragen des Staatsrechtes vollends erläutern können.

Endlich werden wir die wahren Grundsätze des Rechtes des Krieges setzen, und wir werden untersuchen, warum Grotius und die andern nur falsche davon gegeben haben.

Ich würde mich nicht verwundern, wenn mitten unter unsern Vernunftschlüssen mein junger Mensch, welcher gesunde Vernunft hat, mich unterbräche, und zu mir sagete: „Man sollte sagen, „wir baueten unsere Gebäude mit Holze, und nicht „mit Menschen; so genau messen wir ein jedes „Stück

20) Seit dem ich dieses geschrieben, sind die Ursachen für in dem Auszuge aus diesem Vorschlage angeführet worden; die Ursachen wider, wenigstens diejenigen, die mir gründlich zu seyn geschienen haben, werden sich in der Sammlung meiner Schriften hinter eben diesem Auszuge finden.

„Stück nach dem Maaßstabe ab!„ — „Es „ist wahr, liebster Freund: aber denken Sie, daß „sich das Recht nicht nach den Leidenschaften der „Menschen beuget, und daß es unter uns darauf „ankam, die wahren Grundsätze des Staatsrechtes „anfänglich fest zu setzen. Jetzo, da unsere Grün„de geleget sind, kommen Sie, untersuchen Sie, „was die Menschen darauf gebauet haben, und Sie „werden schöne Sachen sehen!„

Darauf lasse ich ihn den Telemach lesen, und seinen Weg fortsetzen. Wir suchen das glückliche Salent und den guten Idomeneus, der durch viele Unglücksfälle weise geworden. Unterwegens finden wir manchen Protesilaus, und keinen Philokles. Adrast, König der Daunier, ist noch wohl zu finden. Allein, wir wollen die Leser unsere Reisen sich einbilden oder sie an unserer Stelle mit einem Telemach in der Hand thun lassen, und ihnen keine betrübenden Anwendungen eingeben, welche der Verfasser selbst entfernet, oder wider seinen Willen machet.

Uebrigens, da Aemil kein König ist, noch ich ein Gott bin: so ängstigen wir uns nicht, daß wir Telemachen und Mentorn in dem Guten nicht nachahmen können, welches sie den Menschen thaten. Niemand weis besser, als wir, sich an seiner Stelle zu halten, und wünschet weniger, heraus zu gehen. Wir wissen, daß allen einerley Tagewerk gegeben ist, daß, wer das Gute von ganzem Herzen liebet, und nach allem seinem Vermögen thut, es vollbracht hat. Wir wissen, daß Telemach und Mentor Hirngespinnste sind. Aemil rei-

reiset nicht als ein müßiger Mensch, und thut mehr Gutes, als wenn er ein Prinz wäre. Wenn wir Könige wären, wir würden nicht wohlthätiger seyn; wenn wir Könige und wohlthätig wären, so würden wir, ohne es zu wissen, tausend wirkliche Uebel für ein scheinbares Gut thun, welches wir zu thun glaubeten. Wenn wir Könige und weise wären, so würde das erste Gutes, was wir uns selbst und andern thun wollen, das seyn, daß wir von der königlichen Würde abdanketen, und wieder das würden, was wir sind.

Ich habe gesaget, was die Reisen jedermanne unfruchtbar machet. Was sie der Jugend noch unfruchtbarer machet, das ist die Art, wie man sie solche thun läßt. Die Hofmeister, welche mehr auf ihre eigene Belustigung, als deren Unterricht, bedacht sind, führen sie von Stadt zu Stadt, von Pallaste zu Pallaste, von Gesellschaft zu Gesellschaft; oder wenn sie Gelehrte sind, so lassen sie solche ihre Zeit damit zubringen, daß sie Büchersäle durchlaufen, Antiquarien besuchen, alte Denkmaale durchkriechen, alte Aufschriften abschreiben. In jedem Lande beschäfftigen sie sich mit einem andern Jahrhunderte; dieß ist, als wenn sie sich mit einem andern Lande beschäfftigten; so daß, nachdem sie mit großen Kosten Europa durchlaufen, den Eitelkeiten oder der Langweile überlassen gewesen, sie wieder zurück kommen, ohne etwas von demjenigen, was sie angehen kann, gesehen, noch etwas von dem, was ihnen nützlich seyn kann, gelernet zu haben.

Alle Hauptstädte sind einander gleich; alle Völker mischen sich darinnen unter einander, alle Sitten vermengen sich daselbst. Da muß man nicht hingehen, die Nationen kennen zu lernen. Paris und London sind in meinen Augen nur einerley Stadt. Ihre Einwohner haben einige unterschiedene Vorurtheile: sie haben aber doch beyde dergleichen, und alle ihre praktischen Grundregeln sind einerley. Man weis, was für Arten von Leuten sich an den Höfen versammeln müssen. Man weis, was für Sitten die Zusammenhäufung des Volkes, und die Ungleichheit des Vermögens überall hervor bringen muß. So bald man mir von einer Stadt saget, die aus zweyhunderttausend Seelen besteht: so weis ich im Voraus, wie man darinnen lebet. Was ich an den Orten selbst noch mehr davon erfahren würde, ist nicht der Mühe werth, daß man hingeht, es zu lernen.

In den abgelegenen Landschaften, wo weniger Bewegung, weniger Handelschaft ist, wohin die Ausländer weniger reisen, wo die Einwohner weniger aus ihren Stellen gehen, weniger ihr Vermögen und ihren Stand ändern, muß man die Eigenschaft und die Sitten einer Nation zu erlernen suchen. Man besehe im Vorbeygehen die Hauptstadt: man beobachte aber weit davon das Land. Die Franzosen sind nicht zu Paris, sie sind in Touraine: die Engländer sind mehr Engländer in Mercia, als zu London, und die Spanier mehr Spanier in Galicien, als zu Madrid. In diesen großen Entfernungen machet sich ein Volk kenntlich, und zeiget sich so, wie es ist, ohne Vermischung. Da las-

sen sich die guten und bösen Wirkungen der Regierung besser spühren: wie an dem Ende eines größern Halbmessers das Maaß der Bogen genauer ist.

Die nothwendigen Verhältnisse der Sitten gegen die Regierung sind in des Montesquieu Werke von den Gesetzen so gut vorgestellet worden, daß man nicht besser thun kann, als man nimmt zu diesem Werke seine Zuflucht, um sie zu erlernen. Ueberhaupt aber giebt es zwo leichte und einfache Regeln, von der verhältnißmäßigen Güte der Regierungen zu urtheilen. Die eine ist die Bevölkerung. In einem jeden Lande, welches sich entvölkert, neiget sich der Staat zu seinem Untergange, und das Land, welches sich am meisten bevölkert, wäre es auch das ärmste, wird unfehlbar am besten regieret.

Dazu gehöret aber, daß diese Bevölkerung eine natürliche Wirkung der Regierung und der Sitten sey. Denn wenn sie durch Colonien oder durch andere zufällige und vergängliche Mittel geschähe: so würde sie das Uebel nur durch das Hülfsmittel beweisen. Als Augustus Gesetze wider den ehelosen Stand gab; so zeigeten diese Gesetze schon den Verfall des römischen Reiches. Die Güte der Regierung muß die Bürger zum Heurathen bewegen, und nicht das Gesetz sie dazu zwingen. Man muß nicht das untersuchen, was durch Gewalt geschieht; denn das Gesetz, welches die Einrichtung des Ganzen bestreitet, wird kraftlos gemacht und eitel; sondern dasjenige, was durch den Einfluß der Sitten und den natürlichen Hang der Regierung geschieht;

schieht; denn diese Mittel haben allein eine beständige Wirkung. Dieß war die Staatskunst des guten Abtes von St. Pierre, daß er stets ein kleines Hülfsmittel für jedes besondere Uebel suchete, anstatt daß er zu ihrer gemeinen Quelle hätte hinauf steigen und sehen sollen, daß man sie nicht anders, als alle auf einmal heilen könnte. Man brauchet nicht jedes Geschwür, welches an dem Leibe eines Kranken hervor kömmt, besonders vorzunehmen, sondern nur die Masse des Blutes zu reinigen, welches sie alle hervor bringt. Man saget, in England sey ein Preis auf den Ackerbau gesetzet. Ich will nichts weiter; dieß allein beweist mir, daß er nicht lange darinnen schimmern werde.

Das zweyte Merkmaal von der verhältnißmäßigen Güte der Regierung und der Gesetze, wird auch aus der Bevölkerung genommen, aber auf eine andere Art; das ist von ihrer Vertheilung und nicht von ihrer Menge. Zween an Größe und Anzahl der Menschen gleiche Staaten können an Stärke sehr ungleich seyn, und der mächtigste von beyden ist stets derjenige, dessen Einwohner auf seinem Gebiethe am gleichesten verbreitet sind. Derjenige, welcher keine so große Städte hat, und folglich am wenigsten schimmert, wird stets den andern schlagen. Die großen Städte erschöpfen einen Staat, und machen seine Schwäche. Der Reichthum, welchen sie hervorbringen, ist ein scheinbarer und betrüglicher Reichthum: es ist viel Geld und wenig Wirkung. Man saget, die Stadt Paris sey dem Könige in Frankreich so gut,

als eine Provinz: ich glaube, sie koste ihm viele; Paris werde in mehr, als einer, Absicht durch die Provinzen ernähret, und ihre meisten Einkünfte werden in dieser Stadt verstreuet, und bleiben darinnen, ohne daß sie jemals zu dem Volke oder zu dem Könige wieder zurück kehren. Es ist unbegreiflich, daß in diesem Rechner-Jahrhunderte sich nicht ein einziger findet, der einzusehen weis, daß Frankreich weit mächtiger seyn würde, wenn Paris zernichtet wäre. Das schlecht vertheilete Volk ist nicht allein dem Staate nicht vortheilhaft; sondern es ist auch viel schädlicher, als die Entvölkerung selbst, weil die Entvölkerung nur bloß kein Facit giebt; die übel eingerichtete Aufzehrung aber ein verneinendes Facit giebt. Wenn ich einen Franzosen und Engländer, ganz stolz über die Größe ihrer Hauptstädte, mit einander streiten höre, ob Paris oder London die meisten Einwohner enthält: so ist es für mich eben so viel, als wenn sie mit einander stritten, welches von beyden Völkern die Ehre hat, am schlechtesten regieret zu werden.

Man studire ein Volk außer seinen Städten; nur so wird man es kennen lernen. Es ist nichts, die scheinbare Gestalt einer Regierung zu sehen, welche durch die großen Anstalten der Verwaltung, und durch das Kauderwälsch der Verwalter geschminket ist, wenn man nicht auch die Natur derselben durch die Wirkungen, die sie bey dem Volke hervorbringt, und in allen Graden der Verwaltung studiret. Da der Unterschied der Forme im Grunde sich unter alle diese Grade vertheilet findet: so erkennet man diesen Unterschied nur dadurch, daß

man sie alle zusammen fasset. In dem und dem Lande fängt man an, durch das Verfahren der Untergeordneten den Geist des Ministerii einzusehen; in einem andern muß man die Parlementsglieder erwählen sehen, um zu urtheilen, ob es wahr sey, daß die Nation frey ist. In welchem Lande es aber auch seyn mag, so ist es unmöglich, daß, wer nur die Städte gesehen hat, die Regierung kenne, angesehen der Geist derselben niemals für die Stadt und für das Land einerley ist. Nun machet aber eigentlich das Land ein Land aus, und das Landvolk machet die Nation.

Diese Ausstudirung der Völker in ihren abgelegenen Provinzen, und in der Einfalt ihres ursprünglichen Geistes und Wesens giebt eine allgemeine Beobachtung, die meiner Ueberschrift sehr günstig, und für das menschliche Hertz sehr tröstlich ist: nämlich daß alle auf die Art beobachtete Nationen dadurch weit besser zu seyn scheinen. Je mehr sie sich der Natur nähern, desto mehr herrschet die Güte in ihrer Gemüthsart. Nur dadurch, daß sie sich in Städte versperren, nur dadurch, daß sie sich durch viele Bearbeitung verändern, werden sie verderbet, und verkehren einige mehr grobe als übelthuende Fehler in angenehme und schädliche Laster.

Aus dieser Beobachtung entspringt ein neuer Vortheil bey der Art zu reisen, die ich vorschlage, darinnen, daß die jungen Leute, die sich wenig in den grossen Städten aufhalten, wo ein entsetzliches Verderben herrschet, weniger der Gefahr ausgesetzet sind, sich solches zu zu ziehen, und unter ein-

fältigern Leuten, und in nicht so zahlreichen Gesellschaften, eine sicherere Urtheilskraft, einen gesundern Geschmack, weit ehrbarere Sitten behalten. Uebrigens aber ist diese ansteckende Seuche für meinen Aemil nicht zu fürchten. Er hat alles, was er brauchet, sich dawider zu verwahren. Unter aller Vorsichtigkeit, die ich dazu angewandt habe, rechne ich die Ergebenheit sehr viel, die er im Herzen hat.

Man weis das nicht mehr, was die wahre Liebe über die Neigungen junger Leute vermag, weil, da man diese Liebe nicht besser kennet, als die jungen Leute, diejenigen, die sie regieren, sie davon abwenden. Indessen muß doch ein junger Mensch entweder lieben oder lüderlich seyn. Es ist leicht, durch den Schein zu täuschen. Man wird mir tausend junge Leute anführen, welche ohne Liebe, saget man, sehr keusch leben: man führe mir aber einen erwachsenen Mann an, einen wirklichen Mann, welcher sage, er habe seine Jugend so zugebracht, und aufrichtig sey. Bey allen Tugenden, bey allen Pflichten suchet man nur den Schein: ich suche die Wirklichkeit; und ich habe mich geirret, wenn es, um dahin zu gelangen, andere Mittel giebt, als diejenigen, die ich gebe.

Der Einfall, Aemilen verliebt zu machen, ehe ich ihn reisen lasse, ist nicht von meiner Erfindung. Man sehe, was mich darauf gebracht hat.

Ich war in Venedig bey dem Hofmeister eines jungen Engländers zum Besuche. Es war im Winter; wir saßen am Feuer. Der Hofmeister erhielt

erhielt seine Briefe von der Post. Er las sie, und darauf las er seinem Untergebenen einen ganz laut wiederum vor. Er war englisch; ich verstund nichts davon: unter währendem Lesen aber sah ich den jungen Menschen sehr schöne Spitzenmanschetten zerreißen, die er trug, und sie eine nach der andern so sacht in das Feuer werfen, als er nur konnte, damit man es nicht wahrnähme. Erstaunet über diese Grille sehe ich ihm in das Gesicht, und glaube Bewegungen darinnen zu sehen. Allein, ob gleich die äußerlichen Zeichen der Leidenschaften bey allen Menschen ziemlich gleich sind; so haben sie doch Nationalunterschiede, worinnen man sich sehr leicht betriegen kann. Die Völker haben verschiedene Sprachen im Gesichte, wie in dem Munde. Ich warte bis der Hofmeister ausgelesen hat, und darauf zeige ich ihm die bloßen Knöchel seines Untergebenen, die er gleichwohl bestens verbarg. Ich sage zu ihm: Kann man erfahren, was das bedeutet?

Da der Hofmeister sah, was vorgegangen war, so umarmete er seinen Untergebenen mit einem zufriedenen Wesen; und nachdem er dessen Einwilligung erhalten, so gab er mir die Erklärung, die ich wünschete.

Die Manschetten, sagete er zu mir, welche Lord John zerrissen hat, sind ein Geschenk, welches ihm ein Frauenzimmer dieser Stadt vor nicht gar langer Zeit gemacht hat. Nun müssen Sie wissen, Lord John ist in seinem Lande mit einem jungen Fräulein versprochen, für welches er sehr viel Liebe hat, und welches noch mehr verdienet. Dieser Brief

ist von der Mutter seiner Geliebten; und ich will Ihnen die Stelle davon übersetzen, welche die Verheerung angerichtet hat, wovon Sie Zeuge gewesen.

„Lucia kömmt nicht von des Lord Johns „Manschetten. Das Fräulein Elisabeth Roldham „brachte gestern den Nachmittag bey ihr zu, und „wollte mit aller Gewalt an ihrem Werke mit ar„beiten. Da ich erfuhr, daß Lucia heute zeitiger „aufgestanden wäre, als gewöhnlich, so wollte ich „doch sehen, was sie machete; und ich habe gefun„den, daß sie beschäfftiget war, alles dasjenige „wieder aufzutrennen, was das Fräulein Elisabeth gestern gemacht hatte. Sie will nicht, daß in ih„rem Geschenke ein einziger Stich von einer andern „Hand seyn soll, als von ihrer.„

Lord John gieng einen Augenblick darnach hinaus, um andere Manschetten um zu thun, und ich sagete zu seinem Hofmeister: Sie haben einen jungen Herrn von einer vortrefflichen Gemüthsart: aber sagen Sie mir die Wahrheit. Ist der Brief von der Mutter des Fräuleins Lucia nicht angestellet? Ist er nicht ein Mittel von Ihrer Art wider das Frauenzimmer, das die Manschetten geschenket hat? Nein, sagete er zu mir, die Sache ist wirklich. Ich habe nicht so viele List zu meiner Sorgfalt genommen; ich habe Einfalt, Eifer dazu genommen, und Gott hat meine Arbeit gesegnet.

Das Verfahren dieses jungen Menschen ist mir nicht aus dem Sinne gekommen. Es war

nicht geschickt, in dem Kopfe eines Träumers, wie ich, nichts hervor zu bringen.

Es ist Zeit, ein Ende zu machen. Wir wollen den Lord John wieder zu dem Fräulein Lucia führen, das ist Aemilen zu Sophien. Er bringt ihr nebst einem eben so zärtlichen Herzen, als vor seiner Abreise, einen noch erleuchteteren Verstand mit, und er bringt in sein Land den Vortheil zurück, daß er die Regierungen nach allen ihren Fehlern, und die Völker nach allen ihren Tugenden hat kennen lernen. Ich habe so gar Sorge getragen, daß er sich in einer jeden Nation mit irgend einem verdienstvollen Manne durch einen Gastfreyheitsvertrag, nach Art der Alten, verbände, und ich werde nicht verdrüßlich seyn, daß er diese Bekanntschaften durch einen Briefwechsel unterhalte. Außer dem, daß es nützlich seyn kann, und stets angenehm ist, Briefwechsel in entfernten Ländern zu haben, ist es auch eine vortreffliche Vorsichtigkeit wider die Nationalvorurtheile, welche uns über lang oder kurz etwas anhaben, da sie uns unser ganzes Lebenlang über angreifen. Nichts ist geschickter, ihnen diese Gewalt, uns etwas an zu haben, zu nehmen, als der uneigennützige Umgang mit vernünftigen Leuten, die man hochschätzet. Da diese solche Vorurtheile nicht haben, und sie durch die Ihrigen bestreiten: so geben sie uns die Mittel, die einen stets den andern entgegen zu setzen, und uns also vor allen zu verwahren. Es ist nicht einerley, ob man mit den Fremden bey uns oder bey ihnen umgeht. In dem erstern Falle haben sie stets für das Land, worinnen sie leben,

einige Achtung, welche sie das verhehlen läßt, was sie davon denken, oder welche sie so lange günstig davon denken läßt, als sie da sind. Bey ihrer Zurückkunft nach Hause ziehen sie etwas davon ab, und sind nur gerecht. Es würde mir sehr lieb seyn, daß der Fremde, den ich zu Rathe ziehe, mein Land gesehen hätte: ich werde ihn aber nur in seinem Lande um sein Gutachten davon fragen.

Nachdem wir fast zwey Jahre angewandt haben, einige große Staaten von Europa, und weit mehr kleine durch zu reisen; nachdem wir die zwo oder drey vornehmsten Sprachen gelernet; nachdem wir daselbst dasjenige gesehen, was wirklich merkwürdig ist, es sey nun in der Naturgeschichte, oder in der Regierungsform, oder in den Künsten, oder an den Menschen: so meldet mir Aemil, der von Ungeduld verzehret wird, daß unsere Zeit heran nahe. Darauf sage ich zu ihm: „Nun wohl, mein werthester Freund, Sie erinnern sich des vornehmsten Gegenstandes unserer „Reisen; Sie haben gesehen, Sie haben beob„achtet. Was ist endlich der Schluß von Ihren „Beobachtungen. Wozu bestimmen Sie sich?„ Ich habe mich entweder in meiner Lehrart betrogen, oder er muß mir ungefähr so antworten:

„Wozu ich mich bestimme? So zu bleiben, „als Sie mich haben seyn lassen, und freywillig kei„ne andere Kette zu derjenigen hinzu zu thun, wo„mit mich die Natur und die Gesetze belegen. Je „mehr

„mehr ich das Werk der Menschen in ihren Einse-
„tzungen untersuche, desto mehr sehe ich, daß sie
„sich zu Sclaven machen, da sie durchaus unabhän-
„gig seyn wollen; und daß sie ihre Freyheit selbst
„mit eiteln Bemühungen verzehren, sie zu versi-
„chern. Damit sie nicht dem Strome der Dinge nach-
„geben, so hängen sie sich an tausenderley Sachen.
„So bald sie darauf einen Schritt thun wollen, so
„können sie nicht, und erstaunen, daß sie von al-
„lem gehalten werden. Mich dünket, man habe,
„um sich frey zu machen, nichts zu thun; es ist
„genug, daß man nur nicht aufhören will, es zu
„seyn. Sie, mein Lehrmeister, haben mich frey
„gemacht, da Sie mich der Nothwendigkeit nachge-
„ben gelehret. Sie komme, wenn es ihr beliebt,
„ich lasse mich ohne Zwang dahin reißen; und
„weil ich sie nicht bestreiten will, so hänge ich mich
„an nichts, um mich zurück zu halten. Ich habe
„auf unsern Reisen gesuchet, ob ich irgend einen
„Winkel der Erde finden möchte, wo ich durchaus
„besser seyn könnte: an welchem Orte unter den
„Menschen aber hängt man nicht mehr von ihren
„Leidenschaften ab? Nachdem ich alles wohl un-
„tersuchet, so habe ich gefunden, daß mein Wunsch
„so gar widersprechend war. Denn sollte ich auch
„gleich an sonst keiner andern Sache hängen, so
„würde ich doch wenigstens an der Erde hängen,
„wo ich mich gesetzet hätte. Mein Leben würde an
„diese Erde geheftet seyn, wie der Dryaden ihres
„an ihre Bäume. Ich habe gefunden, daß Herr-
„schaft und Freyheit zwey Wörter sind, die sich nicht
„mit einander vertragen. Ich konnte nicht von

„einer

„einer Strohhütte Herr seyn, als wenn ich aufhö-
„rete, es von mir zu seyn.

„Es war mein Wunsch ein nicht gar groß Stück Feld *

„Ich erinnere mich, meine Güter waren die Ur-
„sache unserer Nachforschungen. Sie beweisen sehr
„gründlich, daß ich meinen Reichthum und meine
„Freyheit nicht zugleich behalten könnte. Da Sie
„aber wollten, daß ich zugleich frey und ohne Be-
„dürfniß seyn sollte: so wollten Sie zwo Sachen,
„die nicht neben einander stehen können; denn ich
„kann mich nicht von der Abhängigkeit der Men-
„schen ziehen, als wenn ich unter der Natur ihre
„trete. Was werde ich also mit dem Vermögen
„machen, welches mir meine Aeltern gelassen ha-
„ben? Ich werde damit anfangen, daß ich nicht
„abhänge; ich werde alle Bande nachlassen, die
„mich damit verknüpfen. Wenn man es mir läßt,
„so wird es mir bleiben; wenn man mir es nimmt,
„so wird man mich nicht damit fortschleppen. Ich
„werde mich nicht damit martern, sie zu behalten,
„sondern ich werde fest an meiner Stelle bleiben.
„Ich mag reich oder arm seyn, so werde ich frey
„seyn. Ich werde es nicht allein in diesem oder je-
„nem Lande, in dieser oder jener Gegend seyn;
„ich werde es auch auf der ganzen Welt seyn. Alle
„Ketten der Meynung sind in Ansehung meiner zer-
„brochen; ich kenne nur die Ketten der Nothwen-
„digkeit. Ich habe sie von meiner Jugend an tra-
„gen gelernet, und ich werde sie bis an meinen Tod
„tragen; denn ich bin ein Mensch; und warum
„sollte

* Hoc erat in votis, modus agri non ita magnus. Horat. *Sat. Lib. II.* 6.

„sollte ich sie nicht tragen, da ich frey bin, weil ich „sie doch auch noch, wenn ich ein Sclav wäre, „tragen müßte, und die Ketten der Sclaverey noch „oben ein?

„Was ist mir an meinem Stande auf Erden „gelegen? Was ist mir daran gelegen, wo ich bin? „Ueberall, wo Menschen sind, bin ich bey meinen „Brüdern; überall, wo keine sind, bin ich bey mir „zu Hause. So lange ich werde unabhängig und „reich bleiben können, habe ich Vermögen zu leben, „und ich werde leben. Wenn mein Vermögen mich „unterwürfig machen wird, so werde ich es ohne „Mühe verlassen; ich habe Arme zu arbeiten, und „ich werde leben. Wenn meine Arme mir fehlen „werden: so werde ich leben, wenn man mich er„nähret; so werde ich sterben, wenn man mich ver„läßt. Ich werde auch sterben, wenn man mich „gleich nicht verläßt; denn der Tod ist keine Strafe „der Armuth, sondern ein Gesetz der Natur. Zu „welcher Zeit der Tod auch nur komme, so trotze ich „ihm; er wird mich nicht überfallen, daß ich Zu„bereitungen zum Leben mache; er wird mich nie„mals verhindern, gelebet zu haben.

„Das ist es, mein Vater, wozu ich mich be„stimme. Wenn ich ohne Leidenschaften wäre, so „würde ich in meinem Stande eines unabhängigen „Menschen fast wie Gott selbst seyn, weil ich nie„mals, da ich nur das wollte, was ist, wider das „Verhängniß zu ringen haben würde. Wenigstens „habe ich nur eine Kette, das ist die einzige, die ich „jemals tragen werde, und ich kann mich deren rüh-

„men.

„men. Kommen Sie also, geben Sie mir So„phien, und ich bin frey.„

„Liebster Aemil, es ist mir lieb, daß ich aus „deinem Munde Reden eines Menschen gehen höre, „und die Empfindungen davon in deinem Herzen „sehe. Diese übertriebene Eigennützigkeit misfällt „mir in deinem Alter nicht. Sie wird abnehmen, „wenn du Kinder bekommen wirst, und du wirst „alsdann gerade das seyn, was ein guter Hausva„ter und weiser Mann seyn soll. Ich wußte vor „deinen Reisen, was die Wirkung derselben seyn „würde; ich wußte, daß, wenn du unsere Einrich„tungen in der Nähe betrachtetest, du ganz und gar „nicht das Vertrauen dazu fassen würdest, was sie „nicht verdienen. Vergebens trachtet man nach der „Freyheit unter der Bedeckung der Gesetze. Gese„tze! wer hat welche, und wo werden sie in Ehren „gehalten? Ueberall hast du unter diesem Namen „nur den Eigennutz und die Leidenschaften der Men„schen regieren gesehen. Die ewigen Gesetze der „Natur, und der Ordnung aber sind vorhanden. „Sie dienen dem Weisen statt des Positivgesetzes; „sie sind ihm durch das Gewissen und durch die „Vernunft in das Herz geschrieben; diesen muß er „sich unterwerfen, um frey zu seyn; und nur der „ist ein Sclav, der böses thut; denn er thut es „stets wider seinen Willen. Die Freyheit ist in kei„ner Regierungsforme; sie ist in dem Herzen des „freyen Menschen; er trägt sie überall mit sich. Der „schlechte Mensch trägt die Knechtschaft überall. Der „eine würde ein Sclav zu Genf, und der andere frey „zu Paris seyn.

„Wenn

„Wenn ich mit dir von den Pflichten des Bür„gers redete: so würdest du mich vielleicht fragen, „wo ist das Vaterland, und du würdest glauben, „mich irre gemacht zu haben. Du würdest dich „gleichwohl betriegen, werthester Aemil; denn wer „kein Vaterland hat, hat wenigstens ein Land. Es „giebt stets eine Regierung und Bildnisse von Gese„tzen, unter denen er ruhig gelebet hat. Der ge„sellschaftliche Vertrag sey nicht beobachtet worden, „was ist daran gelegen, wenn der besondere Eigen„nutzen ihn beschützet hat, wie der allgemeine Wille „es würde gethan haben; wenn die öffentliche Ge„waltthätigkeit ihn vor den besondern Gewaltthätig„keiten verwahret hat, wenn das Böse, das er hat „thun sehen, ihn das Gute hat lieben lassen, und „wenn unsere Einrichtungen selbst ihn ihre eigenen Un„billigkeiten haben erkennen und hassen lassen? O Ae„mil! wo ist der wackere Mann, der seinem Lande „nichts schuldig ist? Es sey, was für eines es wol„le, so ist er ihm das schuldig, was für den Men„schen am kostbarsten ist, die Sittlichkeit seiner „Handlungen, und die Liebe zur Tugend. Er hätte „glücklicher und freyer gelebet, wenn er mitten in „einem Gehölze geboren wäre. Da er aber nichts „zu bestreiten gehabt, um seinen Neigungen zu fol„gen, so würde er ohne Verdienst gut gewesen seyn; „er würde nicht tugendhaft gewesen seyn; und jetzo „weis er es, ungeachtet seiner Leidenschaften, zu seyn. „Der bloße Schein der Ordnung beweget ihn, sie „kennen zu lernen, sie zu lieben. Das gemeine Be„ste, welches andern zum Vorwande dienet, ist für „ihn allein ein wirklicher Bewegungsgrund. Er ler„net

„net sich bestreiten, sich überwinden, seine Wohl„fahrt der gemeinen Wohlfahrt aufopfern. Es ist „nicht wahr, daß er keinen Nutzen aus den Gesetzen „zieht; sie geben ihm den Muth, auch unter den „Bösen gerecht zu seyn. Es ist nicht wahr, daß sie „ihn nicht frey gemacht haben; sie haben ihn über „sich herrschen gelehret.

„Sage also nicht, was ist mir daran gelegen, „wo ich bin? Es ist dir daran gelegen, da zu seyn, „wo du alle deine Pflichten erfüllen kannst; und die „eine von diesen Pflichten ist die Ergebenheit gegen „den Ort deiner Geburt. Deine Mitbürger beschü„tzeten dich als Kind, du mußt als Mann sie lie„ben. Du mußt mitten unter ihnen leben, oder „wenigstens an einem Orte, wo du ihnen so nützlich „seyn kannst, als es dir möglich ist, und wo sie dich „zu finden wissen, wenn sie jemals deiner nöthig ha„ben. Es giebt solche Umstände, wo ein Mensch sei„nen Mitbürgern außer seinem Vaterlande nützlicher „seyn kann, als wenn er in dessen Schooße lebete. „Alsdann muß er nur seinem Eifer Gehör geben, und „sein Elend ohne Murren ertragen. Dieses Elend „selbst ist eine von seinen Pflichten. Du aber, guter „Aemil, welchem nichts diese schmerzhaften Opfer „aufleget, du, der du nicht das traurige Amt auf dich „genommen hast, den Menschen die Wahrheit zu sa„gen, lebe mitten unter ihnen, unterhalt ihre Freund„schaft in einem süßen Umgange, sey ihr Wohlthäter, „ihr Muster. Dein Beyspiel wird ihnen mehr die„nen, als alle unsere Bücher, und das Gute, was „sie dich werden thun sehen, wird sie mehr rühren, „als alle unsere eitelen Reden.

„Ich

„Ich ermahne dich nicht deswegen in die großen „Städte zu ziehen: das Beyspiel des patriarchali„schen Landlebens, das erste Leben des Menschen, das „friedlichste, das natürlichste und das süßte für den„jenigen, der kein verderbtes Herz hat, ist Gegen„theils vielmehr eines von denen Beyspielen, wel„ches die Guten den andern geben sollen. Glücklich „ist das Land, mein junger Freund, wo man nicht „nöthig hat, den Frieden in einer Wüste zu suchen! „Wo ist aber dieses Land? Ein wohlthätiger Mann „befriediget seine Neigung mitten unter den Städ„ten schlecht, wo er seinen Eifer nur für Ränkema„cher oder für Betrüger auszuüben findet. Die Auf„nahme, die man daselbst den Faullenzern gönnet, „welche dahin kommen, ihr Glück zu suchen, ver„wüstet vollends das Land, welches man Gegentheils „vielmehr auf Kosten der Städte wiederum bevöl„kern sollte. Alle Menschen, die sich aus der großen „Gesellschaft entziehen, sind gerade deswegen nützlich, „weil sie sich daraus entziehen, weil alle ihre Fehler „ihr gar zu zahlreich geworden sind. Sie sind auch „noch nützlich, wenn sie das Leben, die Wartung und „die Liebe ihres ersten Standes wieder an einsame „Oerter zurück bringen können. Das Herz wird mir „weich, wenn ich daran denke, wie viele Wohlthaten „Aemil und Sophie, durch ihre bloße Zurückziehung, „um sich herum ausbreiten können; wie lebhaft sie „das Land machen, und den erloschenen Eifer des un„glücklichen Landmannes wieder beseelen können. Ich „glaube, ich sehe das Volk sich vervielfältigen, die Fel„der fruchtbar werden, das Land einen neuen Schmuck „annehmen, und den Ueberfluß der Arbeiten in Lust-

„barkeiten verwandeln. Die Freudengeschreye und „Segenswünsche erheben sich mitten unter den Spie„len um das liebenswürdige Paar, welches sie besee„let hat. Man hält das goldene Alter für ein Hirn„gespinnst, und es wird stets eins für denjenigen seyn, „der ein verderbtes Herz und einen verderbten Ge„schmack hat. Es ist nicht einmal wahr, daß man es „bedauret, weil dieses Bedauern stets eitel ist. Was „müßte man denn thun, um es wieder hervor zu „bringen? Eine einzige, aber unmögliche Sache, „man müßte es lieben.

„Es scheint schon um Sophiens Wohnung her„um zu entstehen; Sie werden zusammen das nur „vollenden, was ihre würdigen Aeltern angefangen „haben. Allein, liebster Aemil, ein so süßes Leben „mache dir keinen Ekel vor den beschwerlichen Pflich„ten, wenn sie dir jemals aufgeleget worden. Erin„nere dich, daß die Römer von dem Pfluge zum Con„sulate kamen. Wenn der Fürst oder der Staat dich „zum Dienste des Vaterlandes ruft, so verlaß alles, „um die rühmliche Verrichtung des Bürgers in dem „Posten zu erfüllen, den man dir anweist. Wenn „diese Verrichtung dir zur Last fällt, so ist es ein an„ständiges und sicheres Mittel, dich davon zu befreyen, „wenn du es mit so vieler Redlichkeit ausübest, daß „es dir nicht lange gelassen wird. Uebrigens fürchte „dich vor einer solchen Bedienung eben nicht sehr. So „lange es Menschen dieser Zeit geben wird, wird man „nicht kommen, dich zu suchen, daß du dem Staate „dienen sollst.„

Warum ist es mir nicht erlaubet, Aemilens Zu„rückkunft zu Sophien, und das Ende ihrer Verlie-

bungen, oder vielmehr den Anfang der ehelichen Liebe zu malen, die sie vereiniget! Diese Liebe gründet sich auf Hochachtung, die so lange dauret, als das Leben, auf die Tugenden, die nicht mit der Schönheit verschwinden, auf die Uebereinstimmungen der Gemüther, welche den Umgang liebenswürdig machen, und den Reiz der ersten Vereinigung bis in das Alter verlängern. Alle diese umständlichen Erzählungen aber könnten gefallen, ohne nützlich zu seyn, und bisher habe ich mir nur von den angenehmen einzelnen Vorstellungen diejenigen erlaubet, deren Nutzen ich zu sehen geglaubet. Sollte ich diese Regel am Ende meiner Arbeit verlassen? Nein, ich merke auch wohl, daß meine Feder müde ist. Da ich zu so langwierigen Arbeiten zu schwach bin: so würde ich diese verlassen, wenn sie nicht schon so weit gekommen wäre. Damit ich sie nicht unvollkommen lasse, so ist es Zeit, sie zu endigen.

Endlich sehe ich Aemils allerliebsten und meinen allerglücklichsten Tag erscheinen; ich sehe meine Sorgfalt krönen, und ich fange an, die Früchte davon zu schmecken. Das würdige Paar vereiniget sich durch eine unauflösliche Kette. Ihr Mund spricht, und ihr Herz bestätiget Eidschwüre, die nicht eitel seyn werden; sie sind Eheleute. Sie lassen sich bey der Zurückkunft aus der Kirche führen; sie wissen nicht, wo sie sind, wo sie gehen, was man um sie herum thut. Sie hören nicht, sie antworten nur verwirrte Worte, ihre unruhigen Augen sehen nichts mehr. O Wahnsinn! o menschliche Schwachheit! Die Empfindung der Glückseligkeit zerschmettert den Menschen; er ist nicht stark genug, sie zu ertragen.

Es giebt wenig Leute, die an einem Hochzeittage einen gehörigen Ton bey den neuen Eheleuten anzunehmen wissen. Der finstere Wohlstand einiger, und die leichtsinnigen Reden anderer scheinen mir auf gleiche Art übel angebracht zu seyn. Ich wollte lieber, man ließe diese jungen Herzen sich in sich selbst kehren und sich einer Bewegung überlassen, die nicht ohne Reizung ist, als daß man sie so grausamer Weise davon abzieht, um sie durch einen falschen Wohlstand zu betrüben, oder durch übele Scherzreden verlegen zu machen, welche ihnen an einem solchen Tage ganz gewiß sehr ungelegen sind, sollten sie ihnen auch gleich zu einer jeden andern Zeit wohlgefallen.

Ich sehe meine beyden jungen Leute in der süßen Mattigkeit, welche sie beunruhiget, keine von denen Reden hören, die man gegen sie führet. Da ich will, daß man alle Tage des Lebens genieße; werde ich sie einen so kostbaren Tag verlieren lassen? Nein, ich will, daß sie ihn schmecken, daß sie ihn genießen, daß er für sie seine Wollüste habe. Ich entreiße sie dem unbescheidenen Gepränge, welches ihnen beschwerlich fällt; ich führe sie bey Seite spatzieren; ich bringe sie wieder zu sich selbst, indem ich mit ihnen rede. Ich will nicht zu ihren Ohren, sondern zu ihrem Herzen reden; und mir ist nicht unbekannt, welches die einzige Materie ist, womit sie sich diesen Tag beschäfftigen können.

„Meine Kinder, sage ich zu ihnen, indem ich sie „beyde bey der Hand nehme, es sind drey Jahre, daß „ich diese lebhafte und reine Flamme habe entstehen „sehen, welche heute Ihre Glückseligkeit machet. Sie „hat nur unaufhörlich zugenommen; ich sehe in Ih-

„ren

„ren Augen, daß sie in ihrem höchsten Grade der Hef„tigkeit ist; sie kann nichts mehr, als sich schwä„chen.„ Leser, sehen Sie nicht Aemils Entzückungen, seine heftigen Gemüthsbewegungen, seine Eidschwüre; das verächliche Wesen, womit Sophie ihre Hand aus meiner losmachet, und die zärtlichen Betheurungen, die ihre Augen einander gegenseitig geben, sich bis an den letzten Seufzer anzubethen? Ich lasse sie machen, und darauf fange ich wieder an.

„Ich habe oftmals gedacht, daß, wenn man die „Glückseligkeit der Liebe in der Ehe verlängern könn„te, man das Paradies auf Erden haben würde. „Dieß ist bisher noch niemals gesehen worden. Wenn „aber die Sache nicht ganz und gar unmöglich ist: „so sind sie beyde wohl werth, ein Beyspiel zu geben, „welches Sie von niemanden werden empfangen haben „und welchem wenig Eheleute werden nachzuahmen „wissen. Wollen Sie, meine Kinder, daß ich Ihnen „ein Mittel sage, welches ich dazu ausdenke, und „welches ich das einzige mögliche zu seyn glaube?„

Sie sehen einander lächelnd an, und halten sich über meine Einfalt auf. Aemil danket mir gerade weg wegen meines Receptes, indem er saget, er glaube, Sophie habe ein besseres, und das sey ihm für sein Theil genug. Sophie billiget, und scheint eben so voller Zutrauen zu seyn. Indessen glaube ich doch, mitten unter ihrem spöttischen Wesen ein wenig Neugier zu entdecken. Ich untersuche Aemilen. Seine feurigen Augen verschlingen die Reizungen seiner Gattinn. Dieß ist die einzige Sache, worauf er begierig ist, und alles mein Reden geht ihn wenig an. Ich lächele auch meiner Seits, und sage

bey mir selbst, ich will dich bald aufmerksam machen.

Der fast unmerkliche Unterschied dieser geheimen Bewegungen zeiget doch einen sehr kenntlichen bey beyden Geschlechtern, der den angenommenen Vorurtheilen sehr zuwider ist, nämlich daß die Mannspersonen überhaupt nicht so beständig sind, als die Frauenspersonen, und der glücklichen Liebe eher überdrüßig werden. Die Frau merket die Unbeständigkeit des Mannes von weitem voraus, und wird unruhig darüber. Dieß machet sie auch eifersüchtiger. Wenn er anfängt, laulicht zu werden, und sie gezwungen ist, ihm alle die Sorge, die er ehemals ihr zu gefallen, angewandt hat, wieder zu erweisen, um ihn zu beobachten, so weinet sie, so demüthiget sie sich auch ihrer Seits, und selten mit eben dem glücklichen Erfolge. Die Ergebenheit und Sorgfalt gewinnen die Herzen: sie erwerben sie aber selten wieder. Ich komme wieder auf mein Recept wider die Erkältung der Liebe in der Ehe.

„Es ist einfältig und leicht,„ fange ich wiederum an; „man darf nur nämlich fortfahren, ein „Paar Liebende zu seyn, wenn man ein Paar Ehe„leute ist.„ „In der That, saget Aemil, da er „über das Geheimniß lachet, es wird uns nicht be„schwerlich seyn.„

„Ihnen, der Sie das sagen, viel beschwerli„cher, als Sie es vielleicht denken. Lassen Sie „mir, ich bitte Sie, die Zeit, mich zu erklären. „Die Knoten, die man gar zu fest zuziehen will, „reißen. Das ereignet sich in der Ehe, wenn man

„ihr

„ihr mehr Stärke geben will, als sie deren haben „soll. Die Treue, welche sie den beyden Eheleuten „aufleget, ist das heiligste von allen Rechten. Die „Macht aber, welche sie einem jeden von beyden über „den andern giebt, ist zu viel. Der Zwang und die Liebe „stehen schlecht beysammen, und das Vergnügen läßt „sich nicht befehlen. Errӧthen Sie nicht, Sophie, „und denken Sie nicht, wegzulaufen. Gott wolle „nicht, daß ich Ihre Sittsamkeit beleidigen wolle: „es betrifft aber das Schicksal Ihrer Tage. Eines „so großen Gegenstandes wegen ertragen Sie zwi„schen einem Manne und einem Vater Reden, die „Sie sonst nicht ertragen würden.

„Es ist nicht so wohl der Besitz, als vielmehr „die Unterwerfung, welche sättiget, und man be„hält für ein Mägdchen, das man sich hält, eine „weit längere Ergebenheit, als für eine Frau. Wie „hat man also aus den zärtlichsten Liebkosungen ei„ne Pflicht, und aus den süßesten Liebesbezeugun„gen ein Recht machen können? Die gegenseitige „Begierde machet das Recht; die Natur kennet kein „anderes. Das Gesetz kann dieses Recht einschrän„ken: es kann es aber nicht erweitern. Die Wol„lust ist an sich selbst so süß! Sollte sie von dem „traurigen Zwange die Stärke erhalten, die sie von „ihren eigenen Anreizungen nicht wird haben zie„hen können? Nein, meine Kinder, in der Ehe „sind die Herzen verbunden, die Leiber aber sind nicht „unterthänig gemacht. Sie sind einander die Treue, „nicht die Gefälligkeit schuldig. Ein jeder von bey„den kann nur dem andern zugehören: keiner von

„beyden aber kann dem andern weiter zugehören, als „in so weit er ihm gefällt.

„Wenn es also wahr ist, werther Aemil, daß „Sie der Liebhaber Ihrer Frau seyn wollen, daß sie „stets Ihre Geliebte und ihr eigen seyn soll: so seyn „Sie ein glücklicher, aber ehrerbiethiger Liebhaber; „erhalten Sie alles von der Liebe, ohne etwas von „der Pflicht zu fordern, und die geringsten Gewo„genheiten seyn niemals Rechte für Sie, sondern „Gnadenbezeugungen. Ich weis, die Scham flieht „förmliche Geständnisse und verlanget, überwunden „zu werden: betriegt sich aber, bey der zärtlichen „Empfindung und wahren Liebe, der Liebhaber wohl „wegen des geheimen Willens? Ist es ihm unbe„kannt, wenn das Herz und die Augen dasjenige „bewilligen, was sich der Mund zu verweigern stel„let? Ein jeder von beyden, der stets Herr über „seine Person und seine Liebkosungen bleibt, habe „das Recht, sie dem andern nur nach seinem eige„nen Willen zu ertheilen. Erinnern Sie sich stets, „daß auch selbst in der Ehe das Vergnügen nur „rechtmäßig ist, wenn die Begierde getheilet ist. „Fürchten Sie nicht, meine Kinder, daß dieses Ge„setz Sie entfernet hält; es wird Sie Gegentheils „vielmehr alle beyde aufmerksamer machen, einan„der zu gefallen, und dem Sattseyn vorbeugen. Da „Sie einzig und allein an einander geschränket sind: „so werden die Natur und die Liebe Sie nahe genug „bringen.„

Bey diesen und andern dergleichen Reden wird Aemil verdrüßlich, entrüstet sich; Sophie schämet sich, hält den Fächer vor die Augen und sa-

get nichts. Der Misvergnügteste von beyden ist vielleicht nicht derjenige, der sich am meisten beklaget. Ich bestehe unbarmherziger Weise darauf; ich mache, daß sich Aemil wegen seiner wenigen zärtlichen Empfindung schämet; ich werde Bürge für Sophien, daß sie auf ihren Theil den Vertrag annimmt. Ich fordere sie auf, zu reden, man muthmaßet leicht, daß sie sich nicht getrauet, mir zu widersprechen. Der unruhige Aemil zieht die Augen seiner jungen Frau zu Rathe; er sieht sie bey ihrer Verlegenheit voll von einer wollüstigen Unruhe, welche ihm wider die Gefahr, die er wegen des Vertrauens liefe, Muth machet. Er wirft sich zu ihren Füßen, küßt mit Entzücken die Hand, die sie ihm reichet, und schwört, daß er außer der versprochenen Treue allen andern Rechten auf sie entsage. „Seyn Sie, saget er zu ihr, „wertheste Gemahlinn, die Schiedesrichterinn über „meine Vergnügungen; wie Sie es über meine Tage und mein Schicksal sind. Sollte mir Ihre Grausamkeit auch das Leben kosten: so übergebe ich Ihnen doch meine theuersten Rechte. Ich will Ihrer „Gefälligkeit nichts schuldig seyn; ich will alles von „Ihrem Herzen haben.„

Guter Aemil, fasse Muth. Sophie ist selbst viel zu großmüthig, als daß sie dich als ein Schlachtopfer deiner Großmuth wird sterben lassen.

Den Abend, da ich bereit bin, sie zu verlassen, sage ich mit dem ernsthaftesten Tone zu ihnen, der mir nur möglich ist: „Erinnern Sie sich beyde, daß Sie „frey sind, und daß hier nicht von ehelichen Pflichten „die Rede ist. Folgen Sie mir; nichts von falscher „Nachgebung. Aemil, willst du kommen? Sophie

„erlaubet es.„ Aemil wird mich vor Wuth prügeln wollen. — „Und Sie, Sophie, was sagen Sie „dazu? Muß ich ihn mitnehmen?„ Die Lügnerinn wird mit Erröthen ja sagen. Allerliebste und süße Lüge, die besser ist, als die Wahrheit!

Den andern Morgen . . . . . Das Bild der Glückseligkeit schmeichelt den Menschen nicht mehr; das Verderben des Lasters hat ihren Geschmack nicht weniger, als ihre Herzen verderbet. Sie wissen das nicht mehr zu empfinden, was rührend ist, noch das zu sehen, was liebenswürdig ist. Ihr, die ihr nur, um die Wollust zu malen, glückliche Liebende aussinnet, die in dem Schooße der Wollüste schwimmen; wie unvollkommen sind noch eure Gemälde! Ihr habet nur die gröbste Hälfte davon. Die süßesten Reizungen der Wollust sind nicht dabey. O wer von euch hat nicht jemals zwey junge Eheleute, die unter glücklichen Zeichen vereiniget worden, aus dem Hochzeitbette aufstehen, und in ihren matten und keuschen Blicken die Trunkenheit derer süßen Vergnügungen, die sie geschmecket haben, die liebenswürdige Sicherheit der Unschuld, und die alsdann so liebreizende Gewißheit, ihre übrigen Tage zusammen zu zu bringen, zugleich haben sehen? Das ist der entzückendste Gegenstand, welcher dem Herzen des Menschen kann dargebothen werden; das ist das wahre Gemälde der Wollust! Ihr habet es hundertmal gesehen, ohne es zu erkennen; eure verhärteten Herzen sind nicht mehr gemacht, es zu lieben. Die glückliche und friedliche Sophie bringt den Tag in den Armen ihrer zärtlichen Mutter zu; da ist eine sehr süße Ruhe zu holen, nachdem man die Nacht in den Armen eines Ehemannes zugebracht hat.

Den

Den Uebermorgen sehe ich schon einige Veränderung des Auftrittes. Aemil will ein wenig misvergnügt zu seyn scheinen. Unter dieser Geflissenheit aber bemerke ich einen so zärtlichen Eifer, und so gar so viele Unterthänigkeit, daß ich nichts verdrüßliches davon argwohne. Was Sophien betrifft, so ist sie viel lustiger, als den Tag zuvor. Ich sehe in ihren Augen ein zufriedenes Wesen schimmern. Sie thut allerliebst mit Aemilen; sie necket ihn und suchet ihn dadurch zu reizen, worüber er nur noch verdrüßlicher wird.

Diese Veränderungen sind nicht sehr merklich: sie entgehen mir aber nicht. Ich beunruhige mich darüber, ich frage Aemilen besonders; ich vernehme, daß er zu seinem grossen Leidwesen, und ungeachtet alles seines Anhaltens, die vorhergehende Nacht habe allein schlafen müssen. Die Herrschsüchtige hat geeilet, sich ihres Rechtes zu gebrauchen. Es kömmt zur Erläuterung. Aemil beklaget sich bitterlich. Sophie scherzet: endlich aber, da sie sieht, daß er im rechten Ernste böse werden will, wirft sie ihm einen Blick voller Sanftmuth und Liebe zu. Sie drücket mir die Hand, und spricht nur das einzige Wort aus, der Undankbare! aber mit einem Tone, der in die Seele geht. Aemil ist so dumm, daß er nichts davon versteht. Ich verstehe es; ich schaffe Aemilen weg, und nehme nun auch Sophien besonders vor.

„Ich sehe, sage ich zu ihr, die Ursache von diesem Eigensinne. Man kann nicht mehr zärtliche Empfindung haben, noch sie mehr zur Unzeit anwenden. Liebste Sophie, fassen Sie sich einen Muth; „ich habe Ihnen einen Mann gegeben, fürchten Sie „sich nicht, ihn dafür an zu nehmen. Sie haben die

„Erst-

„Erstlinge seiner Jugend bekommen; er hat sie bey „niemanden verschwendet: er wird sie lange Zeit für „Sie erhalten.

„Ich muß Ihnen, mein liebes Kind, meine Ab- „sichten bey der Unterredung erklären, die wir alle „drey vorgestern mit einander gehabt haben. Sie „haben vielleicht darinnen nur einen Kunstgriff wahr- „genommen, mit Ihren Vergnügungen sparsam zu „seyn, um sie dauerhaft zu machen. O Sophie, sie „hatte einen andern meiner Sorgfalt würdigern Ge- „genstand. Da Aemil Ihr Gemahl geworden: so „ist er Ihr Haupt geworden; Ihnen kömmt es zu, „zu gehorchen; so hat es die Natur gewollt. Wenn „die Frau Sophien gleicht, so ist es gleichwohl gut, „daß der Mann durch sie geführet werde; dieß ist „auch noch ein Gesetz der Natur; und um Ihnen so „viel Gewalt über sein Herz zu geben, als ihm sein „Geschlecht über Ihre Person giebt, habe ich seine „Vergnügungen in Ihre Willkühr gestellet. Es wird „Ihnen beschwerliche Beraubungen kosten: Sie wer- „den aber über ihn herrschen, wenn Sie über sich „zu herrschen wissen; und was bereits vorgegangen „ist, zeiget mir, daß diese schwere Kunst nicht über „Ihre Herzhaftigkeit ist. Sie werden durch die Liebe „lange Zeit herrschen, wenn Sie Ihre Gunstbezeu- „gungen selten und kostbar machen, wenn Sie sol- „che in einen Werth zu setzen wissen. Wollen Sie „Ihren Mann unaufhörlich zu Ihren Füßen sehen? „Halten Sie ihn stets in einer Entfernung von Ih- „rer Person. Bringen Sie aber bey Ihrer Strenge „Sittsamkeit, und nicht Eigensinn an; er sehe Sie „zurückhaltend, aber nicht phantastisch; nehmen Sie

„sich

„sich in Acht, daß, wenn Sie mit seiner Liebe behut-„sam umgehen, Sie ihn nicht an Ihrer zweifeln las-„sen. Lassen Sie sich durch Ihre Gunstbezeugungen „werth, und durch Ihre Verweigerungen in Ehren „halten. Er ehre die Keuschheit seiner Frau, „ohne daß er sich über ihre Kaltsinnigkeit zu bekla-„gen habe.

„Auf solche Art, mein Kind, wird er Ihnen sein „Vertrauen schenken, Ihr Gutachten anhören, Sie in „seinen Angelegenheiten zu Rathe ziehen, und nichts „beschliessen, ohne sich mit Ihnen darüber zu berath-„schlagen. Auf solche Art können Sie ihn wieder „zur Weisheit zurück rufen, wenn er sich verirret, „ihn durch eine süße Ueberredung zurück führen, sich „liebenswürdig machen, um sich nützlich zu machen, „die Buhlerey zum Besten der Tugend, und die Liebe „zum Vortheile der Vernunft anwenden.

„Glauben Sie bey allem dem nicht, daß Ihnen „diese Kunst stets dienen könne. Was für Vorsicht „man auch anwenden könne, so vernutzet der Genuß „dennoch die Vergnügungen, und die Liebe vor allen „andern. Wenn aber die Liebe lange Zeit gedauret „hat: so erfüllet eine süße Gewohnheit das Leere der-„selben, und die Anreizung des Vertrauens folget auf „die Entzückungen der Leidenschaft. Die Kinder bil-„den unter denjenigen, die ihnen das Leben gegeben „haben, eine nicht weniger süße und oftmals noch „stärkere Verbindung, als die Liebe selbst. Wenn Sie „aufhören werden, Aemils Gebietherinn zu seyn: so „werden Sie seine Frau und seine Freundinn seyn; „Sie werden die Mutter seiner Kinder seyn. Als-„dann errichten Sie, anstatt Ihrer ersten Zurückhal-

„tung,

„kung, die gröste Vertraulichkeit unter sich; es sey „da kein besonderes Bette, keine Weigerung, kein Eigensinn mehr. Werden Sie dergestalt seine Hälfte, „daß er Ihrer nicht mehr Umgang haben kann, und „daß, so bald er Sie verläßt, er sich von sich selbst „weit entfernet zu seyn spüre. Sie ließen die Reizungen des häuslichen Lebens in dem väterlichen Hause „so gut herrschen, lassen Sie solche nun eben so gut „in Ihrem herrschen. Ein jeder Mann, dem es in „seinem Hause gefällt, liebet seine Frau. Erinnern „Sie sich, daß, wenn Ihr Gemahl bey Ihnen zu „Hause glücklich lebet, Sie eine glückliche Frau „seyn werden.

„Was das Gegenwärtige betrifft, so seyn Sie „nicht so strenge gegen Ihren Liebhaber. Er hat mehr „Gefälligkeit verdienet; er würde sich durch Ihre Beunruhigung beleidiget finden. Schonen Sie seiner „Gesundheit auf Kosten seiner Glückseligkeit nicht so „sehr, und geniessen Sie der Ihrigen. Man muß „nicht den Ekel erwarten, noch die Begierde abweisen; man muß nicht abschlagen, damit man abschlage, sondern damit man dasjenige in Werth setze, was man bewilliget.„

Da ich sie darauf wieder vereinige, so sage ich in ihrer Gegenwart zu ihrem jungen Manne: „Man „muß das Joch schon ertragen, was man sich auferleget hat. Verdienen Sie, daß es Ihnen leicht „gemacht werde. Vornehmlich aber seyn Sie freundlich, und bilden sich nicht ein, daß Sie sich durch „Schmollen liebenswürdig machen.„ Der Friede ist nicht schwer zu schliessen, und ein jeder muthmaßet die Bedingung leicht. Der Vertrag wird durch einen

Kuß

Kuß unterzeichnet; darauf sage ich zu meinem Untergebenen: „Werthester Aemil, ein Mensch hat „sein ganzes Lebenlang Rath und Führung nöthig. „Ich habe mein Bestes gethan, diese Pflicht bisher „gegen Sie zu erfüllen. Hier endiget sich meine lange Arbeit, und eines andern seine fängt an. Ich „lege heute die Gewalt nieder, welche Sie mir anvertrauet hatten; und das ist hinführo Ihr Hofmeister.„

Nach und nach leget sich der erste Wahnsinn, und läßt sie in Friede die Reizungen ihres neuen Standes schmecken. Glückliche Liebende, würdige Eheleute! Wenn man ihre Tugenden ehren, wenn man ihre Glückseligkeit abschildern wollte: so müßte man die Geschichte ihres Lebens machen. Wie vielmal, wenn ich ihnen mein Werk betrachte, fühle ich mich von einer freudigen Entzückung überfallen, die mein Herz klopfen läßt! Wie vielmal vereinige ich ihre Hände in meinen, indem ich die göttliche Vorsehung preise und heiße Seufzer ausstoße! Was für Küsse drücke ich auf diese beyden Hände, die sich in einander schränken! Von wie vielen Freudenthränen fühlen sie mich sie benetzen! Sie werden ihrer Seits auch erweicht, indem sie meine Entzückungen mit mir theilen. Ihre ehrwürdigen Aeltern genießen noch einmal ihrer Jugend in ihrer Kinder ihrer. Sie fangen, so zu sagen, wiederum an, in ihnen zu leben, oder vielmehr sie lernen zum ersten Male den Werth des Lebens kennen. Sie verwünschen ihren alten Reichthum, der sie verhinderte, in eben dem Alter ein so reizendes Schicksal zu schmecken. Wenn es Glückseligkeit auf Erden giebt: so muß man sie in dem Aufenthalte suchen, wo wir leben.

Nach Verlaufe einiger Monate kömmt Aemil an einem Morgen in mein Zimmer, umarmet mich und saget zu mir: „Mein Lehrmeister, wünschen „Sie Ihrem Kinde Glück; es hoffet, bald die Ehre „zu haben, Vater zu werden. O was für Sorgfalt wird unserm Eifer aufgeleget werden; und „wie nöthig werden wir Ihrer haben! Gott wolle „nicht, daß ich Sie auch noch den Sohn erziehen „lasse, nachdem Sie den Vater erzogen haben! „Gott wolle nicht, daß eine so heilige und so süße „Pflicht jemals von einem andern, als von mir, „erfüllet werde, sollte ich auch gleich so gut für ihn „wählen, als man für mich gewählet hat. Bleiben Sie aber der Lehrmeister junger Lehrmeister. „Rathen Sie uns, führen Sie uns; wir werden „folgsam seyn. So lange ich leben werde, werde „ich Ihrer nöthig haben. Ich habe Ihrer jetzt „mehr nöthig, als jemals, da meine Verrichtungen eines Mannes anfangen. Sie haben die Ihrigen erfüllet; führen Sie mich, Ihnen nachzuahmen, und ruhen Sie aus; es ist Zeit dazu.„

ENDE.

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS.

Register

Register
der in den beyden letzten Theilen enthaltenen Sachen.

Die römische Zahl bedeutet den Theil, und die arabische die Seite desselben. N. zeiget die Note an. Wo keine römische Zahl vor der arabischen steht, da ist allezeit die erste vorhergehende zu verstehen.

Academien nützen nicht viel III, 240
Adrast, König der Daunier IV, 287
Aemil kömmt in die Jünglingsjahre III, 168 wie er sich bey seinem Eintritte in die Welt beträgt 218 f. seine Aufführung bey dem schönen Geschlechte 224 was für Vortheile er suchet oder verachtet 229 geht mit seinem Hofmeister von Paris IV, 141 ihre Reisen 142 zu welchem Ende 147 sie werden von Sophiens Vater wohl aufgenommen 148 Anfang seiner Liebe 149 nimmt zwo Meilen weit von Sophien seine Wohnung IV, 161 kömmt wieder zu ihr 164 redet mit ihr und wird von ihr angehöret 168 f. ist ihr öffentlich erklärter Liebhaber 177 giebt seiner Geliebten in verschiedenen Gattungen der Künste und Wissenschaften Unterricht 179, 181 Unwillen zwischen den beyden Geliebten, und weswegen 184 Vergleich und für welchen Preis 185 Verweis, den ihm Sophiens Mutter giebt 186 was für einer Art Eifersucht er fähig seyn wird 194 wird durch die Liebe nicht geändert IV, 200 seine verschiedenen Reisen zu Sophiens Vater 201 seine Beschäfftigungen an denen Tagen, da er Sophien nicht sieht 205 f. seine Aufführung gegen

gen die Bauern IV, 206 f. wie er von Sophien im Laufen überwunden wird 210 wird von ihrem Vater in der Werkstatt besuchet 211 auch von Sophien in Begleitung ihrer Mutter IV, 212 weigert sich mit ihnen zurück zu kehren 213 steht mit Sophien Gevatter und bey welcher Gelegenheit 223 wird von seinem Hofmeister ermahnet, Sophien auf eine Zeitlang zu verlassen 224 f. seine Unruhe und Entrüstung darüber 235 f. gehorchet endlich dem Befehle, den er zur Abreise erhält 242 verspricht nach zweyen Jahren zurück zu kommen 243 Trennung 244 Unterricht wegen der Reisen, die er thun soll IV, 261 f. mit was für Kenntnissen er wieder kommen wird 263 Schluß aus seinen Beobachtungen auf seiner Reise IV, 298 seine Rückkehr zu Sophien IV, 306 seine Heurath mit ihr 307 wird bald Vater werden 320 tritt an seines Hofmeisters Stelle ebend.

Agrigentiner große Baugeister III, 251

Alcinous, dessen Garten IV, 166 N.

Alexander redet durch Zeichen III, 183

Alte, die Quelle der reinen Litteratur III, 240

Amatus Lusitanus will einen chymischen Menschen gesehen haben III, 43 N.

Antonius, Stärke seiner sinnlichen Beredsamkeit III, 184

Antwort eines alten Edelmannes wegen der besten Zeit III, 225

Apelles, was er zu einem schlechten Maler gesaget IV, 43

Apicius reiset nach leckerhaften Speisen III, 245

Aristides, dessen Gerechtigkeit III, 142

Aristokratie, was sie ist IV, 283 ihre Gränzen 284 schicket sich für mittelmäßige Staaten ebend.

Atheisterey, ob sie schädlicher, als der Fanatismus III, 156 f. N.

Auben=

Aubenton ordnet ein Naturaliencabinett gut IV, 146
Aurelius Victor wird angeführet III, 190

B.

Bayle behauptet, der Fanatismus sey schädlicher, als die Atheisterey III, 156 N.
Beau, le, was er von den Wilden saget III, 166
Bediente, deren muß man wenig haben, wenn man wohl bedienet seyn will III, 248
Belustigung, welches die wahren sind III, 269
Bethen, warum solches geschehen soll III, 91
Bewegung ist nicht von dem Wesen der Materie III, 32 N. 38 ist von zweyerley Art 33 was für eine bey den Thieren 33 Beweis einer ersten Ursache 36, 40
Bibel, Seltsamkeit ihrer Sprache III, 188
Böse, ob sie zu unendlichen Martern verdammt sind III, 65
Bossuet hat in seinem Buche den katholischen Glauben nicht richtig vorgestellet III, 123
Brantome, sonderbare Geschichte, die er erzählet IV, 96 N.
Bucentauro, Kraft der Ceremonie damit III, 182
Bücher, deren Misbrauch IV, 246 lassen das Buch der Welt verachten ebend.
Bürger, Sinn dieses Wortes IV, 271 die Franzosen haben den Begriff desselben verkehret III, 223 N.
Buhlerinn, deren Betragen IV, 73 hat in wichtigen Dingen keine Gewalt über ihren Liebhaber 91

C.

Cäsar will man nicht so gern seyn, als Cato III, 74

Cartesius fordert Zweifeln zur Untersuchung der Wahrheit III, 20 dessen Wirbel 36
Catechismus, die meisten sind nicht recht eingerichtet IV, 59 Muster einer Einleitung dazu 60
Catilina, woher uns noch dessen Verbrechen rühren III, 75
Cato, woher man solcher lieber seyn will, als Cäsar III. 74
Charron, dessen Meynung von der Religion der Menschen III, 100 f. N.
Cicero mit dem Demosthenes verglichen III, 239
Circe, warum sie sich dem Ulysses ergeben IV, 216
Clarke erleuchtet die Welt III, 25
Cleopatra, eine Nacht bey ihr wird mit dem Leben erkaufet III, 190
Condamine führet etwas sonderbares an III, 29
Coriolan wird durch den Aufzug römischer Weiber gerühret IV, 91
Ctesias, wie man ihn weniger lächerlich machen würd IV, 253

D.

Darius in Scythien erhält ein sonderbares Geschenk von dessen Könige III, 183
Daseyn, meines, die erste bekannte Wahrheit III, 26 der Gegenstände unserer sinnlichen Empfindungen, die zweyte bekannte Wahrheit 27
Decemvir, wodurch sich ihre Tyranney geendiget IV, 91
Deisterey, darauf sollen viele Römischkatholische gerathen III, 17
Delila stärker als Simson IV, 13
Demokratie, was sie ist IV, 283 schicket sich für kleine Staaten 284
Demosthenes mit dem Cicero verglichen III, 239

Deutsche, alte, ihre Enthaltsamkeit und deren Wirkung III, 170 ihre Ehrerbiethung gegen die Frauenspersonen IV, 90
Diane, eine Feindinn der Liebe III, 179
Diogenes, sein Gang vor dem Zeno III, 183
Dorf, Mittel, daselbst ein angenehmes Leben zu führen III, 253
Duclos, seine Grundsätze der Erziehung wegen der Höflichkeit III, 227 f.
Dünste bey den Frauenspersonen, was sie sind III, 260
Duldung, Unterschied unter der bürgerlichen und theologischen ist kindisch und eitel III, 140 N.

E.

Edelmann, eines alten, Antwort an Ludwig XV wegen des Vorzuges der Zeiten III, 225
Ehe, erste Stiftung der Natur III, 18 der heiligste von allen Verträgen 189 Ursache der schlecht gepaarten IV, 130 glückliche, worauf sie ankommen VI, 131, 134, 135, 139 f.
Ehemänner, Ursache ihrer Gleichgültigkeit IV, 47
Eifersucht in der Liebe kömmt von der Natur IV, 190 hängt viel von der Macht des andern Geschlechtes ab 191 hat ihren Bewegungsgrund vielmehr in den gesellschaftlichen Leidenschaften, als dem ursprünglichen Triebe 193
Eigenthum vergiftet alles Vergnügen III, 269 wie man solches mehr erhalten kann, als der Besitzer 270
Empedokles, was er den Agrigentinern vorwirft III, 251
Empfinden, worinnen es von dem Urtheilen unterschieden III, 28
Empfindung, innerliche, bezieht sich auf die sinnliche Ordnung des Weltgebäudes III, 41, 70 f. ist schwer zurück zu bringen 94

Empfindung meiner, Zweifel wegen deren Natur III, 26 f.
Empfindungen, natürliche, gehen vor unserm Verstande vorher III, 80 sind von zweyerley Art 81
Enclos, Mademoiselle de l', verachtet die Tugenden ihres Geschlechtes IV, 79 und machet sich zum Manne 137
Engländer mit den Franzosen in Ansehung der Reisen verglichen IV, 249, 250
Erstlinge, gar zu frühzeitige sind abgeschmackt III, 247
Erziehung, Mittel, deren Wirkung über das ganze Leben zu erstrecken IV, 196, 197 sollen in aller Einfalt der Natur seyn 197 und für einen Erwachsenen ganz anders, als für ein Kind III, 173 auch für beyde Geschlechter unterschieden IV, 18
Evangelium, Heiligkeit desselben III, 141
Ewigkeit, Schwierigkeit bey diesem Begriffe IV, 64

F.

Fanatismus, ob er schädlicher, als die Atheisterey ist III, 156 f.
Flogisticon, wie es die Chymici ansehen III, 33
Fontenelle, was er in den Streitigkeiten wegen der Alten und Neuern sagete III, 240
Franzosen kennen andere Völker wenig IV, 246 werden mit den Engländern in Ansehung ihres Reisens verglichen 249 f.
Frauen von grossen Gaben, deren Marktschreyerey IV, 137
Frauensperson, Untersuchung der Gleichförmigkeiten und des Unterschiedes ihres und unsers Geschlechtes IV, 4 f. worinnen sie Mannspersonen sind 4 ihre Bestimmung 5 ihre Waffen,

die Mannspersonen unter das Joch zu bringen 6 rühmen sich ihrer Schwachheit 11 sind stets Frauenspersonen nach Verhältniß ihres Geschlechtes 13 was sie thun müssen, deren Verrichtung recht zu erfüllen ebend. ihre Untreue ist strafbarer, als der Mannspersonen ihre 14 müssen den Schein selbst unter die Zahl ihrer Pflichten setzen 15 sind fruchtbarer auf dem Lande, als in den großen Städten und warum 16 ihre Erziehung muß der Mannspersonen ihre zuwider seyn, und in welcher Absicht 23 ihre Abhängigkeit von den Mannspersonen und worinn IV, 22 wie sie ihrem Berufe entsagen 24 ihre wichtigste Eigenschaft 37 ihre wahre Quelle 41 ihre Höflichkeit 52 f. sind vielmehr geschickt, als falsch 76 sind nicht zur Aufsuchung abstracter Wahrheiten gemacht 80 Sicherheit ihres Geschmackes in physischen Dingen III, 233 sind die natürlichen Richterinnen von den Verdiensten der Mannspersonen IV, 90, 109 waren bey den Römern Ursache an den größten Staatsveränderungen 90 was sie afterrednerisch und satyrisch machet 109

Frauensperson, unverschämte, sind falscher, als die andern IV, 78 N.

Freyheit, worinnen sie besteht III, 55 ihr unmaterialisches Grundwesen 56 warum sie uns gegeben worden 57 Wirkung ihres guten oder bösen Gebrauches 82 f. verträgt sich nicht mit dem Worte Herrschaft IV, 299 und mit der Ausnahme von Bedürfnissen 300 man strebet unter der Bedeckung der Gesetze vergebens darnach IV, 302 ist in keiner Regierungsform 302 sondern in dem Herzen eines freyen Menschen ebend.

Freywilligkeit in den Handlungen III, 34

Früchte, frühzeitige aus den Treibhäusern sind unschmackhaft III, 247

G.

Galanterie, welche Art von Eifersucht sie hervorbringt IV, 193
Galathee, ihre große Redekunst IV, 77
Gebeth, ob solches etwas wirken könne III, 91 N.
Geistliche, ob sie keine redliche Männer sind III, 121 N.
Geld tödtet die Liebe III, 254
Gelehrte, was sie für Absicht haben bey ihren Reisen IV, 255
Geschlecht, Eitelkeit des Streites über den Vorzug oder die Gleichheit der Geschlechter IV, 5 worinnen sie gleich und nicht gleich sind 6 gehen bey ihrer Vereinigung auf unterschiedene Art zu einerley Gegenstande 6 aus dieser Vereinigung entstehen die süßesten Gesetze der Liebe 12 ihre Pflichten gegen einander können nicht einerley Strenge haben 14 wie dasjenige muß in Ehren gehalten werden, was sie kenntlich machet 19 worinnen ihr gesellschaftliches Verhältniß vortrefflich ist 55 f.
Geschmack, Betrachtung darüber III, 230 f. Unterschied der Alten und Neuern ihres 237 wo man ihn erlernen muß 240
Gesellschaft, ihr wahres Band III, 254
Gesellschaftsvertrag, erster, wie er entstanden IV, 269 was er hervorbringt 270 bedarf niemals eine andere Gewährsleistung, als die öffentliche Stärke 272 machet den Menschen freyer, als er im Stande der Natur seyn würde 273
Gesetz, dessen Erklärung ist noch zu machen IV, 274
Gesezgebung, vollkommene IV, 280
Gesicht ändert sich nicht mit den Moden IV, 42
Gespräch eines Begeisterten und Vernünftlers III, 115
Gewissen, der beste Casuist III, 70 f. der erleuchteste Philosoph IV, 136 andere Begriffe davon III, 78, 82 warum es so wenig Gehör findet 83

Gewissensbisse hat wohl ein jeder erfahren III, 76
Gewohnheit, die ordentliche Erziehung giebt den Kindern und jungen Leuten keine wahre IV, 198
Glaubensbekenntniß eines savoyischen Vicarius III, 16
Glaubensbothen, ob sie überall hinkommen III, 131
Glaubenslehren, welche wichtig sind IV, 70 f.
Glückseligkeit, Endzweck eines jeden vernünftigen Wesens IV, 224 ihr Weg der Natur ihrer 225
Gott ist unbegreiflich III, 46, 67, 69 mächtig, gütig, gerecht 59 f. 69 unmaterialisch 67 ewig 68 verständig und wie 68
Gottesdienst, welches der wahre III, 145
Grabschrift eines neuen Helden mit Sardanapals seiner verglichen III, 238
Grotius wird wegen des Staatsrechtes angeführet IV, 264 hat nur falsche Grundsätze von dem Völkerrechte gegeben 286

H.

Hackspan, Dietrich, giebt ein Buch der Juden wider die christliche Religion heraus III, 129 N.
Hauptstädte gleichen einander alle IV, 289 daselbst muß man nicht die Nationen studiren ebend.
Herkules gehorchet einer Frau IV, 13
Herodotus ein Sittenmaler IV, 251 wird zur Unzeit lächerlich gemacht 253
Herz, Nothwendigkeit, den Begierden desselben Gesetze aufzulegen IV, 228
Heydenthum, dessen Götter sind abscheulich III, 77
Hobbes wird wegen des Staatsrechtes angeführet IV, 264
Höflichkeit, worinnen die wahre besteht III, 225 Stelle davon aus dem Duclos 226
Hofmeister Aemils ist dessen und Sophiens Ver-

tranter und Liebesunterhändler IV, 176 rühmet sich dieses Amtes ebend. läßt seinen Untergebenen reisen 261 f. bringt ihn wieder zurück 306 verheurathet ihn mit Sophien 307 lebet bey ihnen in Ruhe 320
Hofmeister, gemeine, ihre gar zu große Strenge gegen junge Leute IV, 46 bezeigen sich schlecht, wenn ihre Untergebenen groß geworden 197
Hospitium für Neubekehrte, übele Begegnung darinnen III, 4

J.

Jagd, deren Nutzen bey der Erziehung III, 178 ihre Unbequemlichkeiten, wo sie nicht frey ist 267 wenn sie ein Vergnügen machet 268
Jahreszeiten, ihnen soll man nicht vorgreifen wollen III, 247
Idealisten und Materialisten, Hirngespinst ihrer Unterscheidungen III, 27
Ideen, vergleichungs- und zahlmäßige sind nicht sinnliche Empfindungen III, 29 abgesonderte, eine Quelle der größten Irrthümer 38 f. der Gerechtigkeit und Ehrbarkeit sind überall einerley 77 erworbene von den natürlichen Empfindungen unterschieden 80
Idomeneus, dergleichen giebt es nicht viel IV, 287
Jesus Christus ist der vollkommene Gerechte III, 142 Vortrefflichkeit seiner Sittenlehre 143 Glaubwürdigkeit seiner Geschichte ebend.
Instinct, dessen Erklärung III, 71 N.
John, ein junger Lord, schmeißt ein Paar schöne Manschetten ins Feuer, und warum IV, 295 f.
Juden, ob sie etwas wider die christliche Religion zu sagen haben III, 130 N. warum sie still seyn sollen 129
Jüngling, ihnen muß als Männern begegnet werden III, 168 man muß sie das lehren, was man ihnen verborgen hat 176 aber mit was für Vorberei-

bereitung 185 Mittel, sie fast ohne Gefahr in die Welt zu bringen III, 200 f. sind gelehriger, als in ihrer Kindheit 211 sie soll man verliebt machen, ehe man sie auf Reisen führet IV, 294 Nutzen in einem Beyspiele davon 295
Julius Camillus soll chymische Menschen gemacht haben III, 43 N.

K.

Katholiken, vernünftige und rechtschaffene sollen meist auf Naturalisterey und Deisterey gerathen III, 17 N. lehren in ihren Gemeinen anders, als sie in ihren Büchern schreiben 123
Kinder, ihre gute Leibesbeschaffenheit hängt von ihrer Mütter ihrer ab IV, 17 gemeinschaftlicher Zeitvertreib derer von beyderley Geschlechte 29 eigener Geschmack, der sie unterscheidet ebend.
Kleidung, Bequemlichkeit der alten Griechen ihrer IV, 28 Zwang der unserigen ebend. der Frauenspersonen ihrer, und sonderlich in England IV, 28
Klöster, worinnen sie in Ansehung der Töchter dem väterlichen Hause vorzuziehen IV, 26 f. sind wahre Schulen der Buhlerey 85
Knaben würden besser erzogen werden, wenn es keine öffentlich Schulen gäbe IV, 20 f.
Könige, wer so heißt IV, 277
Künste, anmuthige, brauchen keine Lehrer IV, 50

L.

Lächerliche ist stets auf Seiten des Wahnes III, 261
La Motte glaubet einen Anwachs der Vernunft in dem menschlichen Geschlechte III, 239
Lange Weile hat das gemeine Volk nicht III, 259 ist eine Geißel der Reichen ebend.
Laster sind mit sich selbst nicht eins III, 256
Lehre, deren übele Wirkung, wenn sie traurig sind IV, 88
Leidenschaften, wie sie gut oder böse sind IV, 232

Leo=

Leonidas stirbt für sein Vaterland III, 142
Liebe, eine Empfindung voller Billigkeit IV, 194 ihre Macht über die Neigungen junger Leute IV, 294
Locke, dessen Meynung von der Materie III, 51 wenn er seinen Untergebenen verläßt IV, 4
Lucia will sich an ihrem Geschenke für ihren Geliebten nicht helfen lassen IV, 296
Lucretia, die keusche, bethet die unzüchtige Venus an III, 77

M.

Macht, Verstand dieses Wortes in der Staatskunst IV, 271
Mägdchen, ihre Neigung zum Putze äußert sich gleich in ihrer Kindheit IV, 25, 30 zu was für Beschäfftigungen solche sie treibt 31 sind gelehriger, als die Knaben 32 werden auch eher verständig ebend. und eher von der Empfindung des Wohlstandes und der Ehrbarkeit gerühret 50 dürfen nicht bey Zeiten lesen und schreiben lernen IV, 33 vor allen aber vielleicht rechnen ebend. sollen gleich anfangs zum Zwange angehalten werden 34 und warum 36 treiben es in allem auf das Aeußerste 36 woraus viele den Frauenspersonen eigene Laster entspringen ebend. ihr Geplopper ist angenehm IV, 51 geheimer Bewegungsgrund ihrer gegenseitigen Liebkosungen vor den Mannspersonen 54 scheinbarer Zwang, den man ihnen aufleget, und zu welchem Ende 85 Mittel, sie wahrhaftig weise zu machen 95 Herrschaft, welche sie dadurch erlangen 96 Beyspiel davon 97 N. wie sie zu Sparta erzogen worden IV, 26
Mägdchen, kleine, ihr Widerwille gegen das Lesen und Schreiben IV, 31 sind viel verschlagener, als die kleinen Knaben 39 Beyspiel davon 40 soll man zeitig zum Schwatzen gewöhnen 54 Nutzen, den man davon hat ebend.

Magistrat, Verstand dieses Wortes IV, 277
Mahlzeit, vergnügliche eines Reichen auf dem Lande III, 263 f.
Mann gefällt der Frau, weil er stärker ist, als sie IV, 6 worinnen er von der Frau abhängt 10, 22 seine Höflichkeit ist dienstfertiger, als der Frau ihre 52 natürlicher Richter des Verdienstes der Frauenspersonen 109 ist von der Natur bestimmet, sich mit einer einzigen zu begnügen 192 ist in jedem Alter immer eben derselbe 196
Manschetten, ein Paar schöne werden von einem Lord ins Feuer geschmissen und warum IV, 295
Marcel, ein berufener Tanzmeister, urtheilet sonderbar aus der Mine III, 222
Materialismus, seine Ungereimtheit III, 37. 51 f.
Materialisten, ihre Streitigkeiten heißen nichts III, 27 ihr Urtheil wird mit eines Tauben seinem verglichen 53 f.
Materie, ihr natürlicher Zustand III, 37 kann nicht denken 51 f.
Mensch, welchen Rang er in der Ordnung der Dinge einnimmt III, 47 besteht aus zweyen Wesen 51, 62 das Mittel ihrer Vereinigung ist unbegreiflich III, 37, 88 seine Würde 47 sie ist für ihn ein Bewegungsgrund der Erkenntlichkeit 48 er ist Urheber des Bösen 59 ob er von Natur gut oder böse ist 73 Ungerechtigkeit seiner Klagen wegen der Kürze des Lebens 142 ist in jedem Alter ebenderselbe 196
Metaphysik soll keine Wahrheit entdecken lassen III, 38
Monarchie, was sie ist IV, 283 schicket sich für große Staaten 284
Montagne wird angeführet III, 79, 217 Enthaltsamkeit seines Vaters III, 171
Montesquieu wird gelobet IV, 264
Morgenländer, wie sie das Leben ansehen III, 249
Mütter haben die Erziehung ihrer Töchter in ihrer

Gewalt IV, 19 wie sie solche erziehen sollen 38
wenn sie dieselben in die Welt führen können 83

N.

Nachahmung, Quelle des Schönen in den Arbeiten der Menschen III, 232
Nachttisch, woher dessen Misbrauch kömmt IV, 44
Nation, eine jede hat ihren eigenen Charakter IV, 243 wie deren besondere Unterscheidungen verschwinden 251, 252
Naturalisterey, darauf sollen viele Römischkatholische gerathen III, 17 N.
Naturgaben, ihre guten Wirkungen IV, 50 welche den ersten Rang in der Kunst zu gefallen hat 51 angenehme sind gar zu sehr zur Kunst gemacht IV, 48
Naturtrieb, dessen Erklärung III, 71 N.
Newton, dessen Gesetz der Anziehung III, 35 f.
Nichtduldung, eine schreckliche Lehre III, 148
Nieuwentyt unternimmt sich zu viel III, 43
Nothzüchtigung bey den alten Griechen und Juden sehr gemein IV, 11 zu unsern Zeiten seltener und woher 12

O.

Obrigkeit, drey wesentlich verschiedene Willen bey ihr zu unterscheiden IV, 280
Offenbarung, eine göttliche ist von je her geglaubet worden III, 95 N. ob solche nothwendig sey 96 N. 140 N. was sie zur natürlichen Religion hinzuthue 97 N. wozu man sie brauche 98 wie viel es deren in Europa gebe 125 und in welchen Sprachen sie geschrieben 126
Omphale ist stärker, als Herkules IV, 13
Orpheus lehret den ersten Gottesdienst III, 93

P.

Pallast, deren Unnützlichkeit III, 249 ihre Unbequemlichkeiten 250
Paracelsus lehret chymische Menschen machen III, 43 N.

Paris, ein Sitz des Geschmackes III, 235 und des Lasters 272
Pariser, worinnen sie bey vielem Witze dämisch sind IV, 246
Philipp, was für starke Plätze er für seine hält III, 250
Philokles wird nicht mehr angetroffen IV, 281
Philosophen, ihre Fehler III, 21 Ursache ihrer mannichfaltigen Meynungen 22 nehmen sich der Wahrheit nicht an 23 ihr einziger Gegenstand 24 ihre seltsamen Lehrgebäude 25, 44, 78
Pierre, Abt von St. wird angeführet IV, 286
Plato, sein erdichteter Gerechter III, 142 warum er in seiner Republik den Frauenspersonen einerley Uebungen mit den Mannspersonen giebt IV, 17 wie er reisete 145
Plebejer erhielten durch eine Frauensperson die Consulwürde IV, 91
Plutarch, ein Ausspruch von ihm III, 61
Protesilaus, dergleichen findet man viele IV, 287
Pul-Serrho, was es bey den Muhamedanern ist III, 159 f. N.
Putz, dessen Unbequemlichkeiten III, 253 darinnen ist die Erziehung junger Mägdchen ganz widersinnig IV, 42 ist gewissen Gestalten nothwendig 43 der zu Grunde richtende eine Eitelkeit des Ranges und nicht der Person ebend.
Pythagoras, wie er reisete IV, 145

R.

Raymund Lullus, wozu seine Kunst gut ist IV, 247
Recht des Eigenthums, was dabey zu beobachten IV, 273
Recht des Krieges soll Grotius und andere falsch bestimmet haben IV, 286
Recht der Natur, ob es der Grund der Gesellschaft ist IV, 267
Recht der Oberherrschaft, was es ist IV, 273

Recht der Sclaverey, was dabey zu betrachten vorkömmt IV, 268
Recht der Stärke, ob es der Grund der Gesellschaft ist IV, 267
Regierung, Verstand dieses Wortes IV, 277 ihre verschiedenen Formen 282 f. eines einzigen seine ist die thätigste unter allen 281 leichte und einfache Regeln, deren Güte zu beurtheilen 290 deren Geist ist niemals einerley in der Stadt und auf dem Lande 293
Reiche, was sie gemeiniglich sind III, 243 was sie thun sollten, um ihres Reichthumes wirklich zu genießen 244 f. haben allezeit lange Weile 259 wer der wahre Reiche ist 271 was er sich für unschuldiges Vergnügen unter den Bauern machen kann 265
Reichthum ist zur Wollust und zum Vergnügen nicht nöthig III, 271
Reisen, wie solches geschehen soll IV, 144 Annehmlichkeit, solches zu Fuße zu thun ebend. dabey muß man vor allen Dingen die Völker beobachten IV, 255 Frage deswegen 245 solche anders vorgetragen 248 warum es gewisse Leute weniger unterrichtet, als die Bücher 249 worauf der Unterricht ankömmt, den man davon zieht 254 gehöret nur für sehr wenige Leute und für welche 256 wenn man es als einen Theil der Erziehung nimmt, so muß es seine Regeln haben 257 was es für die Jugend unfruchtbar machet 288 warum man sich dabey wenig in großen Städten aufhalten soll 293
Reisende, ihre Lügen und ihre schlechte Treu und Glauben IV, 247 Absicht der Gelehrten 255
Religion, daraus soll man keinen Gegenstand der Traurigkeit und des Zwanges machen IV, 57 ihre Macht, das Böse zu verhindern und das Gute zu befördern III, 158 f. N. die drey vornehmsten in Europa III, 124 ob man sie alle untersuchen müsse 120

Religion, christliche, ob sie zwo Offenbarungen habe III, 125 was zu deren Prüfung gehöret 135, 137 N.
Religion, evangelische, deren Lob III, 153
Religion, natürliche, ob noch etwas dazu gesetzet werden könne III, 97 enthält nur die Anfangsgründe aller Religionen 100
Reuchlin zieht sich die Gottesgelehrten über den Hals III, 128 N.
Ritter, irrende, kennen die Liebe IV, 92
Römer, ihre Aufmerksamkeit auf die Zeichensprache III, 184
Rom, dessen Ehrerbiethung gegen die Frauensperson IV, 90 wird durch sie aus den Händen eines Verbanneten gerettet 91 und durch eine Frau frey gemacht ebend.

S.

Salent, ein anderes suchet Aemil IV, 287
Sammlung von Gemälden und Büchern ist allezeit unvollständig III, 251
Sardanapal, dessen Grabschrift III, 238
Schaubühne, was man da lernet III, 241 wozu deren Erlernung führet ebend.
Schönheit, ihr wahrer Triumph ist, durch sich selbst zu schimmern IV, 42 große ist beym Heurathen mehr zu fliehen, als zu suchen IV, 139
Schöpfung, Begriff derselben ist schwer III, 68
Schrift, heilige, deren Majestät III, 141
Schriftsteller, der Umgang mit ihnen ist nützlicher, als ihre Bücher III, 236
Seele des Menschen, deren Immaterialität III, 61 ihre Zerstörung kann man sich nicht vorstellen 63
Simson wird von der Delila besiegt IV, 13
Singmeister, alte, sehen lächerlich bey jungen Leuten aus IV, 48
Sinn, in deren Gebrauche sind wir nicht bloß leidend III, 30 f.
Sinnliche Empfindungen, sind von ihrer Ursache oder ihrem Gegenstande unterschieden III, 27

wie sie durch das empfindende Wesen unterschieden werden III, 29
Sittlichkeit unserer Handlungen, worinnen sie besteht III, 73, 83 Einwürfe dawider werden widerleget IV, 77, 79
Sokrates ist in Vergleichung mit Christo nichts III, 142
Solon, unrechtmäßiges Verfahren dieses Gesetzgebers IV, 274
Sonnenstäubchen, ob jedes seine Bewegung hat III. 39 ob es empfinde 52 N.
Sophie, Aemils künftige Gehülfinn III, 202, IV, 3 ihre Abschilderung 97 u. f. liebet den Putz und versteht sich darauf 98 ihre natürlichen Geschicklichkeiten 99 ihre häuslichen Beschäfftigungen 100 sie versteht alle einzelne Stücke der Wirthschaft ebend. ist wegen der Reinlichkeit überaus zärtlich 101 hat dieses den Lehren ihrer Mutter zu danken 102 sie übertreibt es in diesem Puncte ebend. ist von Natur gefräßig, aber mäßig geworden IV, 102 Eigenschaften ihres Geistes 103 Vorstellung ihrer Gemüthsart 104 hat Religion und was für eine 106 liebet die Tugend und aus welchem Grunde ebend. wird von dem einzigen Bedürfnisse zu lieben verzehret 107, 125 ist von den Pflichten und Gerechtsamen ihres und unsers Geschlechtes unterrichtet 108 hat wenig Lebensart der Welt 109 ersetzet solche durch eine ihr eigene Höflichkeit 110 verachtet das französische Geziere 110 ist bey jungen Leuten ihres Alters sittsam, und zugleich gebieterisch 111 wie sie auf Galanterien und verliebte Anträge antwortet 112 hat aufrichtige Lobsprüche und wahre Hochachtung gern 112 Rede ihres Vaters, der sie zu verheurathen denket 113 f. vergangener Zustand ihrer Aeltern 115 ihr gegenwärtiger Stand ebend. sie sind glücklich in ihrer Armuth 115 sie wird bey der Erwählung ihres Ehegatten sich selbst überlassen 118 man schreibt ihr

ein hitziges Temperament zu 119 Gegengewicht dabey ebend. sie wird nach der Stadt geschickt und warum 121 kömmt wieder zu ihren Aeltern 122 ihre Mattigkeit 123 wird der Eucharis Nebenbuhlerinn 126 sieht Aemilen und seinen Hofmeister, die von ungefähr in ihr Haus kommen 148 glaubet, in Aemilen den Telemach gefunden zu haben 154 höret ihn geneigt an 168 nimmt öffentlich die Gewalt einer Geliebten über ihn 177 bekömmt in verschiedenen Künsten und Wissenschaften Unterricht von ihrem Liebhaber 179, 181 erreget seine Leidenschaft durch ein wenig Unruhe 189 wie sie seine Unruhen einrichtet 195 läuft mit Aemilen um die Wette 210 besuchet nebst ihrer Mutter ihn bey einem Tischer in der Werkstatt 212 vertheidiget ihn 213 nimmt ihn zum Ehegatten an und bey welcher Gelegenheit 221 steht mit ihm Gevatter 223 wird zu einer Trennung von ihm auf zwey Jahre zubereitet 242 ihr stummer Schmerz bey dessen Abreise 245 heurathet ihn endlich 307 wird schwanger 320

Souverain, Verstand dieses Wortes in der Staatskunst IV, 271

Spanier, ihre Art zu reisen IV, 250

Sparta, dessen Ehrerbiethung gegen die Frauenspersonen IV, 90

Spiel, Zuflucht eines Menschen, der nichts zu thun hat III, 251

Sprache, französische, ob sie die keuscheste III, 187 der Bibel ihre ist die sittsamste 188

Staat, Verstand dieses Wortes IV, 270

Staatskörper, dessen verschiedene Benennungen IV, 270 dessen Mitglieder 271 ein mittlerer zwischen den Unterthanen und dem Souverain 277

Staatsrecht ist noch nicht erfunden IV, 264

Stammbuch tragen die Deutschen auf ihren Reisen herum IV, 250

Stand des Lebens schmelzet öftmals diejenigen um, die ihn bekleiden III, 243

Stoiker, eines von ihren wunderlichen Paradoxen III, 121 N.
Stolz, dessen Verblendungen eine Quelle unserer größten Uebel IV, 234

T.

Tacitus hat die Sitten der alten Deutschen besser beschrieben, als es jetzt mit den heutigen geschieht IV, 251
Tanzmeister, alte sehen lächerlich aus IV, 48
Tarquinius redet durch Zeichen III, 183
Terrasson, der Abt, wird bestritten und worinn III, 239
Thales, wie er reisete IV, 145
Thermopylä, Grabschrift der Spartaner, die man daselbst las III, 239
Thespitius, dessen funfzig Töchter werden vom Herkules beschlafen IV, 13
Thrasibulus redet durch Zeichen III, 183
Titularbesitzer eines Gutes hat nicht allezeit den meisten Nutzen davon III, 270
Tod, was er ist, in Beziehung auf den Gerechten III, 61, 62 IV, 235 in Ansehung des Bösen 235
Tugend wird mit dem Protheus in der Fabel verglichen III, 85 ist der Liebe eben so günstig, als andern Gerechtsamen der Natur IV, 91 Ableitung dieses Wortes IV, 230 was die Grundstütze aller Tugenden ebend. was ein tugendhafter Mann ist IV, 231

U.

Uebereinstimmung, wie vielerley deren bey dem Heurathen IV, 115
Ulysses wird vom Gesange der Sirenen bewegt III, 197 seine Gefährten werden durch die Circe erniedriget IV, 216
Unterthan, Verstand dieses Wortes in der Staatskunst IV, 271

Unverträgsamkeit eine schreckliche Lehre III, 148 N.

Urtheilen, worinnen es vom Empfinden unterschieden III, 28 kömmt nur dem thätigen oder verständigen Wesen zu ebend.

V.

Venedig, woher dessen Regierung von dem Volke verehret wird III, 182 N.

Vergnügungen, deren Tod III, 269 wie man sie von Beschwernissen frey machen kann 367

Vertrauen, Mittel solches zu gewinnen III, 9

Vicarius, Geschichte des savonischen III, 6 ff. hilft einem jungen Menschen aus seinem Kerker 4 dessen Eigenschaften 5 dessen Betragen gegen einen Freygeist 8 f. dessen Glaubensbekenntniß 16 ff.

Vielweiberey schützet nicht vor der Eifersucht IV, 192

Volk, Verstand dieses Wortes in der Staatskunst IV, 271 warum das gemeine keine lange Weile hat III, 250, 259 f.

Völkerrecht erläutert das Staatsrecht IV, 286

Volscier wurden durch einen Aufzug von Frauenspersonen gerühret IV, 91

Vorsehung, die göttliche, in Beziehung auf die Freyheit des Menschen betrachtet III, 56 wie sie gerechtfertiget wird 61

Vorurtheile verändern die natürlichen Verhältnisse nicht IV, 92

W.

Weibchen von den Thieren ohne Scham bey den Männchen IV, 8 ohne Begierde, wenn der Bedürfniß ein Genügen geschehen ebend. ihr Betragen in der Brunst 9 N. ausschließende Paarung mit denselben in gewissen Arten IV, 191

Welt ist für ein wohl erzogenes Mägdchen nicht sehr gefährlich IV, 87
Weltgebäude, dessen Uebereinstimmung zeiget ein höchstes verständiges Wesen III, 42, 44
Weltweisheit, ihre Macht in Ansehung der Sitten mit der Religion ihrer verglichen III, 157 f. N.
Wilde, Unterschied ihrer Kindheit und Jugend III, 166
Würde, königliche, ist der Theilung fähig IV, 283
Wunder, warum sie müssen geprüfet werden III, 110 wie die rechten müssen beschaffen seyn ebendaselbst kann der Teufel nicht thun 111 N.

X.

Xenokrates, dessen Enthaltsamkeit wird bewundert III, 77
Xenophon wird angeführet III, 238

Z.

Zauberer Pharaons, ob sie Wunderwerke gethan III, 111
Zeichen, Nachdruck ihrer Sprache III, 180, 183 f. in Beziehung auf die Erziehung 185
Zeitvertreib, sonderbarer zwoer Frauenspersonen III, 260 N. was für angenehme man sich wählen kann 270
Zeno verstcht des Diogenes Gang vor ihm III, 183
Zusammenstoppeler, neue, wer III. 240
Zweifler, deren Unglück III, 21

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Rousseau, Jean-Jacques

Herrn Johann Jacob Rousseaus, Bürgers zu Genf, Aemil oder Von der Erziehung

Bd.: 4

Berlin [u.a.] (1762)

Paed.th. 4834-3/4#4
urn:nbn:de:bvb:12-bsb00064194-4
VD18 80271502-001